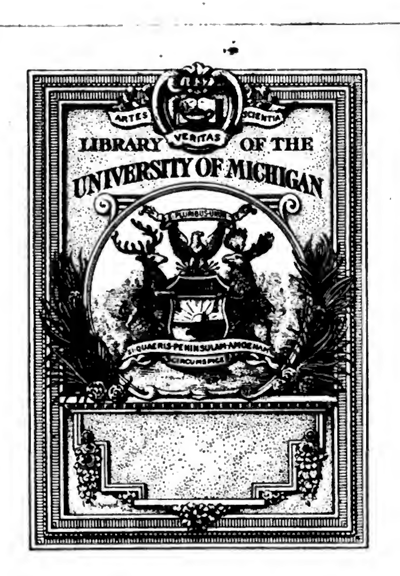
Geschichte des deutschen volkes

Theodore Lindner





ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Geschichte

des

Deutschen Volkes.

Von

Theodor Lindner,
ord. Professor der Geschichte an der Universität Halle.

Erster Band.

Bis zum Augsburger Religionsfrieden.



Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Mein Buch ist gewidmet allen, denen die Geschichte des deutschen Volkes der Teilnahme wert erscheint. Es soll den langen Verlauf von der Gründung des alten deutschen Reiches bis zum Beginn des neuen schildern.

Ich wollte zeigen, welche Wandlungen unser Volk durchlebt hat, und wie es in ihnen seiner ursprünglichen Anlage treu blieb. Daher beabsichtigte ich nicht eine ausführliche Erzählung alles Geschehenen, nicht ein Lehrbuch zu schreiben, sondern mein Wunsch war, die großen Gesichtspunkte scharf hervorzuheben und das für die Entwickelung Wirksame darzulegen. Die älteren Zeiten sind möglichst kurz behandelt. Von Kriegen und politischen Verflechtungen ist nur so weit die Rede, als sie die geschichtliche Weiterbildung bestimmten; dagegen werden die allgemeinen Zustände und die bedeutenden Persönlichkeiten in den Vordergrund gerückt. Zugleich versuchte ich, den Anteil des Volkes und den der führenden Geister an unserm Werdegange gleichmäßig zu verfolgen.

Der deutschen Geschichte fehlt scheinbar die Einheit, welche der andrer Nationen den Hauptreiz verleiht, weil sie die Uebersicht erleichtert und einen kräftigen Hintergrund gibt. Alle

Verhältnisse erscheinen dort größer, anziehender, lehrreicher. Die Handelnden bewegen sich in einer abgeschlossenen Umgebung und treten darum körperlich und verständlich hervor; selbst die Fehler und Irrtümer blenden oder machen einen tragischen Eindruck. Bei uns schwirrt und wirrt alles durcheinander. Die Bühne ist mit Personen vollgepfropft, wie ein alter deutscher Holzschnitt. Keine Scene ist abgerundet, die Fabel so verschlungen, daß sie schwer verfolgt werden kann. Wird einmal das Interesse lebhafter, dann folgt bald ein ermüdendes Zwischenspiel. Doch auch durch die trübsten Zeiten geht ein einheitlicher Zug hindurch und sie lehren mit beredter Zunge, welche Kraft allezeit in dem Volke wohnte, wie es unter allen Irrungen immer vorwärts strebte. Das zu zeigen, war mein Zweck.

In den Schicksalen eines Volkes stellt sich sein inneres Sein dar. Möge das Buch das Verständnis für unsre Geschichte fördern und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande stärken.

Halle, im Oktober 1894.

Theodor Lindner.

Inhaltsübersicht.

Seite

Erster Abschnitt.

Die Vorzeit.

Die Völkerwanderung machte das von römischen Staatsmännern längst Befürchtete zum Ereignis und der Ausgang der ungeheueren Umwälzungen überbot alle vordem denkbare Möglichkeit. Das römische Weltreich in Europa war vernichtet bis auf einen Bruchteil im fernen Osten, der, an sich noch immer hochbedeutend, dann durch den Islam verhindert wurde, den Germanen ihre Beute wieder abzujagen. Nicht allein das römische Imperium war gefallen, eine grenzenlose Verwüstung hatte sich ergossen über herrliche Länder und eine unendlich reiche und vielseitige Kultur bis auf kümmerliche Reste hinweggefegt. Was blieb übrig von den herrlichsten Schätzen der Kunst, der Litteratur, des Wissens und der Bildung? Es war eine Zerstörung, die weder der Verstand noch die Phantasie in ihrer Entsetzlichkeit zu fassen vermögen.

Wie sehr auch die Sünden des römischen Reiches zu seinem Verderben beitrugen, es zerbrach nicht von innen heraus, sondern der riesige Körper wurde blutleer durch die Wunden, die er fortgesetzt von allen Seiten her empfing, und durch die verzehrende Ueberanstrengung der Abwehr. Schließlich siegten die rohen Gewalten und die Völkerwanderung nahm ihr Ende, als das südliche und das westliche Europa in einen großen

Kirchhof verwandelt waren, in dem der Rest der Sieger neben den Besiegten so viel Raum fand, daß er keinen weiteren mehr begehrte, während auch die wenigen germanischen Stämme, welche daheim geblieben waren, für Jahrhunderte ausreichenden Platz hatten.

Der Sturz des weströmischen Reiches gilt als ein großer Sieg der Germanen, und die Nachkommen, die Deutschen wie die mit germanischem Blute versetzten Mischvölker, blicken deswegen mit Stolz auf ihre reckenhaften Ahnen, die so Großes vollbrachten. Doch ist je ein Pyrrhussieg erfochten worden, so war dieser einer. Ungezählte Germanen, mächtige Völker waren darüber zu Grunde gegangen, vom Erdboden verschwunden. Der weitaus größte Teil der übriggebliebenen saß nun mitten unter Fremden und büßte bald seine Eigenart, seine germanische Echtheit ein. Selbst räumlich gemessen hatte die germanische Welt Verluste erlitten. Nahm sie einst die weiten Länder von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere ein, so waren jetzt Elbe, Saale, der Böhmerwald die Grenzen. Als wirkliche Eroberungen, wo das Germanentum nicht von Anfang an in Gefahr war unterzugehen, sind nur das Land rechts der Donau, die Ufer des Rheins bis zu den Vogesen und bis zu den östlichen Nebenflüssen der Seine hin und Brittannien zu verzeichnen.

Noch einmal haben später große Teile der alten Welt eine ähnliche Sintflut erlitten, als im dreizehnten Jahrhundert die mongolischen Horden über Asien hereinbrachen. Wo die Hufe ihrer Rosse das Erdreich zertreten hatten, wuchs keine Kultur mehr. Anders in Europa, und es wird immer der Ruhm der Germanen bleiben, daß sie, die Zerstörer, sich zu Neuschöpfern umwandelten, daß von ihnen eine neue Lebens- und Geisteswelt ausging. Der wilde Sieger las mühselig die Scherben der von ihm zerschlagenen Herrlichkeit auf und kittete sie mit sauerem Schweiß in harter Arbeit, in der er einen guten Teil seines Seins darangab,

wieder zusammen. Er brachte ein Gefäß zu stande, das, so roh und unbeholfen es war, den Most höherer Gesittung zu fassen vermochte, bis er zur Klärung gedieh.

Ihr welthistorisches Werk hätten die Germanen kaum unternehmen können, wenn sie nicht bereits Christen gewesen wären. Hätten sie als Heiden ein heidnisches Reich zerstört, unendlich schwerer würde ein Wiederaufbau geworden sein. So empfingen sie mit dem Christentume die Bildungsstoffe, welche es aus der alten Welt in sich aufgenommen hatte, bei weitem nicht die ganze antike Bildung, aber immer noch genug, daß nach fast einem Jahrtausend die verborgenen Saatkörner zu ungeahnter neuer Blüte aufgehen konnten. Die christliche Religion hatte bereits so lange in dem römischen Reiche bestanden, daß die lateinische Sprache zur alleinberechtigten Kirchensprache geworden war. Dadurch blieb das Interesse an den klassischen Schriftwerken gewahrt, und die Kirche trug nachher den Eifer, sie handschriftlich fortzupflanzen, in alle Länder des Abendlandes. Das römische Gepräge des Gottesdienstes erleichterte die Verschmelzung der so verschiedenen Charaktere der Germanen und Romanen zu neuen Völkern. Ueber all dem Chaos der neu entstandenen staatlichen Bildungen blieb unvergessen die einstige Universalität des Reiches und der Kirche. So entstand allmählich aus der Mischung von Christentum, Germanentum und Römertum eine einheitliche neue Welt.

Diese lateinisch-christliche Kirche brachte den Germanen eine mannigfache Mitgift. Christentum gilt uns für einen scheinbar einfachen, immer gleichwertigen Begriff, aber jede Zeit hat etwas andres darunter verstanden. Gewiß waren die Grundquellen stets dieselben, aber sie lagen nicht immer frei zu Tage, sondern mußten ihren Weg nehmen durch die verschiedenartigen Behälter, in denen man sie zu fassen suchte. Ungenügend oder von fehlerhafter Anlage, ließen sie das köstliche Naß zum besten Teil in den Boden sickern oder trüb werden. Das

sind die Kirchen, die von Menschenhänden gewiß nach bestem Willen und Können geschaffen, doch nur dem jeweiligen Vermögen der Werkführer und der Zeiten entsprechen. Kirchen und Konfessionen sind nur Erscheinungsformen der Religion, nicht die ganze Religion selbst. Nicht das jeweilige Gehäuse ist das Ewige, sondern der Inhalt, und die nie zu erschöpfende Thätigkeit des religiösen Geistes sucht beständig die Form zu vervollkommnen, damit der in ihr geborgene Schatz nicht durch Zwang und Druck verkümmere.

Das Christentum, wie es damals war, hat dem römischen Staate weder zum Verderben gereicht, noch den Untergang aufgehalten. Die Priester waren durchschnittlich den gebildeten Klassen an Wissen nicht überlegen und zum großen Teil nicht dazu angethan, sie sich durch höhere sittliche Kraft unterzuordnen. Bei den niederen Schichten war das Christentum meist nur ein über das Heidentum gestrichener Firnis, unter dem die alten Vorstellungen, namentlich der so tief gewurzelte Glaube an dämonische Gewalten, fortlebten. Die Moral, soviel sie mit Worten gepredigt wurde, trat zurück hinter dem Dogma, das oft nur dem politischen Parteizwecke diente und mit seinen starren, von der Masse unverstandenen, von den Theologen leidenschaftlich zugespitzten Sätzen zur Lieblosigkeit führte. Der Staat gebrauchte die Kirche als Machtmittel und wurde doch von ihr beherrscht. Die Geistlichkeit gliederte sich entsprechend dem weltlichen Beamtentume zur vielschichtigen Hierarchie aus, die danach strebte, das selbständige Leben der großen und kleinen Gemeinden zu untergraben und den oben herrschenden Richtungen entsprechend in gleichmäßige Form zu pressen.

In dieser Gestalt, mit einem in den Hauptsachen fertig ausgeprägten unduldsamen Dogma, mit fest geregelten gottesdienstlichen Gebräuchen, mit hierarchischer Verfassung und mit manchen abergläubischen Wahngebilden, übernahmen die Germanen die christliche Kirche. Gewiß trugen viele unter ihnen der neuen Lehre bald ein herzliches Verständnis entgegen, doch

die Menge fügte sich nur den Verhältnissen. So wenig wie die Römer wurden die Germanen in ihrer Gesamtheit sofort ein andres, gesittigteres Volk. Aber sie waren durch ihre Gemüts- und Geistesanlage befähigt, allmählich durch die Schale zum Kern, durch die Form zum Inhalt vorzudringen, den tiefen sittlichen und echt menschlichen Grund des Christentums zu erfassen. Die abendländische Kirche neigte von Anfang an dazu, die praktisch-ethische Seite, die Ueberwindung der Sünde durch Beichte und Buße zu betonen, während in der morgenländischen die Spekulation auf das Heilige überwog. Die germanische Mischung mag die erstere auf ihrem rechten Wege erhalten haben, so daß sich allmählich römische und griechische Kirche in Wesen und Denkart weit voneinander trennten. Denn wie Religionen auf die Völker einwirken, bilden auch die Völker die Religionen nach ihrem Sinne aus.

So unvollkommen das Christentum der damaligen Kirche erscheint, es übermittelte zugleich den naturwüchsigen Germanen eine reiche Fülle von neuen geistigen und sittlichen Begriffen und Vorstellungen, von Wissen und Kenntnissen, von Kunst- und Handfertigkeiten. Allerdings, wenn sich über einfache Völker ein Strom von bisher unbekannten höheren Elementen ergießt, so ist die Wirkung nicht gleich eine glückliche, es entsteht zunächst Verwirrung. Die eigene Art wird zurückgedrängt, und selbst ihre guten Seiten unterliegen dem überwältigenden Eindruck des staunenswerten Fremden, während dieses noch nicht verarbeitet, nicht nutzbar gemacht werden kann. Erst wenn ein rechter Ausgleich der beiden Stoffe stattgefunden hat, beginnt auf seinem Grunde ein frischer Lebensbaum seine Zweige zu entfalten. Bis zu den Zeiten Karls des Großen reichte die Vorbereitung des Mittelalters.

Hatte die Kirche sich entwickelt im altrömischen Leben und konnte sie in Italien, Spanien und dem ehemaligen Gallien sich weiter auf römisches Volkstum stützen, so war ihr nun die Aufgabe gestellt, auch die rein erhaltenen germanischen

Völker zu gewinnen, und diese trugen zu dem Neubau der Weltgeschichte ihr Eigenwesen bei.

Ich will nicht zurückgreifen auf die ältesten, ohnehin viel umstrittenen Einrichtungen der Germanen; ich begnüge mich mit dem Versuche, ihr innerliches Wesen, ihre natürliche Begabung zur Darstellung zu bringen. Ich habe dabei vornehmlich die Stämme im Auge, aus denen nachher unser deutsches Volk erwuchs.

Freilich, ist es schon schwer, eines einzelnen Menschen Seele zu fassen, die auch bei dem geringfügigsten als wunderbare, geheimnisvolle Zusammensetzung widerstreitender Eigenschaften erscheint, die bald ein vielseitig geschliffener harter Krystall die Außenwelt nur in trügerischem Farbenwechsel zurückwirft und bald weicher Thon allen Eindrücken sich preisgibt, so ist es noch schwieriger, den verschlungenen Irrgängen einer Volksseele zu folgen, und doppelt fällt die Aufgabe ins Gewicht, wenn ihre Lösung aus dürftiger und dunkler Kunde gefunden werden muß. Und handelt es sich um die Voreltern des Volkes, dem man selbst entstammt, dann entsteht die Besorgnis, entweder von Liebe verblendet oder durch allzustrenges Streben nach Wahrheit zur Ungerechtigkeit verführt zu werden.

Daß den Römern die alten Germanen von durchweg gleichmäßiger Körperbildung zu sein schienen, von mächtigem Wuchs, mit weißer Haut, mit leuchtenden blauen Augen und rötlichblondem Haar, ist nicht wunderbar; schwer faßt das Auge die jedem eigentümlichen Merkmale unter Einzelwesen einer fremdartigen Völkerschaft, wie das Ohr erst nach allmählicher Gewohnheit die Persönlichkeiten andrer Redeweise zu unterscheiden lernt. Doch ist sicher, daß die große Mehrzahl unsrer Altvordern diesem typischen Bilde entsprach, und es darf hinzugefügt werden, daß die Römer ihnen nicht bloß Stärke, sondern auch Schönheit nachrühmten. Noch eines wurde durchaus allen Germanen zugesprochen: die wilde, ungestüme Tapfer-

keit, der feurige Schlachtenmut, dem auf Erden nichts lieber war, als in den blutigen Streit zu stürmen.

Unsre ältesten Ueberlieferungen jeder Art atmen den gleichen Kampfesgeist. „Ein wunderbarer Gegensatz der Natur, daß dieselben Menschen die Trägheit lieben und die Ruhe hassen, daß diese kühnen Krieger sich im Frieden der Trägheit, dem Schlafen und Essen hingeben, die Bestellung des Hauses und des Ackers den Frauen, Greisen und Schwachen überlassen", fügt Tacitus hinzu. Aber hat der Römer hier nicht vielleicht einen unzutreffenden Vergleich angestellt mit dem Bienenfleiß des italischen Landmannes, der auf hoch nutzbar gemachtem Boden bei dichter Bevölkerung zu jeder Jahreszeit seine Arbeit vornahm, während der Germane noch andre reich fließende Nahrungsquellen in Wild und leicht versorgtem Viehstand besaß, über weite für die Kopfzahl ausreichende Gelände verfügte und auch durch das Klima gezwungen wurde, für lange Monate die Feldarbeit einzustellen? Denn sobald der Germane in den Kreis der alten Welt kam, trat er mit der Forderung von Ackerland auf, und nach wenigen Jahrhunderten erscheint er als fleißiger Landmann, als rechter Bauer. Hätte die Anlage dazu nicht in ihm gelegen, sie würde sich nicht so schnell und glücklich entwickelt haben.

Tacitus erkannte, wie seltsame Widersprüche der germanische Charakter in sich vereinte, daß eine scheinbare Unbeständigkeit, ein gewisses Schwanken in ihm obwaltete. Selbst im Kampfe war das bemerkbar. Dem wuchtigen Ansturm, der nicht zum sofortigen Siege führte, folgte Ermattung, selbst Zagheit; es galt nicht für unehrenhaft, sich zurückzuziehen, wenn es noch möglich war, obgleich dann häufig ein neuer Angriff unternommen wurde. Ein bezwungenes Volk unterwarf sich nicht selten mit dumpfer Ergebung und Entsagung, um dann plötzlich wie ein Vulkan nach seiner Ruhepause wieder loszubrechen. Die gewaltigen Leiber eigneten sich mehr zu einer plötzlichen Kraftleistung, als zur Ausdauer;

Kälte und Hunger ertrugen sie leicht, doch der Hitze und dem Durst widerstanden sie weniger, Züge, die nicht rein physisch, sondern auch psychisch zu erklären sind. Daher wurde nach der kriegerischen Anspannung die Ruhe daheim geliebt, die nicht bloßer Trägheit, sondern dem Bedürfnis nach Erholung entsprang. Allzeit hat unser Volk es verstanden, der saueren Woche das frohe Fest folgen zu lassen, und nicht nur zu seinem Nachteil.

Wohin man auch blickt, überall treten bei den Germanen solche Gegensätze hervor. Die Frau stand ganz unter der Hand, der Mundschaft des Mannes, der sie sogar mit den Kindern im Falle der Noth verkaufen durfte. Ihr war die strengste Keuschheit auferlegt, während der Gatte sich von Mägden und Sklavinnen nicht fern zu halten brauchte, schwere Arbeit wurde ihr zugemutet. Dennoch war die Frau die vollberechtigte Mutter der Kinder, die Walterin im Hauswesen, die Genossin des Mannes. Der Germane fühlte die besondere Veranlagung des Weibes heraus und wußte sie zu ehren, und wenn er ihm, wie Tacitus sagt, „etwas Heiliges und Vorschauendes“ zuschrieb, so ist darunter nicht allein die Gabe des Blickes in die Zukunft zu verstehen; auch die gemütvolle Zuneigung des Mannes zur trauten Gefährtin, die Zuversicht auf ihre Hingabe und ihren klugen Rat dürfen wir in dieser Schilderung erkennen. Die Frau vermochte verschiedene Seiten zu entfalten, die Kriemhildennatur, zärtlich und fürchterlich, lag in allen. Die Mutter und Gattin zog auch getreulich mit hinaus in die Ferne, und wie sie sorglich die Wunden zu verbinden wußte, verstand sie in der Verzweiflung auch solche zu schlagen. Oft genug erprobten die Feinde, wie die germanischen Frauen nicht allein zum Minnespiel, sondern auch mit den Männern ebenbürtiger Kraft zum Kampfe fähig waren. Die alten Mädchennamen zeugen deutlich von diesen ganz entgegengesetzten Eigenschaften, die man ihren Trägerinnen zutraute.

Aehnlich war das Verhältnis zu den Unfreien und Sklaven.

Der Herr ließ sich vom Zorn hinreißen, den Leibeigenen zu erschlagen, den er sonst wie ein Glied der Familie behandelte. Ihre Kinder wuchsen im gemeinsamen Spiele auf, das oft zur getreuen Kameradschaft fürs Leben wurde. Doch die von Unfreien beiderlei Geschlechts gezeugten Kinder blieben unfrei.

Einer der größten Fehler der Germanen war unzweifelhaft ihre unerlöschliche Trunksucht, der sie auch unter heißen Himmelsstrichen nicht entsagten; aber ihre besseren Eigenschaften, ihre Leibes- und Geisteskräfte versanken nicht in den Tiefen des Bechers.

Fortdauernde kriegerische Beschäftigung macht roh und unbarmherzig. Gleichwohl wurde der Germane nicht blutgierig, nicht Totschläger aus Lust am Morden. So sehr die kriegerischen Neigungen auch den Götterglauben durchdrangen, blieb ihm ein tiefsinniger, poetischer Zug. Empfindung für die Natur, für ihr geheimnisvolles Walten und Wirken haben unsre Vorväter immer gehabt. Ihr Sinn stand dem Uebergewaltigen, dem Höheren offen. Der Germane schlug die Römer nieder, plünderte ihre Städte, vernichtete ihre Kultur und empfand dennoch, daß sie ihm geistig überlegen waren. Mit ehrfurchtsvoller Scheu blickte er zu Rom auf, dessen Heere er vor sich niederwarf, beugte er sich vor dem Wissen und Können der Feinde; germanische Sieger haben wohl daran gedacht, dem römischen Reiche ihre Dienste zu weihen, aber keiner wagte sich den Kaisertitel anzumaßen. Unbegrenzt in die Weite schweiften die germanischen Völker, die meisten waren jahrhundertelang in Bewegung; trotzdem bezeichneten sie den Sitz in der Fremde als „Elend".

Ebenso wie dieses Hangen in entgegengesetzten Stimmungen und mit ihm verwandt tritt ein andrer Grundzug hervor. Wie auch die älteste staatliche Gliederung beschaffen gewesen sein mag, jedenfalls war sie lockerer Art. Den Germanen fehlte Fähigkeit und Neigung für feste politische Verbände. Die römische Staatsauffassung, daß alles nur da sei, um dem

Ganzen zu dienen, war ihnen unverständlich. Da sie durchaus Landvolk waren, keine Städte kannten, entbehrten sie ohnehin der festen Haltpunkte, aus denen die antiken Staaten hervorgingen. Sie lernten schließlich, sich zu großen Völkervereinen und Heeresmassen zusammenzuballen, aber deren einzelne Bestandteile lösten sich leicht auseinander und nach gemachter Eroberung saß am liebsten jeder für sich auf dem eigenen Grund und Boden. Die alten Verbände vor der Völkerwanderung faßten zwar die freien und gleichberechtigten Stammesgenossen zu Krieg, Gericht und Ratschlagung zusammen, doch verhüteten sie nicht Uebertritte zum Feinde, wenn Leidenschaft oder Verlockung stärkere Kraft ausübten. Jeder wahrte sich im Herzensgrunde das Recht der Selbständigkeit und betrachtete die durch das Zusammenleben bedingte Gebundenheit gewissermaßen als eine freigewählte. Selbst der für friedlos Erklärte konnte sich durch freiwillige Sühne und Buße wieder in die Gemeinschaft einkaufen.

Widerstrebte der Germane einer festgeschlossenen staatlichen Ordnung, so war er dafür im stande, persönliche Verpflichtungen einzugehen und sie mit Selbstaufopferung zu halten. Wurde doch der wilde Waldessohn der getreueste Legionssoldat. Niemand hätte ihn zur Unterordnung zu zwingen vermocht, aber nahm er sie freiwillig auf sich, dann gab er sich ganz hin. Hier kam die Treue, die persönliche Ehrliebe zur glänzendsten, rühmlichsten Entfaltung, während Volk gegen Volk sie nicht übte. Es bildeten sich so Einungen, wie die Gefolge, deren innere Kraft und Festigkeit, den Wettbewerb der Eidesbrüder Tacitus staunend schildert. Diese Vorliebe für von Person zu Person wechselseitig eingegangene Verpflichtungen und für darauf begründete Genossenschaften hat sich auf die Nachkommen zäher vererbt, als manche andre Seite der Urzeit.

So erkannten die alten Germanen durchaus die Berechtigung des Individuums, des eigenen Willens und der eigenen Empfindung an. Trotzige Selbstverantwortung war ihnen im

Grunde lieber, als gesetzlicher Schutz, und das Rechtswesen war ganz von dieser Anschauung durchdrungen. Es bestrafte nur die gröbsten gegen die Gesamtheit gerichteten Verbrechen, um den Zorn der Götter zu versöhnen. Reich an poetischen, althergebrachten Formeln, an symbolischen Handlungen begnügte es sich mehr, das Recht zu weisen, als es aufzuzwingen und mit gesetzlichen Mitteln durchzuführen. Der vorwaltende Zug zur Sühne, die eigentümliche Ausbildung des Reinigungseides und die Einrichtung der Eideshelfer, der Bürgen für die Reinheit des von einem Genossen geleisteten Eides, die Berechtigung zum Zweikampf und die freigestellte Wahl zwischen Buße und Fehdegang lassen die Geltung des Einzelnen voll bestehen. Jeder Freie hat Anteil, Recht und Pflicht, am Gerichte. So steht es auch in der Mark und in der Gemeinde, wo ebenfalls der Spruch der vereinten Genossen entscheidet.

Der Germane haßte die Zusammenfassung zu höheren ordnenden Gewalten und verschmähte die Vorteile, welche Zentralisation gewähren kann. So kriegerisch er war, gerade die einen kriegerischen Volkstypus gewöhnlich auszeichnende Neigung zu Gewaltherrschaften fehlte ihm. Der Germane hatte mehr das Bedürfnis, nicht zu gehorchen, als das, zu herrschen. Am liebsten half sich der Einzelne selber durch, und wo er es nicht konnte, beschränkte er sich auf den kleinsten Kreis, der ihm seinen Bestand verbürgte. Die Selbstverwaltung war den Germanen angeboren.

In den privatrechtlichen Beziehungen waren Sitte und Brauch geheiligt durch die Vergangenheit und fest ausgeprägt. Sich ihnen zu unterwerfen, galt nicht für ein Opfer persönlicher Freiheit, sondern erschien als selbstverständlich. Die Einfachheit der Verhältnisse machte das Leben ein- und gleichförmig und unterwarf jeden mit zwingender Gewalt den alltäglich geübten Satzungen. Trotzdem behielten die Menschen in ihrem Inneren Eigenart und Beweglichkeit genug. Die Lebensweise, die natürliche Unbändigkeit erzeugten Rauheit und Roheit,

weniger vielleicht des Herzens, als des Gebarens und Auftretens. Doch wie es auch immer gehen mochte, bei allen Wallungen und Schwankungen des Gemüts, bei allen Wandlungen des Schicksals versagte die selbstbewußte Kraft selten gänzlich.

Eine eigene Mischung von guten und bedenklichen Eigenschaften waltete in unsern Ahnen. Nicht umsonst rechneten Römer und später Byzantiner auf ihr mangelhaftes Gemeinsamkeitsgefühl und beuteten es zu ihrer Selbstvernichtung aus. So gering war selbst das Stammesbewußtsein ausgebildet, daß Teile desselben Volkes, wie der Goten, dem Feinde gegen die Blutsbrüder halfen. Die arge Rechnung schlug fehl unter der Uebermacht der Verhältnisse; doch auch nachher blieb die gleiche Gefahr, obschon in andrer Form bestehen. Das war die nicht nur aus Schwäche, sondern auch aus ihrer glücklichen vielseitigen Begabung stammende Eigenschaft der Germanen, Fremdes auf sich wirken zu lassen, ihm Eingang in Sinn und Sitte zu gestatten. Aber wie leicht konnte darüber das Volkstum untergehen!

Daher war es ein Glück für das Germanentum, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil außerhalb der ehemaligen Grenzen des römischen Reiches blieb. Indem die westgermanischen Stämme sich allmählich auf ihrem einmal eingenommenen Boden dauernd einrichteten, erstarkte bei allen das besondere Einheitsgefühl und bildeten sich Sprache und Recht in eigentümlicher Weise aus.

Unter all den gewaltigen Männern, welche die Heldenzeit der Völkerwanderung hervorbrachte, hat keiner nachhaltigere Wirkungen hinterlassen, als der zum römischen Christen gewordene Frankenkönig Chlodwig. Ein wilder Barbar, ein nie gesättigter Eroberer, ein treuloser Mörder, erwarb er sich gleichwohl den Ruhm, das Reich zu schaffen, auf dem die spätere Geschichte des Abendlandes beruhte. Die Söhne setzten sein Werk fort. Das Reich der Franken war das erste, welches

unter den germanischen Eroberungen dem alten römischen glich, denn es verfolgte nicht den ausschließlichen Zweck der Ansiedelung des siegenden Volkes, sondern vereinigte unter seiner Botmäßigkeit mehrere Völkerschaften. Doch es unterjochte sie weder, noch suchte es sie aufzusaugen. Unter ihnen befanden sich auch die Bayern und Alamannen. Die ersteren, die ehemaligen Marcomannen, zogen erst gegen Anfang des sechsten Jahrhunderts aus Böhmen in ihre neue Heimat und obgleich sie Reste der altrömischen Bevölkerung in sich aufnahmen, konnten sie die Reinheit ihres Blutes bewahren. Im großen und ganzen gilt das auch von den Alamannen, nur am Rhein, in der Schweiz und im Elsaß mochte eine geringe Mischung mit den spärlichen Ueberbleibseln der vormaligen Bewohner stattfinden. Trotz ihrer Verbindung mit dem Merowingerreiche und der allmählichen Verbreitung des Christentums erfuhr ihr angeborenes und ererbtes Sein keine so tiefgreifende Umgestaltung, wie bei einem großen Teile der Franken. Lange verharrten sie in Trennung voneinander, da auch Bayern und Alamannen im fränkischen Reiche eine sehr selbständige Stellung einnahmen, und es war nicht unmöglich, daß von diesen nahe verwandten Stämmen jeder dereinst seine eigenen Wege einschlug, auf denen er, für sich zu schwach, schließlich in andern Völkern und Gewalten untergehen mußte. Da fügte sie Karl der Große zusammen.

In den drei Jahrhunderten, welche zwischen ihm und Chlodwig verflossen, sammelten sich langsam die durch die Völkerwanderung zerriebenen und in die Lüfte zerstobenen Stoffteilchen und schlugen sich als neue Fruchtschicht nieder. Erst die Karolinger bannten völlig die Stürme, die noch unter den Merowingern die frisch hervorsprießenden Keime zu vernichten drohten. Es war eine wilde, traurige Zeit, in der trotzdem mehr nutzreiche Arbeit verrichtet wurde, als die dürftigen und trüben Nachrichten erkennen lassen.

In dem unbewußten Wettstreit der Selbsterhaltung zwischen

den so verschiedenartigen Völkernaturen gewann die germanische den Vorsprung; nur die Kirche rettete einen guten Teil ihrer Ueberlieferungen bei allem sittlichen Verfall, selbst als die Bischöfe meist nur aus den Franken hervorgingen. In den Künsten, in der Technik, im Handwerk, im Kriegswesen, in der Lebensführung erfolgte ein Rückschritt von den römischen Verhältnissen. Doch ging nicht alles verloren, während eine dem Germanentum angepaßte und zusagende neue Weise entstand.

Der Staat wurde nach den Neigungen und Bedürfnissen des herrschenden Volkes gestaltet. Manche zunächst beibehaltenen Einrichtungen der Römerzeit verschwanden unter dem Gegendruck des germanischen Widerstrebens. Von besonderer Wichtigkeit für die Zukunft war, daß eine allgemeine Reichssteuer nicht behauptet werden konnte. Das erbliche Königtum mit fast unbeschränkter Gewalt wurde der Mittelpunkt des Staates. Dem Könige leistete der Franke den Treueid, jeder Freie war zum Heerbann verpflichtet. An der Spitze der Gaue stand als Beamter der vom Könige eingesetzte Graf, dem die Fürsorge für Krieg und die Leitung des Gerichtes oblag; noch wurde dieses in alter Weise von den Volksgenossen gehegt. Somit blieb die kriegerische und zugleich genossenschaftliche Grundlage bestehen. Aber zu einem harmonischen Gleichgewicht kam es nicht. Einmal nahm die Kirche mit ihren zahlreichen unter geistlichem Rechte lebenden Angehörigen und ihrem unermeßlichen Reichtum eine besondere Stellung ein, dann bildete sich ein Großgrundbesitz aus, als natürliche Folge der Völkerwanderung.

Handel und Wandel waren außer Fugen geraten, der industrielle Erwerb trat zurück hinter dem Landbau, der dem Germanen besser von der Hand ging und mit dessen Betrieb er die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse verband. Selbsterzeugung und Selbstverbrauch wurden die Regel. Geld und Edelmetall waren zum allergrößten Teile aus dem Verkehr entschwunden. Ungeheuere Mengen lagen verborgen in der Erde, unter den Trümmern oder als Grabbeigabe für Heer=

könige und Tapfere, andres rotes Gold wanderte aus den Schatzkammern als frommes Geschenk an die Kirchen; vieles floß nach dem handelskräftigen Orient ab. Das Geld verlor daher seine Bedeutung für das tägliche Leben und den Verkehr, nur der Grundbesitz hatte seinen Wert und erhielt mit seinen Erträgnissen den Herrn mit Untergebenen und Zugepflichteten. Es bildete sich die mittelalterliche Naturalwirtschaft. Der Grundbesitzer setzte seine Erträgnisse nicht, wie einst bei den römischen Latifundien geschah, vorwiegend in bares Geld um, sondern verbrauchte die unmittelbaren Erzeugnisse der Wirtschaft; er arbeitete nicht hauptsächlich mit Sklaven, sondern mit Leuten, die zwar persönlich in mannigfacher Weise abhängig, doch in ihrer Arbeit selbständig waren. Daher wirkte dieser Großgrundbesitz nicht wirtschaftlich schädigend, erweiterte eher die tragbaren Felder und Fluren. Zum Teil führte er noch auf die römische Zeit zurück; vielfach nachher aus königlichen Verleihungen hervorgehend, gab er einem neuen Adel, dem Dienstadel, den Ursprung.

Große Gütermengen, die ohnehin meist aus vielen weit voneinander entfernten Stücken bestanden, konnten von dem Herrn nicht allein verwaltet werden, und ihr Betrieb erforderte außer den eigentlichen Arbeitskräften auch beaufsichtigende und leitende Personen, welche die Erträgnisse sammelten. Daher mußte zu mancherlei Auskünften gegriffen werden, und hier kam die alte Vorliebe der Germanen zu persönlichen Verpflichtungen in Geltung. Aus ihr — keineswegs allein, aber sie gab den inneren Halt — entwickelte sich allmählich das Lehnswesen, das eine Kette von persönlicher Abhängigkeit nach unten flocht, das dem Vasallen seinen Senior als die für ihn wichtigste Person im Staate erscheinen ließ, ihn nicht bloß zum wirtschaftlich Abhängigen machte, sondern auch menschlich und sittlich an jenen knüpfte. Der Vasall war gegen Verleihung von Grund und Boden zum Gehorsam und Waffendienst verbunden und konnte wieder andre für sich selbst und so mittelbar für

den Senior verpflichten. Zahlreiche Freie trugen kein Bedenken, in solche Verhältnisse einzutreten. Stetig wuchs die Bedeutung der Großen im Staate selbst. Die Ausübung von Beamtenbefugnissen oder die Befreiung von Lasten und von der Unterordnung unter die öffentlichen Gewalten gaben den Grundherren die Möglichkeit, im Staatsgemeindewesen besondere Herrschaften privater Natur zu gründen. Die niederen Freien gingen dagegen zurück, namentlich erdrückt von der Last des Heerbanns. Der Freie, zum Bauern geworden, hatte die ehemalige Kriegsfreude verloren, seitdem er seinen gepflegten Besitz hatte und dennoch auf eigene Kosten und Gefahr, aber nicht mehr zu seinem Vorteil, den Heerbann in ferne Gegenden leisten sollte. Die früheren Rechte wurden ihm zur Last.

Die Karolinger, nachdem sie als Majores Domus die thatsächliche Regierung an sich gebracht hatten, stellten die durch die Teilungen und innere Kämpfe gefährdete Einheit des Reiches wieder her, ohne jenen allgemeinen Zug, der den allmählichen Verfall der alten Verfassung herbeiführen mußte, hemmen zu können. Genug, daß sie als kraftvolle Männer ihre oberste Stellung geltend machten; das Königtum selbst erhielt mehr und mehr einen persönlichen Charakter, während die Herrschaftsmittel an sich nicht zunahmen.

Pippin konnte sich 751 zum Könige machen; er sah sich bereits veranlaßt, den bisher vom Frankenreiche innegehaltenen Kreis zu überschreiten und zweimal nach Italien dem Papste zu Hilfe gegen die Langobarden zu ziehen. Mit seinem Sohne, Karl dem Großen, beginnt eine deutsche Geschichte.

Zweiter Abschnitt.

Karl der Große. Die ostfränkische Zeit.

Mit Blut und Eisen ist die Wiege unseres Volkes gezimmert worden. Indem der Frankenkönig Karl seinen Beschluß, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis er die Sachsen zum Christentume bekehrt oder vernichtet hätte, in langwährenden Kriegen zur Ausführung brachte, vollzog er ein Werk von unendlicher Bedeutung. Denn die dauernde Vereinigung der Franken, der Sachsen und der Friesen, der Thüringer und der Hessen, der Alamannen und der Bayern schuf ein Volksgebilde, dessen Glieder allmählich über die gewaltsame Zusammenschweißung hinaus zu innerlicher Einheit gediehen. Die bisher germanische Einzelstämme gewesen waren, wuchsen zu Deutschen zusammen. Bis dahin waren die Sachsen mit den Franken erblich verfeindet, mit den Bayern und Schwaben außer Gemeinschaft. Dagegen standen sie in engen Beziehungen zu dem Nachbarvolke, den Dänen, deren heidnische Götterwelt auch die ihre war, und je länger diese Verbindung dauerte, desto schwerer wurde eine Verschmelzung mit den südlichen Stämmen. Karl machte die Trennung Sachsens von den Nordgermanen zu einer endgültigen. Noch eine andre Gefahr hat er für alle Zukunft abgewehrt. Ueber Elbe und Saale hinaus hatten sich bereits die wendisch-slavischen Völkerschaften vorgedrängt. Wie leicht konnten im Laufe der Zeiten diese fremden Massen, hinter denen starker Nachschub stand, die norddeutsche Tiefebene den Sachsen abringen oder mit ihnen eine Mischung eingehen, in der die Reinheit des sächsischen Volkstums verwischt wurde. Doch auch die siegreichen Franken hatten bisher vor einem ähnlichen Schicksal gestanden. Schon waren die weiter nach Gallien vorgeschobenen Bestandteile ihres Volkes

romanisch geworden. Verstärkte die germanisch gebliebenen Franken nicht ein gleichartiger Volksstoff, so mußten sie auf die Dauer der gleichen Umwandlung unterliegen.

Karl hat diese Tragweite seiner Handlungen nicht übersehen, nicht vorher erwägen können; sein Zweck war nur, zur Beruhigung der Grenzen sein Reich zu erweitern und den christlichen Glauben zu verbreiten. Dadurch bestimmte er den Deutschen, noch ehe sie zu einem Volke geworden waren, zum guten Teil Form und Inhalt ihrer dereinstigen Entwickelung. Die fränkische Verfassung wurde überall eingeführt. Doch ließ er den Stämmen ihre Volksrechte, für deren Aufzeichnung, soweit sie noch nicht geschehen war, er Sorge trug.

Der Staat sollte nicht allein auf die Waffen, sondern auch auf Bildung und Religion gegründet sein. Der Herrscher betrachtete das Christentum als bestes Erziehungsmittel seiner Völker und legte vornehmlichen Wert auf dessen praktische Seite zur Veredelung der Sitten. Indem er die kirchlichen Einrichtungen mit seiner weltlichen Macht schirmte und seinem Staate einen kirchlichen Zweck gab, bahnte er das Verhältnis an, welches nachher dem Mittelalter seinen eigentlichen Charakter verlieh: die Verquickung von Weltlichem und Geistlichem, die Vermischung von Staat und Kirche.

Die Kirche trug, wie wir wissen, bereits ein bestimmtes Gepräge; Dogma, Verfassung, die Formen des Gottesdienstes waren der Hauptsache nach zum Abschluß gebracht. Wohin nunmehr das Christentum vordrang, kam es in dieser Gestalt. Und schon war die Kirche an Rom und den Papst geknüpft, hauptsächlich durch den heiligen Bonifatius, der weniger als Heidenbekehrer und Apostel, wie als Organisator seine folgenreiche Thätigkeit entfaltete. Indem Pippin für sein Königtum die päpstliche Billigung einholte, verstärkte er die Bande zwischen Rom und dem Frankenreiche. Allerdings leitete Karl die Kirche selbständig und traf sogar mit Beirat seiner Gelehrten in dogmatischen Fragen Entscheidungen, selbst gegen die römische

Auffassung. Er brachte indessen die anerkannten Kirchengesetze zur Wirkung, setzte die Gebräuche in Uebereinstimmung mit den römischen und holte in manchen Dingen des Papstes Meinung ein.

Seit dem Weihnachtstage 800 trug Karl die Kaiserkrone, die ihm Papst Leo III. aufgesetzt hatte, aber er nannte sich den von Gott gekrönten Kaiser, der das römische Reich regiere, wie er auch durch die Gnade Gottes König der Franken und Langobarden sei. Seinen Sohn Ludwig ließ er 813 ohne geistliche Mittlerhand die Krone vom Altar nehmen. Er war weit davon entfernt, aus der Handlung des Papstes, die ihm mißfiel, weil sie seiner eigenen Erklärung vorgriff, die Folgerung zu ziehen, daß er diesem irgendwie verpflichtet sei, und in der That bestärkte Leo damals nur seine Abhängigkeit von dem Frankenherrscher. Gleichwohl war die Geburtsstunde des germanischen Kaisertums auch die der päpstlichen Weltherrschaft.

Das erneuerte römische Imperium galt Karl zugleich als das christliche; sein Kaisertum war ein alter Stamm, veredelt durch ein junges Reis und verpflanzt in einen jungfräulichen Boden. Ein Eroberer wie Cäsar wollte Karl zugleich wie Alexander die verschiedenen Volkstümlichkeiten miteinander verbinden und gegenseitig befruchten, als Augustus über alle gebieten. Doch waren damit seine Ziele noch nicht beschlossen; als König David, als Bevollmächtigter des Höchsten, strebte er seine Unterthanen zu erziehen zum göttlichen Dienste. So nahm der allgewaltige Mann eine unvergleichliche Stellung ein. Alle Ideale, die sich staatliches Leben je gestellt hat, schwebten seiner Seele vor: Eroberung und Verteidigung nach außen, Friede im Innern, Politik und Verwaltung, Leitung der Kirche und des religiösen Wesens, Pflege der Wissenschaft, Kunst und Schule, Beförderung des Handels und der Landwirtschaft, Schutz der Unterdrückten und Armen. Mensch unter Menschen, Freund unter Freunden, einfach und schlicht bei aller Majestät, lernbegierig, im Kleinen das Große erkennend, war Karl durch

und durch harmonisch gebildet, ebenso frei vom Cäsarenwahnsinn wie von frömmelnder Heuchelei. Seine Gestalt glänzt wie eine helle Leuchte in der Dunkelheit. Nicht allein die reichere Ueberlieferung macht uns Karls Persönlichkeit verständlicher als die seiner Vorgänger und Nachfolger. Er steht uns näher, weil er mit verstandesgemäßen Vorstellungen und natürlichen Bedingungen rechnete, bei aller Frömmigkeit ein klarer und zielbewußter Realist. Der Begründer des christlichen Imperium hat mehr innere Verwandtschaft mit den großen Figuren des Altertums, als mit denen des Mittelalters, das er eröffnet.

Es ist bekannt genug, wie schon unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen die Monarchie verfiel und nachher sich ganz auflöste. Die Ursache war zunächst nur der nüchterne Umstand, daß Ludwig sich dem altfränkischen durch die Naturalwirtschaft erforderten Brauche der Reichsteilung nicht entziehen konnte umd von mehreren Söhnen überlebt wurde. Freilich trug seine Schwäche schwere Schuld, daß alles so unheilvoll verlief.

Das karolingische Reich ist nicht auseinander gegangen, weil es von den Nationalitäten zersprengt wurde, sondern erst seine Zerteilung hat bewirkt, daß diese in ihrer Sonderung die ihnen innewohnende Eigenart weiter ausbilden konnten. Der Vertrag zu Verdun vom August 843 zerlegte den Gesamtstaat in die drei Reiche Lothars, Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen; obgleich sie unabhängig nebeneinander standen, gab man die Zusammengehörigkeit, welche durch die Familie vertreten war, nicht auf. Die Herrschaft Lothars wurde unter die Söhne geteilt, und als Lothar II. starb, rissen seine Oheime in der Uebereinkunft zu Meersen 870 so viel von dessen Landen an sich, als jeder erlangen konnte. Nach Karls des Kahlen Tode mußte Westfranken 880 zu Ribemont den Rest von Lothringen an das Ostreich abtreten. So entstand eine Grenze, welche später jahrhundertelang auch die Deutsch-

lands und Frankreichs war. Sie stimmte ungefähr mit den sprachlichen Verhältnissen überein, aber nicht deswegen war sie entstanden, sondern allein durch die politischen Verknüpfungen. Sie kam sogar wieder für einige Zeit in Wegfall, als der letzte noch lebende Sohn Ludwigs des Deutschen, Karl der Dicke, 885 auch im Westen als Herrscher anerkannt wurde. Gegen den unfähigen Mann warfen die Ostfranken 887 seinen Neffen Arnolf als König auf, und da diesem auch die in Westfranken erhobenen Könige huldigten, blieb die Einheit der Idee nach auch jetzt gewahrt. Als Arnolf jedoch Ende 899 dem Siechtum erlag, war die Auflösung des karolingischen Reiches entschieden. Sein Sohn, Ludwig das Kind, behielt nur Ostfranken unter seiner schwachen Herrschaft, und mit diesem Jünglinge starb 911 der Mannesstamm der deutschen Karolinger aus.

Erst durch die äußeren Ursachen des Verfalls kamen innere zur vollen Wirksamkeit. Da der karolingische Staat für seine weitgreifenden Unternehmungen der großen Herren bedurfte, konnte er nicht umhin, sie zu begünstigen, und er hatte ihnen gerade durch seine festen Ordnungen viele Vorteile gebracht und einflußreiche Stellungen verliehen, ihre Güter und deren Ertrag vermehrt. Die wohlgemeinten Bemühungen Karls konnten nicht verhindern, daß die Großen um sich griffen, daß die ärmeren Freien, um den schweren Lasten des Staatsdienstes und andern Bedrückungen zu entgehen, lieber der vollen Freiheit entsagten. In den neuen Teilen des Reiches entwickelten sich in dieser Hinsicht bald dieselben Verhältnisse, wie sie in den alten längst vorhanden waren. Die Großen erhielten in den Wirren Gelegenheit, sich wichtig und begehrt zu machen; reißend schnell stieg ihre Macht und überwucherte Königtum und Volk.

So zerrüttet wie das Reich, so herabgewürdigt wurde auch der kaiserliche Titel. Seit 875, dem Tode Ludwigs II., standen binnen vierzig Jahren sieben Kaiser auf, drei Karolinger, Karl der Kahle, Karl der Dicke und Arnolf, und vier kleine Dynasten, Wido von Spoleto und sein Sohn Lambert,

Ludwig von Burgund und Berengar von Friaul. Als dieser 924 dem Meuchelmord erlag, schien das Kaisertum auch dem Namen nach erloschen zu sein.

Alle diese Kaiser erlangten durch die von den Päpsten vollzogene Krönung ihre Würde. Indem der politische Bau des Abendlandes zerbröckelte, begründete sich eine Einheit andrer Art. Neben dem Zerfalle des Reiches ist die Erhebung des Papsttums der wichtigste Vorgang im neunten Jahrhundert. Wie viel verdankten doch die römischen Bischöfe den Franken! Erst durch die Karolinger erreichten sie die allgemeine Anerkennung als Oberhirten der Kirche im ganzen Abendlande, soweit es christlich war und wurde. Während das Kaisertum schon seit Ludwig dem Frommen die wirkliche Universalität einbüßte, blieb die Kirche die Eine und Ungeteilte, vertreten durch das eine Haupt, den Papst. Die Geistlichkeit, nicht selten von den Königen und mächtigen Laien bedroht und gemißhandelt, wußte nirgends besseren Schutz zu finden, als beim Stuhle Petri, und um ihn ausreichend stark zu machen, wurde nach 850 im Rheimser Sprengel jene großartige Fälschung verfaßt, die sogenannten Pseudo-Isidorischen Dekretalen, die den unabsetzbaren Papst, der über alle richten darf, aber von niemandem gerichtet werden kann, als Schutzherrn der Kirche gegen die weltlichen Mächte hinstellte. Längst vorhandene Ideen und Wünsche der kirchlich Gesinnten erhielten nun scheinbar gesetzliche Fassung. Bald konnte Nikolaus I. Ansprüche erheben und verfechten, wie keiner seiner Vorgänger. Er wollte das Papsttum von jeder Unterordnung befreien. Christus übertrug Petrus die Leitung der Kirche, und die Päpste sind die gleichberechtigten Nachfolger des Apostels. Daher darf nur der Papst die Kirche regieren und ausschließlich über ihre Glieder richten, die Synoden sind seiner Bestätigung unterworfen. Da die Kirche das Höchste auf Erden ist, können ihre Rechte durch die weltlichen Gesetze nicht beeinträchtigt werden, auch Kaiser und Könige haben ihr in geistlichen Dingen zu gehorchen. Schon erklärte er, das Papsttum

habe den Karolingern alle ihre Macht und Ehre verliehen. Gleichzeitig wurde zum unangefochtenen Satze, daß nur die Krönung durch den Papst zum Imperator erheben könne; Johann VIII. nahm das Recht in Anspruch, denjenigen, welcher die Kaiserwürde empfangen sollte, zu prüfen und zu approbieren.

Von den entsetzlichen Trübsalen, denen Italien anheimfiel, wurden auch die Päpste schwer getroffen und unter die Abhängigkeit von kleinen Herren gebeugt, doch was einmal errungen war, ging nicht mehr verloren. Die Idee der Einheit, die in dem Wesen des Christentums beschlossen lag und durch Karl den Großen zur Erscheinung gebracht wurde, behauptete sich, nur daß ihr thatsächlicher Vertreter jetzt das Papsttum, nicht mehr das Kaisertum war. Auch in politischen Dingen riefen selbst während der ärgsten Verwirrung Ost- und Westfranken Roms Ansehen und seinen Einfluß an.

Was Papsttum und Kirche später bedeuteten, ist bereits in diesen Zeiten vollständig vorbereitet und begründet worden. Schon damals wurden die Völker von kirchlichen Ideen durchdrungen und die allgemeine Lebensluft schwängerte sich mit Anschauungen, welche ihnen die vollkommene Herrschaft verhießen. Es war ein an sich natürlicher Prozeß, der den nächsten Jahrhunderten Färbung und Ausdruck verlieh.

Da der Staat ein christlicher geworden war und die Herrscher für ihre höchste Pflicht erachteten, der Kirche und ihren Vorschriften Verehrung zu zollen, die auch von allen Unterthanen gefordert wurde, richtete sich das gesamte Leben danach ein. Wie gewaltig trat auch sonst die Kirche dem Volke gegenüber, namentlich rechts vom Rhein, wo sie als verhältnismäßig neue Macht sich mit um so größerer Kraft über die früheren einfachen Verhältnisse lagerte! Wie sehr hatten sich im Laufe des Jahrhunderts die Säulen des kirchlichen Gebäudes vermehrt an Bistümern, Klöstern und Gotteshäusern! Am bedeutsamsten war, daß der Kirche die alleinige Führung

des geistigen Lebens zufiel, nicht nur ihres religiösen Berufs wegen, sondern weil sie die einzige Bewahrerin und Vertreterin von Wissenschaft, Litteratur und Kunst wurde. Wäre Karls des Großen Absicht, die deutsche Sprache zur gleichen Geltung mit der lateinischen zu erheben, durchgeführt worden, so hätte sich das Deutschtum früher, als es ihm so beschieden war, zur geistigen Reife entwickelt. Die Erfolge seines Bemühens, dem Laientum Anteil an der höheren Bildung zu geben, überlebten kaum das nächste Geschlecht. Die wilden Kriegsstürme drückten die Waffen, nicht die Feder, in alle Hände, die Laien wandten sich ganz von den milden Künsten ab und überließen sie dem Klerus.

Der lateinischen Sprache war durch die Gelehrten an Karls Hofe neues Leben eingehaucht worden. Diese erste Renaissance, durch und durch christlich in Gesinnung, ahmte die Litteratur der römischen Kaiserzeit und der Kirchenväter nach, ergänzte deren Sprachschatz durch viele der Gegenwart entnommene germanische Begriffe und Worte und schuf eine Sprachform, die an die alte Grammatik gebunden, dennoch ihr selbsteigenes Wesen hatte. So den Bedürfnissen entsprechend, machte sie die deutsche Sprache für die öffentlichen Verhältnisse entbehrlich und drängte sie zurück; in heimischer Rede entstanden meist nur Nachbildungen und Uebertragungen, so hochschätzbar diese ältesten Denkmäler sind.

Da die Kenntnis des Lateins nur durch Unterricht erworben werden konnte, so blieb sein Gebrauch ein Vorrecht der Geistlichkeit, und indem es auch in weltlichen Angelegenheiten allein zur Anwendung gelangte, kamen Regierung und Verwaltung, die in den Kanzleien ausgeübt wurden, immer mehr an Geistliche oder unter deren Einfluß. Die Herrscher stützten sich gern auf die Bischöfe und folgten ihrem Rat, weil diese, erbittert auf die trotzigen Laien und von ihnen gefährdet, sich meist zum Königtum hielten. Die Verquickung von Staat und Kirche wurde noch inniger, als sie schon war, aber sie gereichte

hauptsächlich der letzteren zum Vorteil; die Synoden beschäftigten sich oft mit staatlichen Angelegenheiten und verhängten Kirchenstrafen in rein weltlichen Sachen.

Trotz aller Schädigungen wuchs der unmittelbare geistliche Besitz durch Verleihungen und Zuwendungen aus hohen und niederen Kreisen. Die Not veranlaßte viele, bei Bistümern und Klöstern Schutz zu suchen, der mit Abhängigkeit und Leistungen erkauft werden mußte; doch verstand man es hier auch am besten, zur Entschädigung die äußere Lebenslage angenehmer zu machen. Auch der Schirm des Himmels wurde erfleht, seine und der Heiligen Gnade erkauft durch Opfer und Darbringungen, denn die Kirche schien allein festzustehen, während alles wankte.

Die lateinische Sprache, in welcher der Hauptteil des Gottesdienstes gehalten wurde, verstanden die Leute nicht. Allerdings wurden den Laien die wichtigsten Glaubenssätze und Gebote in deutscher Sprache übermittelt, in der sie auch die Beichte ablegten, aber es blieb des Fremdartigen genug übrig. Die Masse wurde zunächst überzeugt von der Macht des Christengottes auf Erden und im Himmel, dessen Pforten er der Kirche anvertraut hatte. Sie wurde von dem Geheimnisvollen mehr ergriffen, als daß sie es begriff; die Scheu vor der Kraft der Heiligen und ihrer Reliquien, vielleicht noch mehr die Furcht vor dem Teufel erfüllten die Seelen, und die damit zusammenhängende äußerliche Uebung der Religion, die sinnliche Auffassung, überwog die innere sittliche Wirkung.

Die früheren Ideen verblichen allmählich, ohne daß sie ganz verdrängt wurden. Die Heidengötter lebten weiter in dem Begriff des Teufels, die heidnischen Erinnerungen verflochten sich mit dem christlichen Wunderglauben zu einem Chaos seltsamer Vorstellungen, welche die Köpfe erfüllten und verwirrten. Unendlich viel von altererbten Sitten und Gebräuchen erhielt sich. Dennoch konnte der Schatz christlicher Lehren auf die Dauer empfängliche Herzen entzünden. Hier bot sich dem

Einzelnen ein Feld freiwilliger Hingabe und eigener Leistung, wie es der deutsche Sinn begehrte. Auch die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche die Kirche in sich schloß, machten Eindruck. Schon die Gebäude selbst, die Geräte, der Schmuck des Gottesdienstes führten neue und reizvolle Gegenstände vor Augen, während die Geistlichkeit und die Mönche mit ihrer höheren Bildung auch Verständnis für bessere Pflege und Ausstattung des Lebens und die Kenntnis und Ausübung höherer Wirtschaftlichkeit im Haus- und Ackerbau verbanden. Die Klöster waren nicht bloß die Zufluchtsstätten für bedrängte Seelen, von ihnen ging eine gewaltige Fülle segensreicher praktischer Arbeit aus. Sie durchsetzten die Waldwildnis mit fruchtbaren Oasen, wurden die ausstrahlenden Mittelpunkte der Urbarmachung und die Kerne stetig wachsender Ansiedlungen.

Die Einwirkung konnte jedoch nur eine langsame sein, und sie war beeinträchtigt durch die schweren Plagen, welche die Kriegsnöte im Gefolge hatten. Die Entwicklung der geistigen Kräfte in den unteren Schichten wurde auch dadurch aufgehalten, daß die Wendung in der politischen Verfassung den Hauptteil der Bevölkerung auf das engste Dasein beschränkte. Die Führung der Waffen im größeren Kampfe war nunmehr das Vorrecht beschränkter Klassen geworden. Der gewöhnliche Mann wußte sie zwar auch noch zu brauchen, doch wurde er gewöhnlich nur zum Schutze der Gegend und zur Verfolgung von Friedensbrechern aufgeboten. Die Freien minderten sich nicht allein an Zahl, noch mehr verloren sie an Bedeutung. Neben dem geistlichen entwickelte sich ein höherer weltlicher Stand, der vornehmlich das Waffenhandwerk als seinen Beruf betrachtete.

Für den Landbau war die Umänderung des Kriegswesens, der Verfall des Heerbanns ein Segen. Er bewegte sich weiter in den gegebenen Bahnen der Naturalwirtschaft. Insofern war der Entwicklungsprozeß abgeschlossen, nur daß infolge der in ihm liegenden Triebkraft immer mehr von dem bisher jung-

fräulichen Boden unter den Pflug kam und mit der wachsenden räumlichen Ausdehnung auch die Weise des Betriebes Fortschritte machte.

In den geschlossenen Bann der nächsten Genossen, auf Flur, Feld und Haus zog sich das Leben des an die Scholle gefesselten gemeinen Volkes zurück. Aber es versumpfte und verstockte nicht, denn der bäuerliche Fleiß hatte Raum genug, um die Hände kräftig und erfolgreich zu regen. Auch die Volksart, durch die ebenmäßige Beschaffenheit der Gesamtheit geschützt, war zu mächtig, um vorschnell unterzugehen. Das Gefühl der eigenen Persönlichkeit verlor sich nicht; es wurde nur eingeschränkt, in kleine Verhältnisse zurückgedrängt durch die politische Entwicklung und durch die Uebermacht, mit der die Kirche die Menschen unter sich zwang. Deutschland nahm die gewaltigen neuen Bildungsstoffe, welche die Vereinigung der Stämme, der karolingische Staat, Christentum und Kirche ihm zugeführt hatten, in seinen empfänglichen Schoß auf und ließ sie wachsen und gedeihen, bis es sie in sein eigenes Fleisch und Blut verwandelt hatte. Aber für lange Zeit beherrschten nur das Königtum, die Geistlichkeit und die weltlichen Großen seine Geschichte.

Dritter Abschnitt.

Die Gründung des Deutschen Reiches durch Heinrich I.

Selten wird sich ein Volk durch inneren Streit ganz aufreiben, weil immer die Erschöpfung den Ringenden Halt gebietet. Die Gefahr des Unterganges entsteht erst, wenn solches Unglück gleichzeitig fremden Mächten den Einbruch erleichtert.

Von allen Seiten her wurde das fränkische Reich bedrängt. Die Araber, welche die Küsten Italiens und Galliens verheerten, kamen für Ostfranken wenig in Betracht, doch von Norden her stürmten unausgesetzt die Wikingerscharen einher, die man die Normannen nannte. Sie nahmen ihren festen Stand in Friesland; so manche Binnenstädte, selbst Aachen, verfielen der Plünderung, doch nach dem Siege, den König Arnolf an der Dyle erfocht, wandten sie sich nach Westfranken, wo Erfolge leichter davonzutragen waren.

Karl der Große hatte das Reich gegen Dänen und Slaven mit einem mächtigen Schutzwall von Marken umgürtet. Auch dieser geriet zuletzt ins Wanken.

Die Dänen und die zersplitterten wendischen Völkerschaften waren nicht allzu bedrohlich, dagegen umfaßte das mährische Reich Svatopluks am Ende des Jahrhunderts weite Gebiete von der thüringischen Grenze bis über das rechte Donauufer hinaus. Diese gefährliche Zusammenballung slavischer Macht zerstörten die Ungarn. Noch bis heutigen Tag ist es von Bedeutung, daß damals dieses neue Volk sich als trennender Keil zwischen die Nord- und Südslaven schob, aber zunächst hatte das Reich davon wenig Segen, denn schlimmere Feinde konnten ihm nicht erstehen. Finnisch-uralischer Herkunft, hatten die Ungarn die ihrer Lebensweise zusagenden pannonischen Ebenen besetzt. Ein Nomadenvolk von tierischen Sitten, klein von Wuchs und mit den tiefliegenden Augen und dem bis auf drei Zöpfe kahlen Schädel häßlich wie Ungeheuer, besaßen sie eine nicht geringe, dem Westländer überlegene und durch Seltsamkeit bestürzende Kriegskunst. Ihre wirkungsvollste Eigenschaft war die blitzartige Schnelligkeit im Kampf wie auf dem Marsch, denn die mit ihren Pferden wie verwachsenen Reiter leisteten Unglaubliches an Geschick und Ausdauer. Gleichwohl stürmten sie nicht blindlings vorwärts, sondern übten strenge Zucht unter sich; sie verstanden es, den Gegner auszukundschaften, ihm Zufuhr und Zuzug abzuschneiden, während

sie sich selbst sorgfältig vor Ueberrumpelung schützten. Die Heere waren in bewegliche Haufen gegliedert und ein Rückhalt für die letzte Entscheidung fehlte nie. Den den Deutschen geläufigen Angriff mit dem Schwerte vermieden die Ungarn, sie umschwärmten den Gegner und überschütteten ihn im jähen Anritt mit einem Pfeilregen, um dann in die gelockerten Reihen einzubrechen oder umkehrend zur ungeordneten Verfolgung zu verlocken. Im offenen Felde waren sie unwiderstehlich; im Juli 907 wurde das bayerische Volk fast ausgetilgt. Fast Jahr für Jahr ergingen die Raubzüge nach Deutschland, bis nach Sachsen, Thüringen und Schwaben hinein. Schrecklich war besonders, daß sie die Männer erschlugen, die Weiber mit sich schleppten.

Verloren waren somit die Anfänge des deutschen Lebens, die sich an Karls des Großen Siege geknüpft hatten, das ganze weite Gebiet von der Ostsee bis an den Fuß der Alpen.

In diesen Nöten hatte das Königtum in der Hand eines Kindes völlig versagt, und die Reichsinsassen mochten sehen, wie sie sich durchhalfen. Daher war ein Zusammenschluß benachbarter Gebiete geboten, und er führte zu einer Rückbildung hinter die Zeiten Karls des Großen. Der Kaiser hatte allenthalben die Herzogtümer aufgehoben; die ständige Regierung übten die vom Staatsoberhaupte ernannten Grafen aus, die innerhalb ihres Bezirkes die königlichen Rechte zu vertreten und zu wahren hatten. Ihnen kam zu die Fürsorge für Recht und Gericht; sie handhabten den königlichen Bann, den Gerichtszwang und die daraus fließenden Pflichten und Befugnisse, sie leiteten die Gerichtsversammlungen und ernannten die unteren Richter und die Schöffen. Ihnen waren auch die öffentliche Polizei, die Sammlung und Führung des Heerbanns, die Ueberwachung der staatlichen Einnahmen anvertraut.

Jetzt entstanden die Herzogtümer wieder, und zwar entsprechend den einzelnen Stämmen. Obgleich diese die Reichs-

verfassung nicht als politische Einheiten anerkannte, war doch ihre Sonderart erhalten geblieben. Geschichtliche Erinnerungen, die Sprachform, das jedem eigentümliche Recht bewahrten bei allen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit; daher führten jetzt Bedürfnis wie die vorhandene Möglichkeit, dem eigenen Wesen Form zu geben, auch der Ehrgeiz großer Familien zur Bildung der Herzogtümer. Demgemäß erfolgte sie in verschiedener Weise, in Lothringen, Franken und Schwaben unter gegenseitigen Kämpfen aufstrebender Großen, während in Bayern und Sachsen, wo das Stammesgefühl am stärksten war, die Liutpoldinger und Liudolfinger in natürlicher Folge der Verhältnisse zu Herzögen wurden.

Die neugeschaffenen Gewalten waren daher durch die Art ihres Ursprunges nicht gleichmäßig und nicht mit festen Rechten ausgestattet. Im Grunde war das Herzogtum nichts anderes als ein Unterkönigtum. Die Absicht, die durch das allgemeine Königtum vertretene Einheit des Reiches aufzugeben, war zwar nicht vorhanden, doch aus diesen naturwüchsigen, rechtlich unklaren Verhältnissen entsprang von selbst eine Fülle von Streitigkeiten zwischen Königtum und Herzogtum, die zunächst mehr Macht- als Verfassungsfragen waren. Auch die hohe Geistlichkeit bekämpfte die schnell emporgekommenen Gewalten. Das Volk und vielfach auch der niedere Klerus hielten dagegen zu den Herzögen.

Als Ludwig das Kind gestorben war, traten die vier Stämme der Franken, Bayern, Schwaben und Sachsen im November 911 in Forchheim zusammen und wählten den Herzog von Franken Konrad zu ihrem Könige. Absichtlich und für immer zerschnitten sie durch die Nichtbeachtung der andern Karolingerfamilie das Band, das so lange die Völker verknüpft hatte; aber da sich Lothringen dem Westfrankenreiche zuwandte, war auch der bisherige Umfang Ostfrankens in Frage gestellt. Es gelang Konrad nicht, das Land unter seine Herrschaft zurückzuführen, und seine ganze Regierung verlief unglücklich.

Er geriet mit den Herzögen in Zwist, und obgleich die Geistlichkeit ihn unterstützte, kämpfte er erfolglos, während die Ungarn weiter die Geißel über Deutschland schwangen. Als er sein Ende nahen fühlte, forderte er die fränkischen Großen und seinen Bruder Eberhard auf, vor allem das Wohl des Reiches zu bedenken und seinem früheren Gegner die Nachfolge zu übertragen. Eine schöne Handlung edler Entsagung und weiser Erkenntnis, denkwürdig und gesegnet für alle Zeiten, weil aus ihr das Deutsche Reich entsprang.

Mitte Mai 919 — wir wissen den Tag, an dem der erste deutsche König erkoren wurde, nicht genau — fand zu Fritzlar die Versammlung der Franken und der Sachsen statt, auf der Eberhard den Herzog Heinrich von Sachsen zum Könige ausrief. Noch galt es, die ferngebliebenen Herzöge von Schwaben und Bayern zur Anerkennung zu bewegen, und der Ernst der Waffen mußte gezeigt werden. Schwaben unterwarf sich bald, Bayern erst nach einigem Widerstande, und Herzog Arnolf behielt seine Gewalt über die Bistümer und Abteien. Längere Zeit verstrich, ehe Lothringen wiedergewonnen wurde, bis 925 Herzog Giselbert Heinrichs Oberhoheit anerkennen mußte.

Der Zusammenfügung des Reiches folgte die Verteidigung und Mehrung nach außen, der teilweise Wiedererwerb der unter den letzten Karolingern verlorenen Stellung im Osten. Von Heinrichs Thaten ist keine in lebendigerer Erinnerung geblieben, als der im Jahre 933 nach weiser Vorbereitung über die Ungarn bei Merseburg errungene Sieg. Schon vorher hatte Heinrich den Wenden Brandenburg entrissen; bald wurden die slavischen Völker bis zur Oder tributpflichtig. Durch einen Feldzug bis vor Prag zwang Heinrich auch den böhmischen Herzog zu Huldigung und Tribut. Doch behielt das czechische Böhmen seine eigene Verfassung, als ein Vasallentum, nicht ein Glied des Reiches. Auch die Mark Schleswig wurde wiederhergestellt und mit sächsischen Ansiedlern besetzt.

So beschloß Heinrich ein thatenreiches Leben, als er am

2. Juli 936 in Memleben starb. In seiner Lieblingsstadt Quedlinburg wurde ihm das Grab bereitet. Gegen sechzig Jahre war er alt geworden. Außer den gleichförmigen Lobsprüchen, mit denen glückliche Herrscher auch für selbstverständliche Tugenden überhäuft zu werden pflegen, sind nur wenige Züge von seinem persönlichen Wesen überliefert. Ein starker, stattlicher Mann, unübertrefflich in allen Leibesübungen, ein leidenschaftlicher Jäger, ein tüchtiger Zecher, doch die Würde wahrend — so sind an ihm Gesundheit und Frische der Seele und des Leibes erkenntlich. Er war nicht weichen Herzens, sondern ergriff, wo es anging, fest und hart seinen Vorteil, aber er wußte sich auch zu beherrschen. In geziemender Frömmigkeit ehrte er die Kirche mit Stiftungen, ohne ihr seine Selbständigkeit zu opfern.

Heinrich ist der erste, den wir als deutschen König bezeichnen dürfen. Daß ein Sachse den Herrscherstab führte, war ein Bruch mit der Vergangenheit; das Reich wurde erst dadurch aus einem fränkischen zu einem deutsch-nationalen. Dieses Reich in seiner endgültigen Gestalt begründet zu haben, ist der ewige Ruhm Heinrichs. Denn dunkel und unsicher war die Zukunft, als er in Fritzlar nur von einem Teile der Deutschen zum Könige erhoben wurde. Riß erst einmal, wie damals nicht ausgeschlossen war, der bisherige Zusammenhang, dann wurde alles unberechenbar. Er hielt die Stämme bei einander, und das wichtigste war, daß er Lothringen zurückbrachte. Denn sonst wäre es den Deutschen verloren gegangen; und wie hätte sich ihr Reich behaupten lassen, wenn das westfränkische Königtum im Besitz von Lothringen wie ein Pfahl in seinem Fleische saß.

Jetzt waren alle die Stämme, welche fortan das deutsche Volk bildeten, für immer vereinigt, die Trennung von Frankreich mit stetiger Grenze unwiderruflich, die Herrschaft nach Norden und Osten hin großenteils wiederhergestellt.

Allerdings erscheint die Einheit als eine lockere, weil

Heinrich den Herzögen große und selbständige Gewalt beließ, doch seine Herrschaft war kein bloßer Schatten. Am wenigsten berührte sie Bayern, in den andern Herzogtümern übte Heinrich königliche Rechte in vollem Umfange aus. Er hielt wohl nicht nur aus Zwang, sondern auch aus Ueberzeugung die Herzöge in Ehren. Er war selber aufgewachsen in der Gewohnheit und den Anschauungen des Stammesherzogtums, und auch als König stützte er sich vornehmlich auf Sachsen. Die Herzöge zu beseitigen, beabsichtigte er gewiß nie, und ein solches Unterfangen wäre unausführbar gewesen, hätte das Reich aufs neue zerrissen und vielleicht auseinander gesprengt. Es kam zunächst nur darauf an, daß der König das Recht hatte, die Herzöge einzusetzen, und in Schwaben, wo sich ihm allein dazu die Gelegenheit bot, führte er es durch.

Dieses neue Reich beruhte auf einer langen Vergangenheit. Es stellte nur einen Teil eines längst vorhandenen Gebäudes wieder her, doch als selbständigen Bau. Stoff und Anlage blieben dieselben.

Heinrich betrachtete sich als den Erben der ostfränkischen Könige, und soweit es ihm möglich war, hat er die zerstreute Hinterlassenschaft wieder zusammengebracht. Wie einst seine Vorgänger Karl der Dicke und Arnolf sich die Kaiserkrone in Rom geholt hatten, so wollte auch er das Werk seines Lebens mit diesem höchsten Triumphe vollenden; Krankheit hielt ihn von der Fahrt ab. Nicht eigentlich in seinen Zielen, nur in deren Erreichung legte sich Heinrich maßvolle Beschränkung auf.

So fest war die wieder geschaffene Einheit, daß sie auch Heinrichs Tod überdauerte. Das karolingische Königtum war erblich gewesen, doch so, daß eine Anerkennung der neuen Herrscher durch die Großen nicht umgangen werden konnte; die Väter pflegten mit ihrer Zustimmung die Nachfolge der Söhne zu ordnen. Unter den Stürmen der Zeit hatte die Mitwirkung der geistlichen und weltlichen Machthaber an Bedeutung gewonnen; schließlich erlangten Konrad und dann Heinrich

die Herrschaft nur durch Wahl und nachträgliche Fügsamkeit der Herzöge. Demgemäß empfahl Heinrich seinen ältesten Sohn Otto den Fürsten zum künftigen Könige; sein Wunsch und Vorschlag fanden Billigung.

Die weltlichen Herren und geistlichen Würdenträger des ganzen Reiches versammelten sich fünf Wochen nach Heinrichs Tode in Aachen, wo am 8. August 936 eine glänzende Feier stattfand. In der Säulenhalle der Pfalz setzten die Fürsten Otto auf den Thron und schwuren Treue, dann geleitete ihn Erzbischof Hildibert von Mainz in das Münster und vollzog die Krönung. Bei dem festlichen Mahle leisteten die vier Herzöge dem jungen Könige den Ehrendienst.

Nicht ohne Absicht war Aachen auserlesen worden, dem Königtum die Weihe zu geben. Den westfränkischen Karolingern wurde gezeigt, wie das deutsche Königtum sich ihnen gleichberechtigt fühlte und Lothringen als seinen unveräußerlichen Besitz betrachtete. Auf den Stuhl Karls des Großen hatte sich Otto gesetzt, entschlossen, des großen Vorgängers würdig zu werden.

Vierter Abschnitt.

Umfang und Zustand des Reiches.

Wer damals Deutschland durchwanderte, mochte bemerken, welch große Verschiedenheiten das Reich in sich barg. Schon die Rede klang in jedem Lande anders, denn gar sehr wichen die Mundarten im niederen Deutschland von denen im oberen ab, und es gab keine allgemeine Form, wie sie unser Hochdeutsch darbietet. Zählte der Westen nicht wenige größere Städte, so zeigten der Osten und der Norden kaum die Anfänge städtischer Entwickelung. Während am Rhein schon ein

reichlicher Teil des Bodens dem Ackerbau gewonnen war, erstreckten sich durch Mittel- und Norddeutschland noch ungeheuere, dem wilden Getier fast unbestrittene Urwälder. Dort konnte der Reisende auf alten Römerwegen oder neuen, wenn auch notdürftig angelegten Königsstraßen seinen Weg ohne allzugroße Hindernisse nehmen, während er anderwärts sehen mochte, wie er auf rohen Naturpfaden die Schwierigkeiten, die ihm Land und Wasser entgegensetzten, überwand. Der spärliche Verkehr mußte oft große Umwege machen, um unüberschreitbare Flüsse und wildes Waldgebirge zu vermeiden. Aber wohin der Landfahrer auch kam, er traf ein Volk von gleicher Körperkraft, von gleicher Arbeitslust und von gleich urwüchsiger Frische der sinnlichen und sittlichen Triebe, ein Volk, das nicht greisenhaft war, wie die Zeitgenossen in dem Jammer der letzten Jahrzehnte geklagt hatten, sondern in schönster Jugendkraft daran ging, sich seinen Platz in und auf der Welt zu schaffen.

Das Bild, welches gegenwärtig diese Länder darbieten, hat mit jener Vergangenheit kaum noch eine Aehnlichkeit. Denn wenn auch in die Waldungen der taciteischen Zeit schon manche gründliche Lücke gehauen war, noch mußte ein gutes Stück der Oberfläche von einer wachsenden Bevölkerung zum friedlichen Schaffen umgewandelt werden. Den größten Unterschied gegen heute boten die niederen Flußgegenden dar, denn bisher war nichts geschehen, um den Gewalten des Wassers Widerstand zu leisten, ihm feste Betten aufzuzwingen und die Ufergelände abzuringen; bei Ueberschwemmungen wurden stets weite Flächen in Seen verwandelt. So manche Flüsse der Tiefebene nahmen einen andern Lauf als heute, den hin und wieder noch tote Arme oder zurückgebliebene stehende Wasser erkennen lassen. Am meisten haben solche Aenderungen den Niederrhein betroffen. Auch die Seeküste ist den größten Wandlungen unterworfen worden; das Land erstreckte sich tiefer in das Meer hinein. Ganz anders sah es um die Mündungen der Maas und des Rheins aus; das Hollandschdiep war noch nicht in

das Land hinein gebohrt, der Hauptverkehr vom Meere nach dem Innern ging durch den Leck, wo weit stromaufwärts Dorstadt die große karolingische Zollstätte war. Die Zuydersee trennten als Binnenwasser große und breite Inseln von der Nordsee, an der Emsmündung dehnten sich statt des Dollart weite Marschen. Der Jahdebusen war viel kleiner, und vom Süden her floß in ihn ein Arm der Weser; hingegen sind dort damalige Inseln heute mit dem Festlande verbunden. Die Westküste von Holstein hat seitdem manche vorgelagerte Insel eingebüßt.

Außer den Mooren, die noch gegenwärtig einen großen Raum im Norden und in Bayern einnehmen, gab es auch sonst weite Flächen, wo die Feuchtigkeit, am Abfluß verhindert, das Land in Sumpf verwandelte. Anderwärts machte Gestrüpp, namentlich das wuchernde Gesträuch der Brombeeren, dem Walde den Boden streitig.

Das Klima war wohl schon zu den Zeiten des Tacitus kaum verschieden von dem heutigen. Allerdings mochten die Niederschläge reichlicher sein, aber die größere Fülle der Flußläufe erklärt sich schon durch die stärkere Bewaldung, welche Regen und Schneewasser nicht so schnell ablaufen ließ, und die zahlreichen stillen Wasserbecken in den Niederungen. Daß den Südländern der deutsche Himmel mit seiner Unbeständigkeit nicht gefiel, ist natürlich, ohne daß man deswegen anzunehmen braucht, er sei unfreundlicher gewesen, als heute.

Die Stärke der Bevölkerung läßt sich selbst nicht annähernd schätzen. Gab es auch nicht so große Menschenanhäufungen in einzelnen besonders günstigen Gegenden, wie sie schon das spätere Mittelalter sah, so war die Dichtigkeit jedenfalls recht ungleich und nahm im allgemeinen von dem Westen nach dem Osten zu ab. Sicherlich war die Menschenzahl nicht allzugroß, und das Land reichte überall aus, sie zu ernähren. Schreckliche Hungersnöte kamen bald hier, bald dort vor und ließen sich bei den ungenügenden Verkehrsverhältnissen kaum bekämpfen;

verheerende Seuchen rissen oft große Lücken. Dafür gestatteten der Verfall des Heerbanns, die große Vermehrung der Abhängigen, denen der Herr Land und Schutz gewährte, die deswegen rasch vorwärtsschreitende Urbarmachung ein schnelles Wachstum der Bevölkerung.

Lebensweise und Sitte wichen begreiflich von der unsrigen weit ab. Wir können uns kaum eine Vorstellung machen, wie gewaltig der Unterschied war, den schon der Mangel von tausenderlei Gebrauchsgegenständen, die jetzt auch für den Armen selbstverständlich sind, bedingte. Das Volk in seiner Gesamtheit war ein Land- und Bauernvolk, und danach mußten auch die Höhergestellten ihr Dasein einrichten. Einen flüssigen Geldverkehr, einen Kaufmanns- oder eigentlichen Handwerkerstand gab es noch nicht, so daß in der Regel die häusliche Thätigkeit nicht nur für Kleidung, sondern auch für Gerät aller Art zu sorgen hatte und demgemäß die Leistungsfähigkeit nicht allzuhoch steigen konnte.

Auch da, wo bereits ein höherer Aufschwung begonnen hatte, war die Lebenshaltung sehr schlicht und einfach. Die Wohnhäuser, aus Holz oder Lehm errichtet, boten geringe Bequemlichkeit. Noch vereinigte auf dem Lande meist ein einziger Raum die ganze Bewohnerschaft um das Herdfeuer, dessen Rauch sich einen Ausweg durch das Windloch oder durch die Thür suchen mußte. Daher lastete der Winter besonders schwer. In Süd- und Mitteldeutschland trennte man bereits die Ställe und Scheunen von dem Wohnhaus, so daß der Hof ein längliches, von Gebäuden umgebenes Viereck bildete; im Norden überspannte noch dasselbe Dach Menschen, Vieh und Vorräte, doch trennten Zwischenwände die Abteilungen. Acker und Wiese waren mit Zäunen umhegt. Zur Bekleidung dienten Leinen- und Wollstoffe, auch Felle; der Ueberwurf, der Mantel war ihr Hauptbestandteil. Die einförmig zubereitete, derbe Nahrung erhielt einige Abwechselung durch die Jagd und den Fischfang, der durch die kirchlich gebotenen Fasttage in größere Aufnahme

kam. Es fehlten die mancherlei ausländischen Gewürze, welche jetzt die ärmlichste Küche verwendet. Außer dem kostbaren Salz gaben hauptsächlich die im Garten gezogenen Kräuter den Speisen größeren Reiz. Vorwiegend wurden Roggen, Gerste und Hafer, im Süden auch der Spelt angebaut. In dem Viehstand nahm das Pferd, das teilweise in wildem Zustand große Herden bildete, einen hervorragenden Platz ein, obgleich die Kirche den Genuß seines Fleisches verboten hatte; neben Rind und Ziege war das Schwein, das in den Eichenwäldern bequeme Mastung fand, das wichtigste Zucht- und Nahrungstier. Auch das genügsame Huhn fand in Scharen sein Futter in der Nachbarschaft der Gehöfte.

Wenn nicht Krieg und feindliche Einfälle traurige Aufregung brachten, verlief das Leben sehr still und einförmig bei der Arbeit. Der sonntägliche Kirchgang, hohe Feste und Gerichtstage führten allerdings auch entfernt Wohnende zusammen, und dann wurde bei allen Stämmen ohne Ausnahme die Gelegenheit gern benutzt, durch überreichlichen Trunk die Geselligkeit zu feiern. Gewiß erklangen dabei noch Lieder aus der Heidenzeit.

Gelegentlich kam ein Fremder oder ein wandernder Krämer zu Gast; am willkommensten war der fahrende Spielmann, der zugleich als lebendige und einzige Zeitung die oft seltsam aufgeputzte Kunde von der Außenwelt brachte. Der Gesichtskreis des gemeinen Mannes war ungemein beschränkt und von wirren Vorstellungen erfüllt; auch der Durchschnitts-Geistliche auf dem Lande erhob sich nicht viel darüber.

Die alte Roheit und Härte hatte sich daher noch wenig gehoben. Erst eine lange Schulung durch Arbeit, durch Großthaten der Könige und durch fremde Einwirkung konnte den derben Volksstoff geschmeidiger machen. Schnell brausten die erregten Geister auf und fuhren die Hände zum Schwert; weil jeder so dachte, nahm er es dem andern nicht gar übel, und leicht folgte dem Streit die Versöhnung. Mußte der Bauer

sich allmählich fügen lernen, so blieb den großen Herren der uralte Drang nach Selbständigkeit, das Widerstreben gegen äußeren Zwang, die Neigung, das wirkliche oder vermeintliche Recht zu behaupten, koste es, was es wolle. Auch die Frauen der höheren Stände hatten Bedeutung für das Leben. Da sie meist im Kloster erzogen wurden, überragten sie die Männer an Bildung und Zucht und wußten oft heilvoll zu wirken. Das sächsische und das salische Königsgeschlecht und andre hohe Familien weisen Frauen auf von tiefem Verstand, von reichem Wissen und feiner Sitte, die auch in Staatsdingen sich geltend machten. Aber neben den milden Gestalten erscheinen auch dämonische Teufelinnen, die voll Leidenschaft und Ehrgeiz ihre Männer zu wildem Wagnis anstachelten.

Die damaligen Reichsgrenzen stimmen mit den heutigen nirgends überein. Nach dem Westen griffen sie viel weiter aus. Die Grenze gegen Frankreich begann, wie noch heute, zwischen Belgien und Holland, südlich von der Mündung der Schelde, und zog den Fluß aufwärts. Sie umspannte, weit ausladend, Cambrai, wandte sich darauf östlich nach der Maas bis nördlich von Sedan, zog auf deren linkem Ufer bis zu ihrer Quelle hin und lief am Königreiche Burgund entlang dem Südfuße der Vogesen zu.

Das Herzogtum Lothringen enthielt demnach fast das gesamte heutige Königreich Belgien mit einem Stücke von Frankreich, die Niederlande, die Rheinprovinz, das französische und das deutsche Lothringen. Auf dem rechten Ufer des Rheins trennt die uralte Volksscheide zwischen Franken und Sachsen noch jetzt die Rheinprovinz von Westfalen, nur das sächsische Essen ist zum rheinischen Verbande gezogen. Auch Friesland gehörte zu Lothringen, aber das Küstenland von der Zuydersee bis zur Weser entzog sich schon im Anfang des elften Jahrhunderts einer wirklichen Herrschaft des Reiches und bewahrte seine Sonderstellung bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Als freie Bauern und kühne Seefahrer, die auch nach Urvätersitte den

Seeraub nicht verschmähten und das Strandrecht erbarmungslos ausübten, standen die Ostfriesen in lockerer Verbindung untereinander, in freier Landgemeindeverfassung, gefürchtet und verrufen, mit trotziger Kraft ihr Wesen und ihren Reichtum behauptend. Selbst die Kirche gewann hier keinen gebietenden Einfluß.

Es war kein Wunder, daß geraume Zeit verging, ehe die feste Zugehörigkeit Lothringens zu Deutschland entschieden war, denn durch Geschichte und innere Entwickelung gehörte es mehr zum Westen als zum Osten. Die Sprache der großen Mehrheit wies es zwar dem letzteren zu, aber da ein nicht geringer Teil der Bevölkerung französisch oder wallonisch redete, war sie nicht ausschlaggebend.

Eben seiner Vergangenheit wegen war Lothringen das vornehmlichste deutsche Kulturland und ist es bis tief in das Mittelalter hinein geblieben. Es hat dem übrigen Deutschland die reichsten Anregungen jeder Art gegeben. So arg auch einst die Franken gehaust haben mochten, ein Rest des alten Zustandes blieb erhalten, und die römischen Städte und Kastelle verschwanden nicht völlig von der Erde; Trier und Köln sind nie völlig wüst gewesen. Verfassung, Recht und Zustände wurden ganz fränkisch, aber die Verbindung mit dem romanischen Gallien machte sich fortgesetzt geltend. Die Kirche war hier erheblich älter und darum tiefer begründet, auch reicher an Besitz und größer an Macht. Daß Karl Aachen zur Reichshauptstadt machte und auch seine Nachfolger dort öfters weilten, förderte alle Verhältnisse. Trotz der politischen Trennung erhielten sich nützliche Beziehungen zu dem höher entwickelten Westen, der Rhein forderte heraus zum Verkehr stromauf- und stromabwärts. Am Rhein und an der Mosel blühte der Weinbau, der Landbau durfte sich auf Jahrhunderte alte Urbarmachung stützen. Infolge ihrer langen Vorgeschichte waren die Lothringer nicht so einheitlichen und bestimmten Charakters, wie die andern Stämme; man hielt sie auch für lebhafter und

unruhiger. Hier hatte die politische Zersetzung am meisten um sich gegriffen. Die Bischöfe und zahlreiche weltliche Große waren die Herren im Lande, und das Herzogtum hatte sich aus Widerspruch und Streit herausarbeiten müssen. Die Auflösung in einzelne Herrschaften bereitete sich hier früher vor, wie anderwärts.

Mit den Lothringern aufs engste verwandt und teilweise durch dieselben geschichtlichen Verhältnisse hindurchgegangen, waren die Franken, die erst der Vertrag von Verdun aus dem größeren Frankenvolke ausgeschieden hatte. Seitdem waren sie von jeder Verbindung mit Romanen gelöst, ganz von Deutschen umgeben. Von allen Herzogtümern hatte das durch die Konradiner gegründete fränkische am wenigsten einen historischen oder nationalen Untergrund; erst im elften Jahrhundert wurde der Name Frankonien auch für die Lande am mittleren und oberen Main üblich. Rechts und links vom Rhein saßen allerdings reine Franken, die als die Vornehmsten im Reiche galten, und die in ihrer Mitte gelegene königliche Villa Frankfurt war zeitweise eine Reichshauptstadt, obgleich sie noch der schützenden Mauern ermangelte. Am linken Rheinufer lagen Städte wie Mainz, damals wahrscheinlich die größte in Deutschland, Worms und Speier, die von den Römern herstammten. Der Rheingau spendete bereits seinen edlen Wein; hatte doch auch Karl der Große mitten in diesen lachenden Gegenden zu Ingelheim sich eine stattliche, mit Säulen und Gemälden geschmückte Pfalz gebaut. Nicht weit davon, rechts vom Rhein, lag die gleichfalls viel besuchte Pfalz Tribur. Weiter nach dem Osten zu waren die wirtschaftlichen Kräfte weniger entfaltet. Gegen Westfalen hin saßen die alten Freunde der Franken, die Hessen, Nachkommen der Chatten, die, während die Völkerwanderung die Welt um sie in Gärung versetzte, ihre Heimat nicht verlassen hatten. Von dem in Ruhm und Reichtum prangenden deutschen Mutterkloster Fulda an, im Grabfeld, war das Volk aus Thüringern und eingewanderten Franken zusammengesetzt; zu beiden

Seiten des oberen Mains saßen eingedrungene Slaven, deren Vorposten sich bis in die Würzburger Gegend vorschoben.

Auch Alamannien oder Schwaben umfaßte nicht wenig altrömisches Gebiet, doch war hier fast jede Spur der früheren Zeiten verschwunden. Zum Herzogtum gehörten das Elsaß und das Gebiet südlich vom Bodensee bis zu dem Deutschland und Italien trennenden Alpenkamme; der Vierwaldstätter See und die Reuß bildeten die Grenze gegen Burgund.

Den Alamannen hatte trotz ihrer Tapferkeit kein rechtes Glück geblüht; eine führende Stelle hatten sie nie inne. Es war wohl ein Stammesbewußtsein, aber keine fest geschlossene Volkseinheit vorhanden. Das Herzogtum hatte sich hier unter den größten Schwierigkeiten gebildet. Die Bischöfe von Konstanz und Augsburg widerstrebten entschieden und im Anschluß an das Königtum den weltlichen Großen und fanden Unterstützung bei den großen Abteien, unter denen St. Gallen und Reichenau hervorragten. In ihnen hatte die Gelehrsamkeit der karolingischen Aera gesicherte Zufluchtsstätten gefunden und geistiges Leben sich erhalten, das bald seine Strahlen weitersandte. Während die Niederungen am Rhein und am Bodensee nicht hinter Franken und Lothringen zurückstanden, wiesen im Innern die kaum berührten riesigen Waldungen des Schwarzwaldes und die des südlichen Württemberg sehr ursprüngliche Verhältnisse auf. Straßburg im Westen, Augsburg im Osten, Konstanz im Süden wurden Sammelstätten gesteigerter Kräfte.

In jeder Beziehung fester als diese drei Herzogtümer war das von Bayern zusammengefügt. Bis Karl der Große den Herzog Thassilo stürzte, hatte es mit dem Frankenreiche nur in loser Verbindung gestanden, dann seit den Zeiten Ludwigs des Frommen als ein Ganzes, als ein Reich gegolten. Vielleicht blieb von den römischen Zeiten nicht so wenig übrig. Obgleich die Reste der alten Bevölkerung in die Bayern aufgingen und das staatliche Leben nicht beeinflußten, in Landwirtschaft, in der Benutzung der Almen, in Handwerks- und

gewerbsmäßigen Thätigkeiten haben sie unzweifelhaft den neuen Herren mancherlei gelehrt. Im achten Jahrhundert preist bereits Bischof Arbeo von Freising Bayern als anmutig, fruchtbar an Getreide und Vieh und ausgestattet mit allen andern Gaben der Natur. Regensburg erhielt sich wahrscheinlich besser als irgend eine andere Römerstadt in Deutschland; schon zur Zeit Karls des Großen wird es geschildert als uneinnehmbare Feste mit hohen Türmen und vielen Brunnen. Unter Ludwig dem Deutschen und dessen Nachfolgern war die Stadt ein Hauptsitz des Herrscherhauses. Nördlich von der Donau, wo die Bayern bis nach Erlangen und zum Fichtelgebirge hin vordrangen, erfolgte die Urbarmachung erst allmählich. Bereits im achten Jahrhundert entstanden viele Klöster, deren Zahl sich bald außerordentlich mehrte. Den kirchlichen Mittelpunkt, von dem nur der unter Mainz stehende Westen abgelöst war, bildete das von Karl dem Großen gegründete Erzbistum Salzburg. In der Folgezeit brachte der bayerische Klerus zahlreiche tüchtige Männer hervor, entfaltete auch litterarische Thätigkeit, der wir manchen Schatz ältester deutscher Sprache verdanken.

Die Alpen hatten dem Vordringen der Bayern kein Hindernis entgegensetzen können, bis über den Brenner, jenseits von Botzen erstreckte sich ihr Gebiet; vielseitige Berührungen mit Italien, feindlicher und friedlicher Art, waren die Folge. Dem Volke hatte die natürliche Lage noch eine andre schöne Aufgabe gestellt. Vor ihm lagen nach Osten die Ebenen der Donau und die reichen Alpenthäler. Nach dem Siege über das räuberische Volk der Awaren zogen bayerische Ansiedler, meist geleitet von geistlichen Körperschaften oder einzelnen Großen, über die Enns hinaus in die Ostmark und nach Kärnten, verhinderten, daß die Slaven das ganze Gebiet einnahmen und begründeten hier deutsches Leben. Die Ungarn zerstörten es zwar wieder in der Ostmark, weniger in Kärnten, aber der Weg war einmal gewiesen.

Das Herzogtum vertrat hier eine selbstbewußte Stammes-

einheit. Die Zähigkeit und Starrheit seines Charakters, gepaart mit kriegerischer Tüchtigkeit und einer heiß aufflammenden Leidenschaftlichkeit, machte das Bayernvolk wohl geeignet zu tüchtigen Leistungen, aber erschwerte Anschluß und Ausgleich mit der übrigen Welt. Die Bayern, welche hauptsächlich das ostfränkische Königtum getragen hatten und den Franken an Macht überlegen, in innerer Entfaltung fast ebenbürtig waren, sahen daher mit nicht ungerechtfertigtem Groll, daß ein andrer Stamm die Vorherrschaft erhalten hatte.

Er stand den Bayern an Selbstgefühl und Stolz, an festem Gefüge nicht nach. Die Sachsen hatten am längsten in den altgermanischen Zuständen gelebt. In ihren Landen besaßen die Römer nie eine wirkliche Herrschaft, nirgends war hier ein Ueberrest von ihrem Wirken und Wesen, eine Vorarbeit vorhanden. Die Franken hatten auf ihren Kriegszügen nie weit in das Innere dringen, das Christentum keine Erfolge erzielen können, bis Karl das Volk bändigte und unterwarf. Obgleich er viele Sachsen fortführte und an ihre Stelle Franken setzte, war die Volksart dadurch wenig verändert worden; die Grafen nahm er meist aus den heimischen Edelingen. Kaum anderthalb Jahrhunderte waren verflossen, seitdem Sachsen sich den Einflüssen der Kirche und der Verbindung mit den andern Deutschen hatte öffnen müssen, eine verhältnismäßig kurze Zeit, in der althergebrachte Eigentümlichkeiten nicht allzusehr verändert werden konnten. Das Christentum hatte zwar überraschend schnell Boden, selbst innigen Anklang gefunden, und die Dichtung des Heliand erfaßte in herzlicher und schlichter Weise gerade seine milden Lehren, doch der Glaube des Volkes war über äußere Gebräuche kaum weit hinaus. Weil hier alle alten Grundlagen fehlten, besaß die Kirche trotz der zahlreichen Bistümer geringere Ausstattung. Neben dem Kloster Corvei an der Weser scheint lange kein andres zu hervorragender Bedeutung gediehen zu sein. Die Bischöfe nahmen nicht die große Stellung ein, wie die am Rhein und in Süddeutschland; sie er=

scheinen nachher dem Herzogtum vollkommen untergeordnet. So standen auch Ackerbau und Handwerk hier auf niedrigerer Stufe als anderwärts. Aeltere Städte fehlten gänzlich, doch gab es größere Ortschaften, und die weisen Maßnahmen König Heinrichs zur Zeit der Ungarnnot, feste Zufluchtsorte zu schaffen, haben gewiß städtische Lebensweise gefördert. Da Karl die nordalbingischen Sachsen weggeführt hatte, wurde der Stamm, dem die Friesen die Nordseeküsten sperrten, zum Binnenvolke. Der Verkehr über das Meer hörte indessen nicht ganz auf, vermählte doch König Heinrich seinen Sohn Otto mit der angelsächsischen Prinzessin Editha.

Seitdem die Sachsen Christen wurden, verwandelte sich die frühere Freundschaft mit den Dänen in dauernde Feindschaft. Ungleich grimmer und verderblicher war indessen der Haß, der zwischen Sachsen und Wenden entbrannte. Wie den Bayern, war den Sachsen die natürliche Aufgabe gestellt, nach dem Osten vorzudringen. Doch lag vor ihnen nicht herrenlos gewordenes Land, das nur der neuen Bewohner harrte, sondern zahlreiche Völkerschaften saßen jenseits der Elbe und der Saale. Körperlich kleiner und schwächer als die Deutschen, auch geistig weniger entwickelt, obgleich keineswegs mehr im rohen Naturzustande, und sonst gutartig und nicht unbegabt, hatten die Wenden einen schweren Stand, um so mehr, da sie sich über ihre Zersplitterung höchstens für den Augenblick zu erheben vermochten. Gleichwohl wehrten sie sich mutig, und die unendliche Verachtung, mit der die Deutschen auf ihre „stinkenden“ Nachbarn herabsahen und daher jede Handlung gegen sie für gerechtfertigt hielten, machte die Kämpfe furchtbar grausam. Massenhaft wurden die Kriegsgefangenen weggeschleppt und in weite Ferne verkauft. Gegen Ende des neunten Jahrhunderts waren die Wenden im Vorteil, bis König Heinrich sie unter seine Hoheit beugte.

Die Sachsen galten von jeher als ganz besonders kühn und wild. Neben dieser urkräftigen Anlage besaßen sie auch

dem friedlichen Gedeihen förderliche Eigenschaften. Sogar die weit vorgeschrittenen Westfranken rühmten ihren Scharfsinn und Witz und ihre natürliche Redegabe.

Die ostfränkischen Könige haben Sachsen nur gelegentlich betreten. Früher als bei den übrigen Stämmen stieg hier ein einzelnes Geschlecht, die Liudolfinger, in die Höhe, dem sich auch die andern Großen, an denen es nicht fehlte, und die Bischöfe unterordneten, so daß hier das Herzogtum ein scharfes, volkstümliches Gepräge bekam. Auch das sehr bedeutende Königsgut ging in seine Verfügung über. Da auch Thüringen sich hatte anschließen müssen, so war das sächsische Herzogtum räumlich das größte von allen, und was dem Lande noch fehlte an Pflege der geistigen und wirtschaftlichen Interessen, ergänzte es durch die Kraft und Begabung seiner Bewohner.

Jetzt stand nun das eigenartige Sachsen, das sich bisher möglichst abseits gehalten hatte, an der Spitze des Reiches, gegenüber den andern Stämmen, die untereinander weit mehr Gemeinsames hatten, als gerade mit diesem leitenden Stamme.

Nirgends, außer im Norden, wo das Meer seine Schranken setzte, war Deutschland von natürlichen Grenzen umhegt, selbst der Riesenwall der Alpen bildete keine, da ihre nach verschiedenen Richtungen geöffneten Thäler allen umsitzenden Völkern den Eintritt gestatteten. Die Deutschen hatten so an allen Seiten unmittelbare Fühlung mit den Nachbarn. Deutschland, im Herzen Europas gelegen, konnte leicht und bequem nach allen Himmelsrichtungen Verkehr und Verbindungen pflegen, fremde Ware, auch geistiger Art, einführen und eigene ausführen. Die Nachbarn nahmen sehr verschiedene Bildungsstufen ein; waren die im Süden und Westen durch ältere Kultur bedeutend überlegen, so standen die im Osten und nach dem Norden zu hinter den Deutschen zurück. Hier empfangen, dort ausgeben, war daher gewissermaßen als natürlicher Lauf der Dinge bestimmt. Unzweifelhaft ein günstiges Verhältnis, denn die Völker können sich nur unter wechselnder

Einwirkung aufeinander entwickeln. Ein vereinzeltes vermag mit eigenen Kräften zwar eine gewisse Höhe zu erreichen, dann tritt jedoch der Stillstand und als unvermeidliche Folge der Rückschritt ein. In dem Wettbewerb erwachen und erstarken die Kräfte, lehrt ein Volk das andre.

Jener Mangel bestimmter Grenzen begünstigte nicht allein den friedlichen Austausch, sondern lockte auch zu Kampf und Eroberung. Ueberall wehte noch ein kriegerischer Geist. Mochten sich auch die unteren Stände nach Frieden sehnen, die höheren sahen in der Wehrhaftigkeit ihren Stolz und betrachteten das Waffenhandwerk als ihren vornehmsten Beruf. Die Laien verachteten die wissenschaftliche Thätigkeit, die ihnen andre Aufgaben hätte setzen können, und auch die obere Geistlichkeit, auf deren Gütern zahlreiche Vasallen saßen, war keineswegs unkriegerisch. Naturalwirtschaft und Lehnswesen gaben den Herren Streitkräfte genug zur Verfügung, ohne daß daheim die Arbeit eingestellt werden mußte; sie forderten geradezu nutzbare Verwertung. Kriegerische Zusammenstöße waren demnach vorauszusehen. Deutschland stand nunmehr so glücklich, daß es kein andres Volk zu fürchten hatte. Frankreich hegte zwar noch die Hoffnung, Lothringen wieder zu gewinnen, und in der That hat es dann gegen Otto II. noch einmal einen vergeblichen Versuch gerichtet, aber die Zerklüftung war dort schon so arg, daß nur ganz besondere Umstände diesen Nachbar gefährlich machen konnten. Vor Burgund und dem in sich zerrissenen Italien brauchte man keine Sorge zu haben. Im Osten hielten die Ungarn seit ihrer Niederlage Ruhe, die slavischen Völker konnten an keinen Angriff mehr denken.

Deutschland durfte demnach an die Aufgabe gehen, das neue Hauswesen in Ruhe und mit ungestörtem Bedacht auszubauen. Aber der friedliche Genuß lag nicht im Sinne der Zeit, und ihm widerstrebte die Erinnerung an die Vergangenheit. Die Schwäche der Nachbarn wurde zur Versuchung, und mächtiger noch trieb das Angedenken an einstige Ehren- und

Ruhmestitel. Das Reich war ein deutsches geworden, aber wer von den Zeitgenossen hatte davon ein klares Gefühl? Sie standen unter der Herrschaft des historischen Zusammenhanges, und das neue Reich erschien ihnen nur als der Rechtsnachfolger des ostfränkischen. So hatte schon Heinrich gedacht, und als sein Sohn Otto in Aachen die Krönung empfing, wollte er gewiß nicht ein neues Reich des Friedens begründen, sondern er, der Sachse, hatte wieder zu erwerben, was seine fränkischen Vorfahren einst besessen und dann verloren hatten. Nicht allein persönlicher Ehrgeiz, auch der Schatten Karls, des ersten germanischen Kaisers, trieb ihn zur Kaiserkrone.

Fünfter Abschnitt.

Das Kaisertum in seiner größten Macht.

Unter den Schicksalstagen des deutschen Volkes ist der 2. Februar 962 der verhängnisvollste. An ihm empfing Otto I. in Rom die Kaiserkrone.

Mehr als zwanzig Jahre führte der Sohn Heinrichs I. bereits die Regierung und schwere Zeiten hatte er durchlebt. Alle Gefahren überwand sein festes Herz und selbstbewußtes Herrschergefühl. Otto war nicht schön, eher erschreckend und furchtbar. Die rote Gesichtsfarbe, die niedrige zurückliegende Stirn, die Augen mit dichtem Adergeflecht und im schnellen Aufschlag blitzend, der wallende Bart, die zottig behaarte Brust machten den Eindruck gewaltiger Stärke. Allgemein wurde seine Erscheinung mit der eines Löwen verglichen. Unerschöpflich war seine Kraft. Schon der unregelmäßige, bald rasche, bald langsame Gang, wie er sich bei Männern von starker Leidenschaft und großen Gedanken findet, verriet die Beweglichkeit

der Seele. Selbst im spärlichen Schlaf gab vieles und lautes Sprechen kund, daß der Geist nur widerwillig ruhte. Daher auch das Bedürfnis nach Ausspannung. Otto liebte die Jagd, die Reitkunst und das Brettspiel; einen vornehmen gesangeskundigen Jüngling zog er in seine Nähe, um sich auf einsamen Wegen an seinen Liedern zu ergötzen.

Furchtbar loderte Otto im Zorne auf, doch vermochte er sich zu beherrschen, bis zur äußersten Selbstbezwingung. Immer strebte er nach höchster Gerechtigkeit und übte sie nicht selten mit eiserner Strenge, ebenso oft verzieh er. Denn wie er leutselig und heiter auftrat, barg sein Inneres auch milde Eigenschaften. Die Blutsverwandten hegte der König mit zärtlicher Liebe, nur verlangte er von ihnen vollen Gehorsam. Es scheint Otto Herzensbedürfnis gewesen zu sein, Vertrauen zu schenken und es selbst nach schweren Enttäuschungen wieder zu gewähren. Denn hoch galt ihm die Freundschaft, und treue Männer wurden überreich geehrt. Doch setzte er sich auch über Versprechungen und Verträge hinweg, wenn sie nicht mehr geeignet schienen. Es überwogen eben durchaus die starken eigenwilligen Seiten des Charakters und der Drang, Macht zu gewinnen und zu behaupten.

Daher hatte der König gleich im Anfange seiner Regierung es für nötig erachtet, die Zügel schärfer anzuziehen. Die Folge waren Empörungen der Herzöge von Bayern und von Franken, seines unehelichen Bruders Thankmar, seines jüngeren Bruders, des schönen, glänzenden, aber eitlen und neidischen Heinrich, seines Schwagers, des Herzogs von Lothringen. Der Sieg über sie alle gab Ottos Königtume ungemeine Stärke, aber nachdem er dann die Herrschaft über Oberitalien und die Hand der Königswitwe Adelheid gewonnen hatte, stürzte eine neue Auflehnung, die seines Sohnes Liudolf und seines Schwiegersohnes Konrad von Lothringen, nochmals das Reich in schwere Verwirrung. Nach ihrer Unterwerfung brachen die Ungarn mit ungezählten Scharen ein; auch sie büßten ihr

Unterfangen mit der Niederlage bei Augsburg. Nun kamen die Tage des Glücks. Papst Johann XII., von feindlichen Parteien bedroht, rief selber den deutschen König herbei, der so durch Vertrag das Kaisertum erlangte. Zwar versuchte Johann, als er sah, welche Rute er sich selber auf den Rücken gebunden hatte, die Fremdherrschaft wieder abzuschütteln, auch die Stadt Rom erhob sich, aber dem eisernen Arme der Deutschen vermochten die durch lange Zerrüttung erschöpften Italiener nicht zu widerstehen. Die oberen und mittleren Länder waren unterworfen, nur Unteritalien fehlte noch, um die Herrschaft über die Halbinsel zu einer völligen zu machen. Neapel, Apulien und Kalabrien standen unter Byzanz, zwischen diesen Ländern und Rom lagen kleine langobardische Fürstentümer; bis zum Eingreifen der Deutschen war noch immer die Möglichkeit vorhanden, daß ganz Italien wieder unter griechische Herrschaft kam. Wer dort sicher gebieten will, kann die südliche Hälfte nicht entbehren, aber Otto suchte, wie einst Karl der Große, Verständigung mit Byzanz und dessen Anerkennung für sein Kaisertum. Er erstrebte daher für seinen und der Adelheid Sohn eine griechische Prinzessin zur Gemahlin, und endlich nach langen, wechselvollen Verhandlungen feierte 972 Otto II. in Rom seine Hochzeit mit Theophano.

Unbestritten war jetzt Otto I. der mächtigste Herr im Abendlande. Denn außer Italien hatten noch andre Völker sich den Deutschen beugen müssen. Die wendischen Stämme waren nun unterworfen und zum Christentum gezwungen; neu errichtete Bistümer und Marken sorgten dafür, sie in politischer und kirchlicher Abhängigkeit zu halten. In dieselbe Lehnsabhängigkeit wie Böhmen war auch ein noch weiter nach Osten hin gelegenes Reich gebracht worden, das damit in die Geschichte eintretende Polen. Dem deutschen Einfluß eröffnete sich ein fast unbegrenztes Hinterland. Das neugegründete Erzbistum Magdeburg sollte die Mission in jenen Gegenden einheitlich leiten, während dem Erzstifte Bremen die in Holstein, Schleswig

und dem dänischen Jütland errichteten Bistümer unterstellt wurden. Auch an der Donau traten jetzt bessere Zeiten ein. Da seit der Niederlage auf dem Lechfelde das Kriegsfeuer der Ungarn erlosch, konnte die Ostmark wiederhergestellt werden und von hier aus die deutsche Kirche auch in Ungarn eindringen. Hier verrichtete Bayern die kolonisierende Arbeit; auch die Kriege gegen die Slaven hatte Otto meist andern, namentlich dem fanatischen Markgrafen Gero überlassen.

In den letzten Lebensjahren nahm Italien Ottos Aufmerksamkeit ganz in Anspruch, und in der That, unter seinen Werken steht obenan die Wiederaufrichtung des Kaisertums und dessen Uebertragung auf Deutschland. Erst in unserm Jahrhundert hat sein letzter Nachfolger den Titel niedergelegt, durch dessen Erwerbung der Sachse das deutsche Volk über die bescheidene, doch verheißungsvolle Arbeit in der Heimat hinaus auf die große Bahn unsterblichen Weltruhmes führte. Das deutsche Volk büßte ihn zwar nicht wie Achilleus durch einen frühen Tod, aber wie Odysseus fand es die Rückkehr zu den heimischen Penaten erst nach langen und schicksalsreichen Irrfahrten.

Das Urteil über die Vergangenheit, über die Männer, die in ihr gehandelt und sie bestimmt haben, wird immer ein zwiefaches sein müssen, und nichts ist notwendiger, als beide Seiten auseinander zu halten. Der Geschichtsschreiber überschaut zugleich die späteren Zeiten und kennt die Nachwirkungen jener Thaten. Er muß prüfen, zu welchem Endergebnis sich die große Kette, die von der Lebensarbeit epochemachender Gestalten den Ausgang nahm, weiter spann. Doch darin liegen große Gefahren. Gar leicht setzt der Forscher die Erkenntnis, die er rückwärtsschauend gewinnt, auch bei den früheren Geschlechtern voraus und vergißt, daß sie die fortwährend wachsende Fülle von Ursachen und Wirkungen nicht übersehen oder vorahnen konnten. Erscheinen ihm die nach langen Zeiträumen hervorgetretenen Folgen unerfreulich und unglücklich, so darf er deswegen nicht die ersten

Urheber verantwortlich machen, wenn er auch nicht verschweigen kann, daß dem guten und großen Willen der rechte Erfolg versagt blieb, daß Unheil vorbereitet wurde, wo Segen gestiftet werden sollte. Daher muß das erste und nächste Urteil entnommen werden der Zeit, in welcher der Handelnde wandelte und wirkte. Entsprach sein Thun den Bedürfnissen und Idealen der Zeitgenossen, schuf er ein Werk, das die Allgemeinheit für recht und notwendig erachtete, dann darf ihm der volle Ruhmeskranz nicht versagt bleiben.

Indem Otto nach Rom zog, führte er nur aus, was der Vater schon beabsichtigt hatte und ihm nach seiner Auffassung von Rechts wegen zu thun gebührte. Auch die Deutschen dachten darüber nicht anders, als er; das Kaisertum galt bald als vornehmlichster Schmuck des Reiches. Denn der Mißbrauch, der es eine Zeitlang befleckt hatte, war bald vergessen. Die gelehrten Zeitgenossen wußten nicht anders, als daß das römische Reich bestehen werde bis ans Ende der Dinge, also mußte es wieder ein Kaisertum geben. Otto nahm die kaiserlichen Ehren in Anspruch als Erbschaft seiner Vorgänger, aber er hätte auch wie Napoleon sagen können, er habe sich die Krone nicht angemaßt, sondern aus der Gosse aufgehoben. Griff er nicht danach, so konnte ein Kleinerer zuvorkommen, der ihn dann trotz aller Herrschergröße an Rang und Ansehen überragt hätte. Auch Vermehrung der Macht durch die Eroberung Italiens, die reichen Einkünfte, die von dorther zu erwarten waren, mögen ihn gelockt haben. Wer hier gebot, hatte ferner den römischen Bischof willig und dienstbar. Trotz aller Demütigungen, die das Papsttum erfahren hatte, war es noch immer das Haupt der Kirche, dessen Zustimmung in vielen Dingen sich nicht entbehren ließ.

Der 2. Februar 962 steht an weltgeschichtlicher Bedeutung dem Weihnachtstage 800 nicht nach, und wer hätte seine Folgen stärker empfinden sollen als das Volk, dessen Haupt sich damals auch zum ersten der Christenheit machte. Mit einem Schlage

trat Deutschland in ganz neue Verhältnisse. Das Reich hatte sich bis dahin entwickelt ohne fremden Einfluß, das Volk war in seiner großen Mehrheit deutsch. Die heimische Kirche führte ihr Dasein in praktischer Thätigkeit, im vollen Zusammenhange mit dem Reiche und das religiöse Leben pflegte schlichte Bestrebungen ohne Aufregung und ohne einseitige, hochgespannte Tendenzen. Jetzt hatte die Eroberung Italiens die engste Verknüpfung mit einem romanischen Volke gebracht und Einwirkungen von dorther Thür und Thor geöffnet. Bei aller politischen und sittlichen Zerfahrenheit waren die Italiener an Bildung und Lebensweise den Deutschen überlegen. Die innige Verbindung mit dem Papsttum war wiederhergestellt. Wenn je eine Macht durch fremde Hilfe auf die Höhe geführt worden ist, welche es aus eigner Kraft kaum erlangt hätte, so ist es das Papsttum. Wäre Italien sich selbst überlassen geblieben, so würde der Papst entweder zum römischen Stadtbischof herabgesunken oder wieder unter Byzanz gekommen sein. Otto erwies den Päpsten dieselbe Glücksförderung, wie einst Karl der Große, und wie die Kaiserkrönung des Franken, brachte die des Sachsen dem römischen Stuhl unermeßlichen Vorteil. Dabei stand das Papsttum nun ganz anders, als damals. Zwar war es auch jetzt unter fremdem Zwange, doch hinter ihm lag bereits eine große Geschichte, und die Unterbrechung hatte die Ueberlieferung besserer Zeiten nicht völlig verlöscht. Die vordem erreichte Universalität war nicht ganz untergegangen, das Schifflein Petri vermochte nun zu guter Stunde wieder einzulenken in die Strömungen, die es im neunten Jahrhundert so glücklich verfolgt hatte. Auch in der deutschen Kirche konnten wieder die dem Papsttum günstigen Stimmungen, welche damals sich geregt hatten, lebendig werden. Zudem bestand jetzt das seltsame Verhältnis, daß über Besetzung des apostolischen Stuhles der Wille eines Kaisers verfügte, der nur einen Teil der christlichen Länder beherrschte, und mochte Otto auch Gott allein als den Spender des Kaisertums, Johann XII. nur als aus-

führendes Werkzeug ansehen, die Ansicht, nur die vom Papste vollzogene Krönung erhebe zum römischen Imperator, hatte eine neue Bestätigung gefunden und war nun für die Dauer festgestellt.

Nur kurze Lebensfrist war Otto gegönnt, nachdem er wieder in das geliebte Sachsen heimgekehrt war. Am 7. Mai 973 raffte den Einundsechzigjährigen in Memleben ein rascher und sanfter Tod hinweg. Vor dem Hochaltar des Magdeburger Domes steht noch heute der steinerne Sarg, der seine Asche umschließt.

Durch kriegerische Macht war alles erreicht worden, und nur durch fortgesetzte Waffengewalt war das Errungene zu behaupten.

Von Otto II., der erst achtzehn Jahre alt bereits seit Jahren die Titel des Königs und des Kaisers führte, ließ sich erwarten, daß er das Begonnene festhalten werde. Er hatte eine wissenschaftliche Erziehung empfangen, an seiner Seite vertraten seine Mutter und seine Gattin die ausländische Bildung. So war er in andern Anschauungen aufgewachsen, als Vater und Großvater. Kräftig, obschon kleinen Wuchses, mit lebhaft gerötetem Gesicht, fühlte er in sich das ungestüme Feuer der Jugend. Mancherlei Schwierigkeiten hielten ihn jahrelang in Deutschland zurück; als er endlich 980 nach Italien zog, warf er die Widerspenstigen in Rom leicht nieder. Sein Plan war, die von Sicilien her in Unteritalien eingedrungenen Saracenen zu vertreiben. Schon hatte er die Hauptplätze besetzt, als er 982 an der Küste von Kalabrien eine furchtbare Niederlage erlitt, und über den Bemühungen, sie wieder wett zu machen, starb er am 7. Dezember 983 in Rom.

Schon im Sommer vorher hatten die Fürsten seinen Sohn Otto III. zum Könige gewählt. Sobald er mündig geworden war, zog er über die Alpen und empfing in Rom am 21. Mai 996 die Kaiserkrone aus der Hand seines jugendlichen Vetters,

Gregors V., den er vorher von den Römern hatte wählen lassen.

Mit Gregor bestieg der erste Deutsche den päpstlichen Thron, den bis ins achte Jahrhundert meist Griechen, seitdem stets Römer innegehabt hatten. So kamen in ihm die neue Zeit und die Universalität des Papsttums zum rechten Ausdruck. Gregor fühlte sich nicht als Deutscher, sondern als der über das Volkstum erhabene Führer der gesamten Kirche, entschlossen, die Autorität des Papsttums in allen Ländern herzustellen. Wie er, dem nur ein kurzes Pontifikat beschieden war, dachte sein Nachfolger, der gelehrte Franzose Silvester II.

Otto III. träumte von der Wiederherstellung des römischen Reiches. Er wollte sich erheben über seine sächsische Abstammung, sich würdig machen, Rom anzugehören. Von Großmutter und Mutter hatte er fremdes Blut und fremde Bildung empfangen; mit allem Wissen seiner Zeit ausgerüstet, doch schon als Kind auch Teilnehmer an Kriegszügen gegen die Wenden, vereinte er in sich leiblich und geistig die drei großen Kreise, welche die Christenheit umfaßte, das autokratische Byzanz, das leidenschaftlich erregte Romanentum, das kriegerische Deutschtum. Jenem entnahm er die Vergötterung des Kaisertums, diesem den Hang zur Exaltation und zur Askese, dem letzten den Thatendrang. Doch seine Knabenseele vermochte ihr brennendes Feuer noch nicht zu fassen; berauscht von der Höhe seiner Stellung, hingerissen von der religiösen Schwärmerei, niedergedrückt von der Unmöglichkeit, alles, was er ersehnte, auch gleich auszuführen, verwirrt von den wechselnden Eindrücken, die er alle begierig einsog und doch nicht verarbeiten konnte, rieb er sich auf. So wenig er Deutscher sein wollte, ihn ergriff der Sturm und Drang, dem kein deutscher Jüngling entgeht, er fühlte sich heute unwürdig und schwach, morgen berührte er mit dem Scheitel die Sterne; sein Leben war ein Taumeln von der Wollust der Hoffart zum süßen Schmerz der Entsagung. Er wollte als Kaiser die Erde erfüllen mit ewigem Ruhm,

aber auch als Heiliger mit Büßen und Beten den Himmel erringen. Er erkannte nicht, daß sein Ideal zwei Gipfel hatte, die eine unüberschreitbare Kluft trennte.

So verrauschte sein kurzes Dasein wie ein Quell, der von allzugroßer Höhe steil herabbrausend in der Luft zerstäubt. Als er, erst zweiundzwanzig Jahre alt, von seinen geliebten Römern vertrieben am 23. Januar 1002 in der Burg Paterno vor Rom starb, brach die deutsche Herrschaft in Italien zusammen. Und doch hatte sie schon schwere Opfer gekostet; die großen Eroberungen Ottos I. schienen alle verloren zu sein. Denn noch in den letzten Tagen Ottos II. hatten die Wenden rechts der Elbe ihre Ketten gesprengt, und sie konnten nicht wieder unterworfen werden. Das Unheil stieg, indem Herzog Boleslaw Chabry von Polen darauf ausging, ein mächtiges Reich zu schaffen. Otto III. auf seinen Irrlichtfahrten durch das Reich hatte ihn in Gnesen aufgesucht, um dort am Grabe seines von den Preußen erschlagenen Freundes, des Böhmen Adalbert zu beten, hatte dem Märtyrer zu Ehren gestattet, daß Gnesen zum Hochstift erhoben und dadurch die polnische Kirche von der deutschen getrennt wurde, und dem Polen die Tributpflicht erlassen.

Auch das große Hinterland Ungarn ging der deutschen Kirche verloren. Dort hatte der Großherr Geisa das Christentum angenommen; sein Sohn Stephan heiratete 995 Gisela, die Schwester des nachmaligen Kaisers Heinrich II., und wurde der Begründer eines einheitlichen und staatlich geordneten Reiches, das bereits nach dem fast menschenleeren Siebenbürgen sich ausdehnte. Allerdings zog Stephan viele Deutsche in sein Land und ahmte die deutschen Einrichtungen nach, aber das in Gran gegründete Erzbistum wurde durch Papst Silvester, der Stephan die Königskrone schickte, ein selbständiger Metropolitansitz.

Der erste Abschnitt der deutschen Kaiserzeit schließt demnach ungünstig genug ab. Da Italien, wo Arduin von Ivrea

ein nationales Königreich zu gründen suchte, von neuem zu erobern war, so hätte die Frage entstehen können, ob man sich nochmals dorthin wenden sollte. Sie wurde gar nicht aufgeworfen, weil als selbstverständlich galt, daß das Kaisertum dem Reiche gebühre, und ohne Italien wäre es nicht zu behaupten gewesen. Der neue Gebieter, Heinrich II., bisher Herzog von Bayern, ein Urenkel Heinrichs I., ergriff die Königslanze ganz im Sinne seiner Vorgänger; ihre Kaiserpolitik blieb ihm Richtschnur und Maß, und so ging sie, zum unverbrüchlichen Vermächtnis geworden, auf die Zukunft über. Nur die überschwenglichen Ideen Ottos III. wurden nicht wieder aufgenommen; Deutschland blieb fortan die Grundlage des Reiches. Das Schicksal des deutschen Volkes war damit besiegelt.

Erst auf seinem zweiten Zuge gelang es Heinrich, Arduin völlig zu verdrängen und 1014 in Rom die Kaiserkrone zu nehmen. Ihm kam zu statten, daß Papst Benedikt VIII. seiner Hilfe gegen eine feindliche Adelspartei bedurfte. Spätere Versuche, die Griechen aus Unteritalien zu verdrängen, blieben erfolglos.

Auch im Osten war Heinrich bemüht, Polen, das die Verhältnisse benützend sich mächtig entfaltet hatte, im Zaume zu halten. Es drohte wirklich ein großes Slavenreich in der Flanke Deutschlands zu entstehen. Das Endergebnis war wenig ruhmreich, denn er mußte Boleslaw die Lausitz und das Meißener Land als Lehen überlassen. Der Kaiser, kränklichen Leibes, war nicht die Heldengestalt, wie sie die Deutschen am liebsten auf dem Throne sahen, doch führte er seine Regierung nach besten Kräften. Gelegentlich griff er mit Strenge durch; sein ganzes Regiment zeigt eine gewisse Erregtheit, ein hastiges Ergreifen des Augenblicks ohne steten Nachhalt. Daher hat er in Vielgeschäftigkeit nirgends eine große Sache zum vollen Austrag gebracht.

Nachdem Heinrich am 13. Juli 1024 gestorben war, begründete Konrad II. ein neues Königsgeschlecht. Alle seine

Vertreter zeigen eine gewisse Aehnlichkeit. Während bei den Sachsen neben dem gewaltigen Herrschertrieb Gemüt und Phantasie zu ihrem Rechte kamen, waren die Salier selbstherrliche Naturen; in ihnen überwog der Eigenwille, der sich zur Härte verschärfen konnte. Unterworfen der Leidenschaft, hastig und schnell in ihrem Thun, verfielen sie dennoch leicht einer zeitweiligen Ermüdung. Vielleicht rührte das von körperlicher Anlage her, denn sie alle, Männer von hochragendem, schlankem Leibe, wurden von schweren Erkrankungen heimgesucht, und keiner erreichte ein hohes Lebensalter.

Konrad II., dessen Charakter trotz des schönen Denkmals, das ihm sein Biograph Wipo gesetzt hat, schwer zu erkennen ist, hat das Reich an einer Stelle gemindert, an der andern beträchtlich gemehrt. Italien und das Kaisertum wurden festgehalten. Mit dem dänischen Könige Kanut dem Großen, der in seinem Lande staatliche Ordnung und Christentum sicherte und auch England beherrschte, schloß Konrad Freundschaft und Verwandtschaft und trat ihm die Mark Schleswig ab, die so für acht Jahrhunderte vom Reiche getrennt wurde. Er wollte den Dänen gebrauchen gegen die Polen, die auch nach Boleslaws Tode besorgniserregende Nachbarn blieben. Es war ein gefährlicher Versuch, denn gar leicht konnte im Norden eine Macht emporkommen, die den Deutschen hinderlich in den Weg trat und sich selber die Ostseeküsten sicherte. Nur das Glück hat hier den Deutschen geholfen. Das meteorhaft aufgestiegene polnische Reich wurde durch innere Zwietracht gelähmt, und auch Kanuts Herrschaft zerfiel nach seinem Tode.

Dagegen erfuhr das Reich nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung eine bedeutende Erweiterung. Der letzte König von Burgund, Rudolf III., hatte bereits Heinrich II. als seinem Neffen die Nachfolge zugesichert. Konrad nahm mit seiner Zustimmung diese Rechte auf, und nach Rudolfs Tode gelang es ihm, den Besitz zu erkämpfen. Burgund erstreckte sich von der südlichen Grenze Lothringens die Saone und Rhone strom-

abwärts bis zum Mittelmeer, so daß außer der Hauptstadt Arles auch Marseille, Lyon und Besançon dazu gehörten. Das Königtum war hier unter dem Uebergewicht der weltlichen und geistlichen Großen immer schwach gewesen und erstarkte auch unter der deutschen Hoheit nicht, da unterlassen wurde, eine einheitliche Gewalt, etwa ein Herzogtum, zu schaffen. Der Vorteil des Erwerbes lag weniger in einem unmittelbaren Machtzuwachs, als darin, daß das reiche und weite Land Frankreich vorenthalten blieb und nun die gesamten Alpenstraßen nach Italien den Kaisern offen standen. Das Volk war romanisch, nur der Nordwesten auf heutigem schweizerischen Boden enthielt deutsche Bevölkerung, die jetzt Anhalt an dem stammverwandten Volke fand und so Sprache und Art bewahren konnte.

Nach Konrad II., der am 4. Juni 1039 starb, übernahm sein jugendlicher schwarzgelockter Sohn Heinrich III. das Reich. Seine Regierung war vielbewegt; schwere Kämpfe im Innern wechselten mit Unternehmungen nach auswärts. Thronstreitigkeiten, während deren das Heidentum sich dort nochmals regte, benutzend, machte er Ungarn zum Vasallenstaate, aber er vermochte die Oberhoheit nicht festzuhalten.

Damit waren die Grenzen des Reiches für lange Zeit abgeschlossen, die Periode eines raschen Umsichgreifens zu ihrem Ende gelangt.

Nach dem Osten zu, wo die Wege zum siegreichen Vordringen offen standen, wenn sie nur mit beharrlichem Nachdruck beschritten wurden, war das Ergebnis nicht eben groß. Gewonnen war nur das Lausitzer und Meißener Land, auch Böhmen blieb in Abhängigkeit, aber die nördlichen Wenden rechts von der Elbe und im östlichen Holstein behaupteten Freiheit und Heidentum; die unter Heinrich I. und Otto I. errungenen Erfolge gingen zum großen Teile wieder verloren. Ein Glück, daß Polen und Dänemark für die Dauer schwach und ungefährlich blieben. Ungarn hatte sich eine feste Grenze gegen

Deutschland an der Leitha geschaffen, doch waren die Ostmark, Steiermark und Kärnten ein schöner Gewinn. Auf die andre Wagschale fielen die großen und herrlichen Länder Italien und Burgund, und daß die Zeitgenossen ihnen einen sehr viel höheren Wert beimaßen, als den barbarischen Gebieten im Osten, war natürlich. Ihnen erschienen diese Eroberungen glorreich und glänzend, und sie waren es auch in der That. Die Deutschen, welche sie mit ihrem guten Schwerte erfochten hatten, durften sich als die ersten Krieger der Welt, als unwiderstehlich rühmen. Dieser Stolz durchdrang sie bis in das innerste Mark, und er hat viel dazu beigetragen, die Stämme einander zu nähern, ihnen ein engeres Gefühl der Zusammengehörigkeit zu verleihen. Doch darf man noch nicht von einem eigentlichen Nationalbewußtsein, wie wir es verstehen, reden. Obgleich Italien und Burgund als gesonderte Reiche betrachtet wurden, galten diese andersssprachigen und von anders gearteten Völkern bewohnten Länder als Teile des Imperium, sie gaben sogar erst Deutschland das Recht, sich ein solches zu nennen. Dieses Imperium hieß das römische, das eigentliche Deutschland hatte keine bestimmte, amtlich feststehende Bezeichnung. Die Deutschen waren zu Eroberern geworden, ohne daß sie im stande gewesen wären, diese ihnen untergebenen Reiche mit ihrem Geiste und Wesen zu durchdringen. Im Gegenteil, sie mußten bei aller Verachtung anerkennen, daß die feigen Wälschen in vielen Beziehungen höher standen, und während die Deutschen dort keine Eroberung für ihr Volkstum machten, erlitten sie selbst fremde Einflüsse. Für die geistige Ausbildung ein hoher Segen, verhinderte dieses Verhältnis die rasche Ausprägung eines nationalen Charakters.

Die deutschen Könige hatten begonnen, sich weithin die Völker zu unterwerfen. Doch ist zu viel gesagt, wenn ihnen die Absicht, das Reich Karls des Großen in seinem ganzen Umfange herzustellen, zugeschrieben wird. Frankreich in Lehnsabhängigkeit zu bringen, hat keiner der Kaiser erstrebt. Wohl

aber beanspruchten sie kraft der Kaiserwürde eine Ueberordnung über die gesamte Christenheit, und insofern war ihr Kaisertum ein universales. Eine solche Oberstellung wurde nicht zur Vollendung gebracht. Sie erforderte ungeheure Anstrengungen, und schon hatte der Gang der Dinge im Osten gezeigt, daß nicht alle Seiten gleichmäßig bedacht werden konnten. Die meiste Kraft war an Italien gewandt worden, jeder König zog dorthin mit reisiger Macht, und wenn er über die Alpen heimkehrte und die Italiener sich von ihrem blassen Schrecken erholten, ging ein guter Teil der erstrittenen Gebietergewalt wieder verloren; auf jedem neuen Zuge mußte die Arbeit teilweise wieder von vorn angefangen werden. Denn dort feste militärische Besatzungen zu hinterlassen, wie es einst die Römer in den unterworfenen Ländern gethan hatten, verbot die Wehr- und Wirtschaftsverfassung Deutschlands, welche kriegerische Scharen nur für kurze Zeit zur Verfügung stellte. Mißlich war auch, daß Unteritalien nicht hatte erobert werden können. Die Italiener fingen überdies an, sich von ihren langen Leidenszeiten zu erholen, frische Kräfte regten sich dort, und bei dem nicht ungerechtfertigten Haß gegen die Deutschen ließ sich ein Besitz im Frieden auch für die Zukunft nicht erhoffen.

Der Fortbestand der Kaiserherrlichkeit hing vor allem daran, daß Deutschland weiterhin die Mittel bot, sie zu erhalten, daß die einzige zuverlässige Wurzel, die das Kaisertum besaß, das deutsche Königtum, kräftig sich entwickelte und im heimischen Boden ausreichende Nahrung fand.

Sechster Abschnitt.

Die Reichsverfassung.

Heinrich I. hatte die Stämme mehr zusammengefaßt, als unter einer festen Herrschaft vereinigt. Otto I. suchte den Willen des Königs allenthalben geltend zu machen, und trotz des Widerstandes gelang es ihm vortrefflich. Doch wurde die Verfassung an sich nicht geändert. Ihre Grundzüge stammten aus den karolingischen Zeiten. Obgleich sich seither alle Verhältnisse gewaltig verschoben hatten, war die Reichsgesetzgebung dem Gange der Dinge nicht gefolgt; die längste Zeit ruhte sie gänzlich. Auch jetzt wurde es damit nicht besser. Einzelne Rechtsfragen erfuhren zwar gelegentliche Regelung, aber im ganzen hielt man sich an das Herkommen. Die wichtigsten Punkte des Reichs- und Staatsrechtes wurden nicht festgestellt. Die Thronfolge, die Stellung der Fürsten zum Könige, ihre Mitwirkung am Reiche, Pflichten und Rechte der Herzöge und Grafen, die Beziehungen zwischen Staat und Kirche, alles Dinge, die eine völlig neue Gestalt angenommen hatten, entbehrten gesetzlicher Ordnung, und nicht nur unsre geringe Kenntnis trägt die Schuld, daß so viele Staatseinrichtungen unklar erscheinen. Der Verlauf der öffentlichen Zustände war nur eine Zersetzung der überkommenen Verfassung, die trotzdem noch herhalten sollte. Die Deutschen zeigten geringe Befähigung, große staatliche Schöpfungen auch durch innere Einrichtungen, nicht allein durch das Schwert zu bewahren, und hielten die auflösenden Kräfte nicht ausreichend nieder.

Alle Verhältnisse im Reiche beruhten auf der Grundwirtschaft. Darauf standen auch im großen und ganzen die Einnahmen des Königs; Reichssteuern in barem Gelde gab es nicht. Den meisten Ertrag brachte das Reichsgut, das sich in

beträchtlicher Masse, zahllose Höfe aller Größen, oft ganze Landschaften umfassend, durch das gesamte Reich hinzog; dem Könige gehörte alles wüste, unangebaute Land, wie die großen Waldungen, auch an dem im Osten eroberten Grund und Boden hatte er das Eigentumsrecht. Daher besaß er die Mittel zu großartigen Vergabungen. Der Betrag der bewirtschafteten Reichsgüter diente in erster Stelle zum Unterhalt des Hofes, wo er gerade seine Stätte aufgeschlagen hatte, und der Bediensteten.

Der königliche Haushalt besaß auch manche baren Einkünfte, doch waren sie unregelmäßig, und die nicht ganz fehlenden Anhaltspunkte für eine geordnete Geldwirtschaft blieben unbenützt. Die Hauptkraft der Regierung ergaben die Dienste, welche die Großen im Krieg und Frieden darzubringen hatten. Am meisten hatte die hohe Geistlichkeit beizusteuern. Von jeher spendeten die Herrscher reichlich an Klöster und Bistümer, um Gott zu ehren und ihr Seelenheil zu wahren, doch auch zu besserer Verwertung ihrer Güter. Die unmittelbar unter dem Könige stehenden Abteien zählten zum Reichsgut, und an dem Kirchengut hatten König und Reich zwar kein Eigentumsrecht, doch war es zu sehr großen Leistungen verpflichtet. Die Vasallenscharen der Bischöfe folgten in den Krieg, auch über die Alpen; wie das Reichsgut mußte das Kirchengut herhalten für die Bedürfnisse des Hofes und oft auch außerordentliche Lasten tragen. Die Geistlichkeit verstand es ausgezeichnet, wirtschaftliches Leben zu pflegen und zu verbreiten. Es wäre unrecht, ihr den reichlich verdienten Dank vorzuenthalten. Weite Gegenden unsres Vaterlandes sind durch die unverdrossene Arbeit, welche von Bistümern und Klöstern ausging, urbar gemacht worden; unter ihrem Schutz und ihrer Führung entwickelte sich die handwerkliche Thätigkeit, begann die städtische Bevölkerung, ihre betriebsame Kraft zu entfalten.

So wuchs die Geistlichkeit immer mehr an Ansehen und Bedeutung. Sie kam zu den Königen in nähere Beziehungen

als die weltlichen Großen, und es war ganz natürlich, daß die Könige in den Bischöfen ihre und des Reiches vornehmlichste Stütze suchten und ihnen allmählich eine Stellung verliehen, welche sie nicht nur zu Fürsten der Kirche, sondern auch des Reiches machte. Die Bischöfe erhielten gräfliche Rechte in ihrem Gebiete oder Grafschaften zur Verwaltung; da sich zugleich ihr unmittelbarer Besitz stetig mehrte, erlangten viele von ihnen eine großartige Macht. So entstand eine seltsame Rechtsbildung; die Bistümer wurden zu Zwitterwesen eigener Art, halb geistlich, halb weltlich. Da die Könige die Bischöfe ernannten oder bestätigten, also stets ergebene Männer befördern konnten, schien dieses Verhältnis ein vorteilhaftes zu sein; was den Bistümern geschenkt wurde, galt als ein ihnen anvertrautes, auf gute Zinsen gelegtes Pfund. Noch gingen Königtum und Bistum Hand in Hand, die Bischöfe waren den Königen die zuverlässigsten Reichsbeamten. Aber die größten Gefahren für Reich und Königtum lauerten hinter dieser Staatskunst. Das geistliche Fürstentum wurde zu einem der wichtigsten Faktoren für Reich und Volk erhoben und ein Verhältnis begründet, das für die deutsche Geschichte geradezu maßgebend werden sollte. Noch stehen wir unter seinen Nachwirkungen.

Die Herzogtümer hatte Heinrich I. übernommen, und es scheint nicht, daß Otto I. je die Absicht hatte, sie abzuschaffen. Seine Nachfolger konnten daran nicht mehr denken; einzig Konrad II. hat sich wahrscheinlich mit dem Plane getragen, die Herzogtümer möglichst zu beseitigen. Wenn es den Königen gelang, die freie Verfügung über sie zu bewahren, ihren Charakter als den eines vom Könige verliehenen Amtes, wie ihn Otto I. faßte, aufrecht zu erhalten, konnten sie sogar treffliche Dienste leisten. Denn obgleich die Grafschaften dem Rechte nach vom Könige verliehen wurden, waren sie zum größten Teil schon in der karolingischen Zeit in den dauernden Besitz größerer Familien übergegangen und dadurch ihres ursprünglichen Wesens

als Amt fast entkleidet. In ihnen waren bereits den Reichsorganismus zersetzende Kräfte vorhanden, denen die Herzöge am besten im Dienste der Allgemeinheit Halt zu gebieten vermochten; Herzogtum und Königtum hatten hier sich gegenseitig entsprechende Aufgaben. Aber die Herzöge machten in ihrem unbändigen Selbstgefühl den Königen oft die größten Schwierigkeiten; häufig genug gab es Kämpfe mit ihnen, deren Grund gewöhnlich nur in persönlicher Leidenschaft bestand, und zumeist gegen sie sollten die Bischöfe dienen. Zudem ließen die Könige auch bei den Herzögen die Erblichkeit zu, wie Otto I. selbst die Familie seines Bruders Heinrich zu einer heimischen Dynastie in Bayern machte. Auch in Sachsen und Lothringen kamen Herzogsgeschlechter auf.

Der große Mißstand war und blieb, daß kein wirkliches Reichsbeamtentum entwickelt wurde. Die Ursache lag vornehmlich in der mit dem Lehnswesen verquickten Naturalwirtschaft, auf welche auch die Herzöge und Grafen gestellt waren und die zu erblichen Verhältnissen drängte. Beide, welche öffentliche Gewalten sein sollten, wurden dadurch zu örtlichen. Das Lehnswesen griff überall durch, die einfachen Verhältnisse der Beamten- und Unterthanenschaft durch den ihm anhaftenden persönlichen Grundzug verwirrend und zersetzend. Das Amt mußte verbunden werden mit Benefizien, die, in Grundbesitz bestehend, es zum Lehen und zur Grundherrschaft umzuwandeln drohten. Auch das Reichskriegswesen wurde dadurch stark beeinflußt, weil die Reiterheere hauptsächlich aus fürstlichen Lehnsmannschaften bestanden.

Eine weitere Folge der Naturalwirtschaft war, daß das Königtum keinen festen Sitz und außer dem zerstreuten Reichs- und Familiengut kein eigentliches Einkommen hatte. Es war genötigt, im Reiche hin und her zu ziehen; trat es somit allen Teilen gleichmäßig nahe, faßte es dafür nirgends festen Boden. Die sächsischen Kaiser nahmen noch vorwiegend in der alten Heimat ihren Aufenthalt; erst mit Heinrich II. begann so recht

dieses rastlose Umherschweifen. Einer der verhängnisvollsten Fehler war, daß Otto I. das sächsische Herzogtum aufgab und ebenso dann Heinrich II. Bayern. Die Aufhebung des Herzogtums in Franken bot dafür keinen Ersatz, weil das Königtum nicht wirklich an seine Stelle trat. Daher hatten die Könige kein Hinterland, auf das sie für alle Fälle rechnen konnten, kein zusammenhängendes großes Gebiet, wo sie zugleich die alleinigen gebietenden Herren waren.

Das Reich erhielt infolgedessen auch keinen festen örtlichen Mittel- und Schwerpunkt, der für die dauernde Erhaltung der Einheit von größtem Werte gewesen wäre. Keine Stadt entwickelte sich zur Reichshauptstadt, denn Aachen war nichts mehr als die Krönungsstätte. Die Gestalt Deutschlands wies zwar keiner besonderen Gegend von Natur aus die Bestimmung zu, das Herz des Reiches zu werden, doch die geschichtliche Entwickelung hätte wie anderwärts ergänzend eingreifen können. Schon unter den ersten Kaisern wurde eine spätere Centralisierung unmöglich gemacht.

Otto I. hat sich persönlich noch als Sachse gefühlt, obgleich seine Politik auf das Kaisertum hinauslief. Sohn und Enkel wuchsen indessen auf im allgemeinen deutschen Verbande und unter ganz anderer Umgebung; in Heinrich II. und dann den Saliern kamen Süddeutsche ans Regiment. Von selbst schob sich dadurch der Schwerpunkt der Reichsregierung vom Norden weg, und bei der großen Ueberlegenheit, welche das übrige Deutschland in wirtschaftlichen Dingen vor Sachsen voraus hatte, konnte das kaum anders sein. Namentlich die rheinischen Lande schritten rüstig vorwärts; hier lagen auch die leistungsfähigsten und wichtigsten Bistümer. So wurde das Königtum in Sachsen immer fremder. Für Jahrhunderte wurden Schwaben, Franken und die rheinischen Teile von Lothringen der bevorzugte Aufenthalt der Könige. Selbst die Grabstätten bezeugen die Wandlungen des Reiches. Heinrich I. und Otto I. ruhten im heimischen Sachsen, Otto II. in Rom, Otto III. in Aachen.

Heinrich II. wurde in dem von ihm zur Bischofsstadt erhobenen Bamberg beigesetzt; in dem Neubau des Domes zu Speier begann mit Konrads II. Gruft die lange Reihe der dortigen Kaisergräber. In jenen Gegenden besaßen jedoch die Könige keine geschlossene Macht, wie sie die Herzogtümer Sachsen und Bayern dargeboten hätten. Von hier aus lag ihnen auch die italische Politik näher, als eine nach Norden oder Osten gerichtete.

So stand das Königtum in sehr eigenartigen Verhältnissen. Seine Machtvollkommenheit, an sich sehr groß, konnte sogar eine selbstherrliche, willkürliche sein. Aber alles lag an der Person des Königs, ob er seine Macht auch zur Geltung bringen konnte. Daher wurde durch die gebieterische Notwendigkeit, Italiens wegen so oft Deutschland zu verlassen, die beste Kraft dorthin zu wenden und die Fürsten für ihre Dienste zu entschädigen, die Königsgewalt gehindert, sich zu vertiefen.

Ueber den deutschen Herrschern schwebte ein böses Verhängnis. Otto II. und Otto III. starben in jungen Jahren; mit des letzteren jähem Hinscheiden wurde die glücklich eingeführte Nachfolge des Sohnes auf den Vater unterbrochen. Zwar erlangte Heinrich II., obgleich nicht ohne Schwierigkeiten, die Anerkennung kraft seines Erbrechtes, da gab sein kinderloser Tod den Großen sofort wieder Anlaß, die Besetzung des Thrones von ihrem Willen abhängig zu machen. Konrad II. wurde König, unzweifelhaft als nächster Verwandter des sächsischen Hauses, aber ihn berief eine wirkliche Wahl. Er trug sofort Sorge, die alte Weise der Thronfolge durch frühzeitige Designation seines Sohnes Heinrich III. zu erhalten, wie auch dieser dann Heinrich IV. schon als Kind zum Thronerben bestimmen ließ, doch die Wahlidee war, statt zu erblassen, wie es allmählich in Frankreich unter günstigeren Verhältnissen geschah, neu belebt und bestärkt. Auch Konrad II. und vollends Heinrich III. starben frühzeitig in den besten Jahren, und diesem folgte, als er am 5. Oktober 1056 dahin ging, sein sechsjähriger Sohn unter der Vormundschaft der Mutter, der

schönen und hochgebildeten, aber schwachen und frömmelnden Südfranzösin Agnes. Daher verlief der Anfang der Regierung Heinrichs IV. unter schweren Stürmen. Die hohe Geistlichkeit, genugsam gefördert, vereinigte sich undankbar unter der Führung des Erzbischofs Anno von Köln mit den großen Laien, um die Summe des Reichsregimentes an sich zu bringen. Diese Mächtigen strebten nur danach, das Königtum auszubeuten. Kaum hatte Heinrich IV. sich aus seinen ersten Nöten herausgearbeitet, als ein Aufstand der Sachsen gegen ihn ausbrach, weil er alte königliche Nutzungsrechte, die in Vergessenheit geraten waren, wieder aufnahm und mit Gewalt durchsetzte. Die Empörung hatte jedoch zugleich einen stark partikularistischen Grund, indem die Sachsen, erzürnt über die Verschiebung der Reichsverhältnisse, welche sie den Süddeutschen unterzuordnen schien, ihre Sonderstellung behaupten wollten.

Heinrich siegte, weil sich ihm unter diesen Verhältnissen die süddeutschen Fürsten schließlich nicht versagen konnten, doch schon stand ihm ein viel größerer Kampf bevor. Er rührte von langer Hand her.

Siebenter Abschnitt.

Der erste Kampf mit dem Papsttume und seine Folgen.

Otto I. hatte das Papsttum von der Willkür des römischen Adels, unter der zu versumpfen es in Gefahr war, befreit, und wiederholt sind seine Nachfolger in gleicher Weise für den apostolischen Stuhl eingeschritten. Hat doch Heinrich III. die Schlüssel Petri drei Päpsten, die sie gleichzeitig ergriffen hatten, entrissen und einem Deutschen anvertraut. Er wie seine Vor=

gänger waren bemüht, Papsttum und Kirche zu idealer Erscheinung zu bringen, und ihnen verdankte es Rom, wenn sein Ansehen rasch wieder auf die alte Höhe und darüber hinaus stieg.

Es ist ein eigen Ding mit dem Entstehen und Wachsen geistiger Strömungen. Man könnte von einem geistigen Ansteckungsstoffe reden, der in der Luft schwebt. Anschauungen und Gedankenrichtungen greifen um sich, ohne daß unmittelbare Uebertragung von dem einen auf den andern nachweisbar ist; sie durchdringen das ganze Leben und erscheinen als selbstverständlich, unentbehrlich, für immer gültig, obgleich sie erst geworden sind. Sie können die Welt nur deswegen in ihren Bannkreis schlagen, weil sie dafür vorbereitet ist und ihnen entgegenkommt.

Die Vorstellungen, die das neunte Jahrhundert gezeitigt hatte, drangen jetzt in die Tiefe. Dem Volke war die Kirche bisher nur eine äußerliche Anstalt gewesen, an die Zwang und Gewohnheit band; jetzt wurde sie zu einem innerlichen Besitz und gewann vollen Platz in den Seelen. Sie lehrte, der Gehorsam sei notwendig, um das himmlische Leben, das höchste Gut, zu gewinnen; das irdische Dasein habe nur den Zweck, für jenes vorzubereiten.

Niemand bestritt der Kirche, daß sie allein zur Seligkeit helfen könne, und ihr großartiger Bau, ihr Reichtum und Glanz, ihr Wissen und Können gaben den Beweis, was sie schon auf Erden vermochte. Daher wuchs ihre Anziehungskraft mit der steigenden Bildung, mit der Erweiterung der Begriffe, welche die Züge nach Italien in alle Teile Deutschlands trugen. Die Geister wurden reger und empfänglicher für neue Ideen, und es war keine vorhanden, die mit der kirchlichen hätte in die Schranken treten können. So gewann sie die vollständige Herrschaft; alle andern Verhältnisse wurden nur an ihr gemessen, das gesamte Leben sollte nach ihr gemodelt werden. Sie wies auf das Jenseits, auf das Ewige im Gegensatz zu der irdischen Vergänglichkeit; mußte nicht also der Mensch

zuerst danach streben, sie auf seiner Seite und sich unter ihren Fittichen zu wissen? Es entstand ein innerliches, ein inniges Verhältnis; die Welt wollte zu Gott, und der Weg zu ihm führte nur durch die Kirche. Sie übte um so mächtigeren Einfluß, weil die Ueberlegenheit der Geistlichkeit über alle andern Stände eher noch gewachsen war, indem das Reichsregiment sie auch politisch bevorzugte und die Laien den Erwerb wissenschaftlicher Kenntnisse vollständig ablehnten.

Die Flut kirchlicher Gesinnung, die sich über die aufnahmefähigen deutschen Herzen ergoß, hatte ihre Quelle in den romanischen Ländern. Dort lockerte sich im neunten und zehnten Jahrhundert die Zucht bis zur Verwahrlosung, der geistliche Besitz nahm ab, die Mönchsorden verfielen. Fromme Seelen empfanden schmerzlich den schreienden Gegensatz zwischen dem Ideal der Kirche und der Wirklichkeit. In Italien erstanden Schwärmer, welche die Erde und ihre Freuden als verächtlichen Kot von sich stießen und als Einsiedler durch verzückte Buße sich bei lebendigem Leibe in den Himmel zu schwingen suchten. Sie stillten nur ihr eigenes Herzensbedürfnis, die Kirche selbst brauchte andre Hilfe. Auch die Weltflucht und Entsagung des alten Mönchtums in ihren bisherigen einfachen Formen genügten nicht mehr, da sie vielfach versagt hatten. Das Fleisch und seine Lust sollten nicht bloß von den Mönchen abgethan, auch bei der Geistlichkeit allgemein und grundsätzlich bekämpft werden als Fallstrick des Teufels.

Den Ausgangspunkt gaben einzelne Klöster, namentlich das 910 gegründete Cluny im französischen Burgund, nahe der deutschen Grenze. Die Regel Benedicts wurde verschärft, die fromme Betrachtung in hoch gesteigerte Kasteiung umgesetzt; die Askese drängte die bisher vorgeschriebene nützliche Arbeit in Garten und Feld und am Schreibpult zurück. Die aufgeregten Seelen in den durch Fasten und Geißelung ihrem naturgemäßen Zustande entrückten Körpern wurden durch das Göttliche mit ganz andrer Gewalt ergriffen, als die Mönche und Priester alten

Schlages. In Thränenströmen ergoß sich Entzückung und Seelenangst; sie fühlten hingerissen die unmittelbare Nähe des höchsten Geheimnisses, aber sie bebten zugleich vor seiner überwältigenden Herrlichkeit zurück. Empfanden sie die eigene Unwürdigkeit, so glaubten sie sich doch unendlich erhaben über alle, die nicht in gleicher Weise von dem Tand der Erde in höhere Welten zu entschweben suchten. Den besonders Begnadeten enthüllte sich das Uebersinnliche in Gesichten und Visionen; sie durften bereits auf der Erde in das unendliche Entzücken des Himmels oder in den Jammer der verdammten Seelen einen Blick thun.

Schon durch die romanischem Blute entstammende Kaiserin Adelheid, die Gemahlin Ottos I., traten die Aebte von Cluny dem deutschen Hofe nahe. Auch das Papsttum begrüßte ihre zur starken Partei anwachsenden Gesinnungsfreunde als seine Bundesgenossen. Gleich der erste deutsche Papst, Gregor V., erwies ihnen reiche Gunst; Benedict VIII. wußte sie praktisch zu verwerten. Da unter der bisherigen Entartung der Vermögensstand der Kirchen schwer gelitten hatte, drängten auch die wirtschaftlich-weltlichen Interessen zur Besserung. Daher wandte sich Benedict gegen die sogenannte Simonie, den Gebrauch, geistliche Aemter für Geld zu erkaufen, und gegen die Verehelichung und den Konkubinat der Priester, die für das Eigentum der Kirchen besonders gefährlich waren; zunächst kam dabei Italien, wo unleugbar große Mißstände vorlagen, in Betracht. Kaiser Heinrich II. unterstützte Benedicts Bemühungen, stets voll Eifer, die Kirche und ihre Gesetze zu fördern, doch seine Rechte an Bistum und an Klostergut festhaltend.

Auch Konrad II. und seine Gemahlin waren warme Freunde der Cluniacenser, Heinrich III. wurde ihr getreulicher Mitarbeiter. Durchdrungen von kirchlichen Idealen, hielt er die Reinigung der Kirche ebenso für seine Pflicht, wie die weltliche Waltung. Auch die von ihm eingesetzten deutschen Päpste, namentlich Leo IX., strebten mit höchster Hingebung die Kirchen-

reform an. Noch gingen Kaiser und Päpste einträchtig miteinander. Der Kaiser sah in der Kirche einen Grundpfeiler seiner Herrschaft, die ihm zur Theokratie wurde; er setzte seine weltliche Macht für die kirchlichen Gesetze ein. Die Päpste stellten ihm dafür ihre geistlichen Mittel zur politischen Verfügung.

So von allen Seiten begünstigt, wurde die von Cluny ausgegangene Richtung zur Weltmacht; darüber erweiterten sich ihre Zwecke und Ziele. Dieses Mönchstum, das alle Kräfte in nervöser Anspannung der Aufgabe zuwandte, die Seelen von der Erde loszureißen und im göttlichen Dienste aufzulösen, unternahm es, der ganzen Kirche seinen Geist als Gesetz aufzuerlegen. Sie sollte befreit werden von allen Banden, welche sie mit menschlichen Verhältnissen verknüpften. Der Kampf gegen die Simonie wurde zugespitzt zur Bestreitung aller Einmischung der Laiengewalt in kirchliche Aemter; nur von der Kirche selbst und ihren Organen sollten sie erteilt werden. Von jeher hatten strenge Eiferer die Ehelosigkeit der Priester gefordert, aber nur für die höheren Grade war sie und auch nicht überall durchgesetzt worden. Jetzt verstand man unter Nicolaitismus, der ursprünglich fleischliche Verirrungen bedeutete, auch die Ehe der Priester; sie wurde verworfen als unwürdig machend zum geistlichen Amt, als ruchlose Sünde. Diese Auffassung hatte etwas Bestechendes. Der Geistliche wurde durch den Verzicht auf den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte scheinbar hoch erhoben über die Laien, zum reineren Wesen gemacht; er mußte sich lossagen von dem, was den Menschen am meisten beglückt, auf das er seine Hoffnungen zu setzen pflegt, von Familie und Kindern. Nur der Gottheit hatte er entsagungsvoll sein Leben zu widmen. Die Kirche gewann damit den Vorteil, daß der Geistliche, befreit von weltlichen Sorgen und Rücksichten, zu ihrem unbedingten Werkzeug wurde. Das von allen untauglichen Gesellen gesäuberte Priestertum sollte der erste und ein in seinem Wesen einziger Stand sein, unendlich höher als die Laien. Der Streit um die

Abendmahlslehre wurde damals beendet zu Gunsten der Transsubstantiation. Wenn der geringste Priester das Wunder vollzog, den Leib Gottes zu bereiten und zu zerbrechen, wie durfte da ein Laie, und mochte er eine Königskrone tragen, sich ihm gleichstellen?

Um Geistlichkeit und Laien mit dem gleichen Sinne zu durchtränken, die Widerstrebenden der Kirche zu unterwerfen, war die feste Vereinigung ihrer Glieder unter einem allgebietenden Haupte erforderlich. Die Stiftungen des Cluniacenserordens standen nicht wie die älteren Klöster in dem Rahmen der Bistümer, sondern allein unter Rom und bildeten eine eigene hierarchisch abgestufte Kongregation. Das Papsttum sollte daher auch zum großen, alleinigen Ordner der gesamten Kirche werden. Ihm gegenüber durfte keine andre Gewalt bestehen, die Bischöfe waren ihrer bisherigen Selbständigkeit zu entkleiden. Die schärfste Centralisation unter Rom wurde das Programm der Reformpartei; es galt, die Sätze des Pseudoisidor zur vollen Wahrheit zu machen.

Eine Folgerung ergab sich aus der andern, logisch auf den angenommenen Voraussetzungen baute sich das System auf. Einige Zeit verging, ehe es zum Abschluß kam, und die Mitlebenden konnten kaum erkennen, wohin schließlich diese Strömung führen mußte. Die Kaiser ahnten nicht, daß sie selber die Axt an die Wurzeln ihrer Macht legten; im frommen Eifer wollten sie Zwecken dienen, die ihnen heilig erschienen. Die vornehme Welt ging rasch auf diese Bestrebungen ein; bald wetteiferten geistliche und weltliche Herren, ihre Klöster nach der cluniacensischen Regel umzugestalten oder neue ihr gemäß zu errichten. Von oben verbreitete sich die Bewegung nach unten; auch die Masse wurde geblendet von dem Reiz des Ungewöhnlichen. Diese Mönche, deren Leiber die Spuren der Selbstpeinigung an sich trugen, machten auf die Laien gewaltigen Eindruck. Nicht so schnell wurde die deutsche Geistlichkeit gepackt. Ihr Widerspruch entsprang nicht allein weltlichen oder

genußsüchtigen Beweggründen. In Deutschland war die Kirche nicht so heruntergekommen, wie in den welschen Landen. Mit der klösterlichen Zucht stand es besser, denn gelegentliche Ausschreitungen fielen nicht dem ganzen Mönchstume zur Last. Den besten Beweis, wie die deutschen Klöster vor dem Hereinbrechen der cluniacensischen Askese die erziehlichen Aufgaben trefflich zu lösen wußten, liefert die Geschichtsschreibung. Von der unbehilflichen Form der sächsischen Zeit drang sie in der salischen zur freien flüssigen Darstellung durch und brachte die besten Leistungen des ganzen deutschen Mittelalters hervor. Der Episkopat durfte sich ausgezeichneter Persönlichkeiten rühmen, und die Weltgeistlichkeit lebte zwar zum Teil in der Ehe, aber in rechtmäßiger, und war von sittlicher Entartung frei. Hier lag nicht das dringende Bedürfnis vor zu so tief eingreifenden Reformen und Umwälzungen wie anderwärts; das Fleisch war gesünder und sträubte sich gegen unnötige Einschnitte. Die cluniacensische Reform, die Askese, die Centralisation entsprach nicht dem deutschen Wesen, dem die ehrliche, ruhige Frömmigkeit und das nützliche Schaffen der sächsischen Zeit mehr zusagten. Das neue Kirchentum unterdrückte alle Individualitäten und zwang die Geistlichen herab zu uniformierten Streitern für seine Zwecke, während die bisherige Weise der persönlichen Anlage manche Freiheit ließ.

Es war einmal der Zug der Zeit. Das kirchliche Ideal nahm die abendländische Menschheit mit unwiderstehlicher Kraft gefangen und durchdrang das Leben in allen seinen Thätigkeiten.

Noch bewegte sich der Strom breit und uferlos, zwar in bestimmter Richtung, doch ohne festes Ziel. Dieses gab ihm Hildebrand, Papst Gregor VII.

Die Größe eines Mannes in der Geschichte wird bemessen nach der Wirkung, die von ihm ausgegangen ist. Vielleicht hat es allzeit Männer gegeben, welche an Tiefe des Verstandes, an Kraft des Denkens, an Kühnheit der Gedanken diejenigen übertrafen, hinter deren glänzenden Namen die ihren tief im

Schatten stehen. Sie hatten entweder das Schicksal, zu leben, ehe die Zeit für sie reif war, oder fanden nicht die Gelegenheit, ihre Ideen in thatkräftige Verbindung zu bringen mit den herrschenden Bedürfnissen und Bestrebungen. Denn im Staats- und Völkerleben ist Großes nur zu leisten, wenn die Bedingungen dazu gegeben sind. Jede Wirksamkeit, auch der Gewaltigsten, ist eine gebundene, aber innerhalb dieses Zirkels legen sie der Mitwelt ihren Willen auf und weisen der Nachwelt ihre Bahn. Sie graben dem Strome sein Bett und geben ihm den für richtig gehaltenen Lauf. Sie vermögen selbst, ihn von seiner ursprünglichen Richtung seitwärts zu lenken, freilich auf die Gefahr hin, daß die den Quellen weiter entströmenden Gewässer späterhin die von ihnen aufgeschichteten Dämme wieder durchbrechen.

Gregor übertrug die Ideen der Cluniacenser auf die Politik. Sie wollten nur die Geistlichkeit nach ihren mönchischen Tendenzen umschaffen, Gregor entnahm ihrem System als beherrschenden Gedanken die Lehre von der Allgewalt des Papstes.

Er stellte mit mathematischer Schärfe die Gleichung auf: Gott gleich Kirche, Kirche gleich Papst. Der Papst thut nichts andres als Gottes Willen; wer ihm folgt, folgt Christus; wer gegen ihn thut, sündigt gegen Christus. Die Vermittlung bildet Petrus; durch seine Verdienste wird der Papst zu einem Heiligen, in ihm der Apostel verehrt. Die römische Kirche hat niemals geirrt und wird niemals irren; ihre unbedingte Leitung steht dem Papste zu, der niemandem verantwortlich ist. Er kann lösen und binden, wen und wo er will; zwar hat er die Kirchengesetze auszuführen, aber er vermag auch nach Befinden neue zu geben von unverbrüchlicher Kraft. Wer über das ewige Seelenheil entscheidet und über Geistliches richtet, dem kann auch das Weltliche nicht verschlossen sein. Die Schlüsselgewalt Petri erstreckt sich über alle, Kaiser und Könige nicht ausgenommen; sie unterstehen dem heiligen Petrus nicht nur als Christen, sondern

auch als Regenten. Denn sie vermögen die Wirksamkeit der Kirche zu stören, die Seelen der Unterthanen zum Ungehorsam zu verführen. Was innerhalb der Staaten vorgeht, gehört auch zu den Geschäften der Kirche. Ohnehin verdanken die irdischen Fürsten alles nur Gott; die Apostelfürsten können jedweden menschlichen Besitz nach Verdienst verleihen und nehmen. Und was sind denn die Könige? Jeder Bischof, jeder Priester steht über ihnen, denn die weltliche Macht ist eine Erfindung der Heiden und des Uebermutes, der Vergiftung der Seelen durch den Teufel. Daher ist es gut, wenn die Fürsten der Welt eine Macht über sich fühlen, die ihnen zeigt, wie sie sich zu demütigen und zu fürchten haben.

Nicolaus I. stellte den Papst nur in kirchlichen Dingen über die Fürsten, Gregor in jeder Hinsicht. Eine unbegrenzte überirdische Gewalt nahm er für sich in Anspruch; für die Erde und für den Himmel ist jeder Mensch in seiner Hand. Eine Verantwortlichkeit ohnegleichen, eine dämonische, aber er war bereit, sie zu tragen. Es gibt nur ein Recht, das der Kirche und somit des Papstes; dieses zur Geltung bringen, kann ihn keinerlei Rücksicht hindern, lieber will er untergehen, als davon ablassen. Er ist sich bewußt, welchen Haß er erregt, aber das macht ihn nicht irre.

Die „Freiheit der Kirche" war Gregors stetes Losungswort, aber er verstand darunter die Herrschaft über alle andern Gewalten. Er bestritt nicht den Bestand des Kaisertums, aber es war nur dazu da, der Kirche als Magd zu dienen.

So war der Zusammenstoß unvermeidlich. Er ging hervor aus der bisherigen Gestaltung der Welt. An ihrer Spitze standen zwei Gewalten, beide gleichberechtigt, beide beruhend auf demselben Gedanken, dem der christlichen Einheit. Sie hatten nicht länger Platz nebeneinander. Bisher nahm das Kaisertum den Vorrang in Anspruch, aber es hob selber das Papsttum neben sich auf die Höhe, bis dieses daran denken konnte, das Verhältnis umzukehren. Es waren zwei Schwestern, die nicht

friedlich in einem Hause weilen konnten; eine mußte sich unterordnen. Jede hatte teil an dem Gute der andern: Geistliches und Weltliches waren im Reiche so eng verknüpft und verschlungen, daß eine Teilung nicht möglich war. Jetzt kam dem Papste die die Welt beherrschende kirchliche Idee zu Hilfe, und gestützt auf sie wollte er der gebietende Herr werden.

Nicht blinder Ehrgeiz hat Gregor geleitet. Er war überzeugt von seinem Rechte und von seiner Pflicht, es zu erkämpfen, das rechte Haupt einer Ecclesia militans, deren Schwert er unerbittlich führte. Er war der Angreifer, aber jede neue Idee würde sich selbst zum Tode verurteilen, wenn sie nicht den bisherigen Zustand zu beseitigen strebte. Sie muß sich vom Ideal zur Wirklichkeit durchzukämpfen suchen. Sein Gedanke hatte etwas Blendendes, Ergreifendes. Sollte nicht in der That die Kirche, die höchste Einrichtung auf Erden, die Erschließerin des Himmels, dazu berufen sein, der Menschheit Frieden und Glück zu geben? Es kam nur darauf an, ob sich ihre Verheißungen auch erfüllten.

Das Kaisertum stand dagegen auf seinem guten Recht; es kämpfte für die alte Zeit, und man kann ihm nicht vorwerfen, daß es seine Gewalt gemißbraucht hätte, daß es Kirche und Papsttum dem cäsarischen Absolutismus unterwerfen wollte. Es hatte die Kirche ernährt und großgezogen, sie zu einem Stücke von seinem eigenen Fleische gemacht; das Kaisertum hätte sich selbst verstümmeln müssen, wenn es sich ohne weiteres Gregor unterwarf. Dieser wollte eigentlich auch die Welt nicht anders gestalten; sie sollte bleiben, wie sie war, nur den Papst als unbeschränkten Gebieter anerkennen. Es handelte sich lediglich um die Frage, ob hinfort die Welt von dem Papsttum geleitet, Staaten und Völker dem kirchlichen Einfluß unterworfen werden sollten. So war der Kampf schließlich ein politischer, ein Streit um die Macht. Nicht verschiedene Weltanschauungen rangen miteinander; im Gegenteil, zu ihrem Schaden teilten die Kaiser zum großen Teil die Anschauungen,

von denen Gregor ausging. Nicht entfernt waren sie Vorkämpfer protestantischer Gedanken; einen Luther würden sie sofort dem Tode überliefert haben. Dennoch wurden sie von den Päpsten verunglimpft, als Feinde Christi hingestellt; es war eben ihr Verhängnis, daß sie gegen Gott zu streiten schienen.

Kämpften die Kaiser mit politischen Mitteln, so konnte auch der Papst sie nicht entbehren, und man muß sagen, Gregor war in ihrer Wahl nicht ängstlich. Indem er meinte, für Gott zu streiten, nahm er die Haltung eines weltlichen Eroberers ein, nur daß er nicht selber das Schwert führte, sondern es andern in die Hand drückte. Er, der die Kirche von der Laiengewalt befreien wollte, verschmähte nicht, die Laien gegen die Priester, die sich ihm nicht fügten, aufzuhetzen. Ihm kam alles auf den Erfolg an, aber er setzte auch sein ganzes Sein ein. Wer möchte bei ihm abwägen, wo die Grenzen zwischen Pflichtgefühl und Ehrgeiz lagen? Sein Lebenswandel war unsträflich, seine Arbeitskraft unbegrenzt, seine Ausdauer unerschöpflich. Der kleine gelbe häßliche Mann stieß gelegentlich selbst seine Freunde zurück und machte manche seiner Anhänger zu grimmigen Feinden, aber dem übermächtigen Geiste, dem heiligen Satan, wie ihn ein Bewunderer nennt, fügten sich die meisten. Gregor war emporgekommen aus niederem Stande, und wie in Napoleon lag in ihm etwas vom Plebejer, der mit Lust seinen Fuß auf den Nacken der Mächtigen setzt.

Ein Riesenkampf brach aus, ein schmerzlicher, aber ein unvermeidlicher. Ihn führte herbei die Unklarheit der Begriffe von Staat und Kirche, von Weltlichem und Geistlichem, von Religion und Kirchentum; sein Verlauf mußte entweder zum Siege einer der beiden Mächte oder zu beider Auflösung führen.

Noch ehe Gregor Papst wurde, leitete er alles so, daß die Kurie Deutschland gegenüber selbständig auftreten konnte. Er erkannte ganz richtig, daß es vor allem auf Italien ankam, und mit den kirchlichen Tendenzen verknüpfte sich hinfort durch

die ganze Jahrhunderte lange Dauer des Streites aufs engste die italische Politik. Sie gab dem Kampf von vornherein einen ausgeprägt politischen Charakter; zugleich erschwerte sie den Kaisern jeden Sieg über das Papsttum, weil sie nur als vollkommene Herren über Italien und Rom ihn erreichen und festhalten konnten. Daher wurde der Kampf mit dem Papsttum sogut wie gleichbedeutend mit dem um Italien, und dieser erforderte die ungeheuersten Anstrengungen.

Um dem römischen Adel das Handwerk zu legen, wies Nicolaus II. durch das Dekret von 1059 die Wahl der Päpste den Kardinälen zu, und bald glückte es auch, da die deutschen Wirren zu statten kamen, den kaiserlichen Einfluß auf die Ernennung der Päpste thatsächlich zu beseitigen. Am wichtigsten war es, sichere Bundesgenossen zu gewinnen. Daher wurden die Normannen mit Unteritalien belehnt, obgleich das Papsttum dazu nicht das mindeste Recht hatte. Zur Hilfe gegen die Griechen berufen, hatten diese Abenteurer von unerhörter Tapferkeit und gleicher Hinterlist sich allmählich festgesetzt; bald eroberten sie das ganze Land und später auch Sicilien. Ritterlich und bigott, aber den Vorteil zu ihrem höchsten Gott machend, waren die Normannen die zuverlässigste Stütze gegen das Kaisertum, dem sie die Möglichkeit abschnitten, das jetzt doppelt unentbehrliche Unteritalien zu erobern.

Auch Oberitalien wurde auf die päpstliche Seite gezogen, indem sich das Papsttum mit der Revolution verbündete. Hier hatten sich in den zahlreichen Städten, namentlich in Mailand, das Bürgertum und der kleine Adel vereinigt gegen die Träger der deutschen Herrschaft, die Bischöfe und die größeren Herren. Der soziale Kampf entnahm seine schärfsten Waffen der kirchlichen Idee; indem die Bürgerschaften gegen Simonie und Priesterehe stritten, erstrebten und erreichten sie zugleich politische Freiheit. Das Bündnis mit dem Papsttume war demnach natürlich und unerschütterlich durch die Gemeinsamkeit der Interessen. Der Kaiser, der nach Rom vordringen wollte, mußte

sich erst den Weg erzwingen durch den Wall fester und reicher Städte und war dann in seinem Rücken bedroht. Die Staatskunst Gregors bestimmte bereits den Verlauf des ganzen Streites.

Mit vollem Bewußtsein hat dann Gregor, 1073 Papst geworden, den Kampf mit Heinrich IV. aufgenommen, der sich nicht fügsam genug zeigte. Er wollte in dem deutschen Könige gleich den mächtigsten und gefährlichsten aller Fürsten treffen. Mit Freuden mochte er es begrüßen, daß Heinrich, stolz auf die von den Vorfahren ererbte Stellung und empört über an ihn gerichtete Ansinnen, Anfang 1076 durch die Synode von Worms Gregor der Würde verlustig sprechen ließ. Heinrich handelte unbedacht, weil er dieses Urteil nicht sofort wahr machen konnte, und Gregor fühlte sich aller Rücksichten entbunden; er bannte und entsetzte Heinrich. Um den Fürsten die Berechtigung zu entreißen, ihn auf Grund des päpstlichen Fluches zu verwerfen, unterzog sich der König der Buße von Kanossa, aber seine Feinde stellten trotzdem in Rudolf von Schwaben einen Gegenkönig auf. Dem Papste war der deutsche Bürgerkrieg willkommen, und er zauderte lange, ehe er sich unzweideutig für Rudolf entschied. Bald darauf starb dieser im Kampfe, und Gregor mußte endlich vor Heinrich IV. aus Rom zu den Normannen nach Salerno flüchten, wo ihn im Mai 1085 der Tod ereilte. Das Losungswort: „Freiheit und Recht der Kirche“ erstarb nicht mit den Lippen, die es ausgesprochen hatten; es wirkte weiter und weiter.

Der unheilvolle Streit stürzte Deutschland in Blutvergießen. Obgleich es Männer genug gab, die ihrem Könige die Treue hielten, vielen wurde ob des Widerstreites der Pflichten der Kopf heiß und das Herz schwer. Wem sollte man gehorchen? Durfte für den König die ewige Seligkeit darangegeben werden? Die engsten menschlichen Bande, selbst die der Familie, zerrissen unter dem fürchterlichen Zerren entgegengesetzter Gefühle. Viele der Fürsten empfanden freilich als erfreuliche Beruhigung des

Gewissens, daß nun Aufruhr in Religion verwandelt war, aber man darf nicht alle Gegner Heinrichs so beurteilen. In die traurigste Lage gerieten die Bischöfe in ihrer Doppelstellung.

Heinrich IV. hat Unsägliches erduldet. Jeder Erfolg verwandelte sich ihm in tieferen Sturz; kein Schmerz, keine Schande ist ihm erspart geblieben. Doch hielt er aus. Eine ungewöhnliche Natur, voll Herrschersinn, tapfer und klug, von erschreckender Majestät und bezaubernder Liebenswürdigkeit, nur nicht immer Herr seiner Leidenschaft, erfuhr er die unerhörtesten Schmähungen und gewann begeisterte Freunde. Das Volk war ihm dankbar für manche Wohlthaten, gerade in den unteren Schichten hat er immer Anhang behalten. Auf ihm lastete der Fluch, in diesen Zeiten geboren zu sein, und hätte ein andrer an seiner Stelle gestanden, es wäre ihm nicht anders ergangen. Indem Heinrich zäh seine und des Reiches Rechte verteidigte, verhinderte er den Sieg des Papsttums im ersten Anlauf und verschaffte der Welt Zeit zur Besinnung.

Der Kaiser erlag der mit der Religion bemäntelten Treulosigkeit seines Sohnes und einem vorzeitigen Tode. Er starb am 7. August 1106 in Lüttich. Heinrich V., in dem die harten Seiten des salischen Geschlechtes vorherrschten, zwang mit Gewalt Paschalis II. zur Nachgiebigkeit, aber der Sieg über den Papst besiegte nicht die kirchliche Partei. Als beide Mächte einsahen, daß keine die andre völlig niederwerfen konnte, einigten sie sich im September 1122 zum Wormser Konkordate.

Der Streit war hauptsächlich um die Besetzung der Bistümer geführt worden. Das Papsttum forderte die freie Wahl der Bischöfe durch die Kapitel und wollte den Königen sogar das Bestätigungsrecht entreißen; das hieß einfach, fast die Hälfte der Reichsherrschaft dem Oberhaupte entziehen. In Worms kam man dahin überein, die Bischofswahlen in Deutschland sollten hinfort nach kanonischer Vorschrift, doch in Gegenwart des Königs oder seines Vertreters stattfinden; der Er-

korene empfing dann erst die königliche Belehnung durch das Scepter, ehe er die kirchliche Weihe erhalten durfte.

Allgemeiner Jubel begrüßte das Abkommen, doch er war verfrüht, denn nur der erste Akt des großen Trauerspiels kam zu Ende. Der Grund der Zwietracht lag tiefer und war noch keineswegs erschöpft. Die Investitur der Bistümer bildete nur den äußerlich greifbaren Streitpunkt, wie große Fragen sich immer in einzelnen Fällen abspielen, die nicht ihren ganzen Gehalt ausmachen.

Deshalb konnte es sogar scheinen, als ob das Kaisertum die Oberhand behalten hätte, denn von dem alten Brauche wurde nicht viel mehr als die Formen geändert. Der König konnte zwar nicht mehr willkürlich über die Bistümer verfügen, behielt indessen vollen Einfluß auf ihre Besetzung. Die Hauptsache war, daß die Bischöfe in ihrer Eigenschaft als Fürsten dem Könige verpflichtet blieben. Die Kirche dagegen hatte ihr starres Prinzip aufgegeben.

Dennoch hatte das Verhältnis zwischen Kaisertum und Papsttum eine vollkommene Umgestaltung erfahren. War letzteres vordem untergeordnet, stand es jetzt der kaiserlichen Gewalt mindestens gleichberechtigt zur Seite. Die Wahlen der Päpste erfolgten, ohne daß der Kaiser sich irgendwie einmischen durfte, während er selbst seine höchste Würde nur durch den Inhaber des römischen Stuhles erlangen konnte. In der Stadt Rom gebot thatsächlich der Papst allein. Die beiden Häupter regelten jetzt ihre Beziehungen durch Verträge, und jeder mußte sich bedenken, ehe er mit dem andern Streit begann.

Noch nahm das Kaisertum für sich universale Stellung in Anspruch. Doch die Staaten Europas wollten von seiner Oberhoheit nichts mehr wissen; sie erblickten vielmehr im Papsttume einen Hort ihrer Selbständigkeit, die sie in den Zeiten des großen Streites befestigt und vollendet hatten. Das Deutsche Reich war noch immer das mächtigste im Abendlande, doch nicht mehr als das.

Wie anders stand es mit der Universalität des Papsttums! Sein Name wurde hochverehrt in allen Ländern der abendländischen Christenheit bis nach dem äußersten Norden hin. Die Synoden, die es um sich zu versammeln pflegte, umfaßten die Geistlichkeit der ganzen Welt; sein Anathem übte überall gleiche Wirkung aus, allerorten galten seine Gebote. Es war dem Papste gelungen, das Kaisertum selbst von der Stelle zu verdrängen, die ihm unbedingt gebührt hätte. Das Papsttum hatte die Kreuzzugsidee ins Leben gerufen, die Oberleitung der Unternehmungen an sich gezogen. Wenn je, so hätte das Kaisertum hier die glänzendste Gelegenheit gehabt, die Schirmvogtei über die Christenheit mit seinem Schwerte zur Wahrheit zu machen. Aber während ganz Europa von den päpstlichen Kreuzzugspredigten wiederhallte, saß Heinrich IV. wie ein Flüchtling verschollen in einem Winkel Italiens. Nicht nur im Morgenlande, auch in Spanien fochten die Christen unter der päpstlichen Fahne gegen den Islam, die Mission trug das Ansehen Roms unter die Heiden.

Das Papsttum führte nicht nur die unbestrittene Oberaufsicht über die Kirche, es war auch daran, sich zum Richter über Könige und Völker aufzuschwingen. Die Thatsache war unleugbar, daß die Bannsprüche gegen den deutschen König gewirkt hatten. Noch war es nicht geglückt, ihn zum Vasallen herabzudrücken, aber dem politischen Einfluß der Päpste standen die Thore weit offen.

Die unzulängliche Reichsverfassung war durch die Bürgerkriege natürlich nicht verbessert worden. Sie hatte vielmehr eine große Bresche erlitten: gegen das Papsttum bot sie keinen gesetzlichen Schutz und doch hing das Schicksal des deutschen Königtums an dem Kaisertume. Jetzt rächte sich bereits, daß die Könige das Bistum so sehr gefördert hatten. Die hohen Kirchenbeamten waren vom Papste nicht minder abhängig, wie vom Könige, und dennoch verfügten sie über unermeßliches Reichsgut und übten staatliche Gewalt aus. Auch hier lag

das Verhältnis rechtlich ganz unklar; es kam wesentlich darauf an, ob der König persönlich die Reichskirchenfürsten an sich festhalten konnte. Die frühere enge Verbindung zwischen Bistum und Königtum war bis auf den Grund erschüttert und in jedem Falle hatten die Bischöfe jetzt auch innerhalb ihrer Gebiete größere Macht als früher. Das Gleiche galt von den weltlichen Fürsten.

Das Königtum hatte keine neuen Herrschaftsmittel gewonnen, im Gegenteil, die alten waren abgeschwächt; die andern Gewalten im Reiche standen ihm in größerer Stärke gegenüber. Vielleicht einen noch bedeutenderen Gewinn als Rom zogen die Fürsten aus der Wendung der Dinge. Wie oft und meist straflos hatten sie den Herrscher bekämpft, ihm andre Könige entgegen geworfen, das Recht der Absetzung und der Neuwahl beansprucht! Sie waren gegen ihren Oberherrn aufgetreten mit der Behauptung, die eigentlichen Träger des Reiches zu sein, die gefährlichste Ansicht, die überhaupt aufkommen konnte.

Die Salier hatten schließlich das Erbrecht an der Krone behauptet; da starb 1125 Heinrich V. kinderlos. Die Nachfolge beanspruchte der Staufer Herzog Friedrich von Schwaben als Sohn einer Tochter Heinrichs IV. Die kirchliche Partei setzte gegen ihn ihren eifrigsten Vorfechter, Herzog Lothar von Sachsen, als König durch; zum erstenmal, seitdem das Reich bestand, verfügte eine reine allgemeine Wahl ohne Rücksicht auf die Angehörigen der Herrscherfamilie über den Thron.

Herzogtümer und Grafschaften waren jetzt erblich, der Begriff des Amtes so gut wie geschwunden; die vom Staate verliehene Ausstattung an Land und Rechten verschmolz mit dem Eigenbesitz. Die Herren wurden für ihre Gebiete fast allein maßgebend und drängten sich als trübendes Gewölk zwischen das königliche Gestirn und das Volk.

Doch nicht das Herzogtum hatte sich zu besonderer Macht aufgeschwungen. Man muß sagen, die beiden hatten es nicht

verstanden, sich gegenseitig zu ergänzen. Die Könige ließen das Herzogtum erblich werden, die Herzöge unterstützten das Königtum nicht, sondern schwächten es durch eigenwilliges Haschen nach näher liegendem Gewinne. So kamen ihnen zum Schaden die kleineren Gewalten in die Höhe und es nahte bereits die Auflösung der alten Herzogtümer, die in Franken, Lothringen und Schwaben eigentlich schon vollzogen war. Dadurch wurde auch ein fester Zusammenschluß der Stämme in sich unmöglich gemacht und von ihnen blieben nur die Namen übrig, in gewisser Beziehung ein Vorteil, wenn nicht dahinter die völlige Zersplitterung gestanden hätte. Nur in Bayern und noch mehr in Sachsen war ein sicheres Stammesbewußtsein vorhanden. So lange hatte man in einem Reiche zusammengelebt, so manche gemeinsame Ruhmesthaten unter der Führung des Kaisertums vollbracht, daß an eine Trennung nicht zu denken war; nationaler Stolz durchdrang gleichmäßig alle Glieder, doch er reichte nicht zu einer Staatsidee aus, der noch immer die deutsche Neigung zum Sondertum, die das Königtum nicht hatte überwinden können, entgegenstand. Dieser Sinnesweise entsprach die Erstarkung der großen Dynastengeschlechter, die sich bereits eigene Familiennamen nach Stammsitzen und Burgen beilegten. Doch brachte ihnen die Erblichkeit der kleinen Lehen, die jetzt allgemein und gesetzlich geworden war, große Nachteile. Die Lehnspflicht verlor viel von ihrer bindenden Kraft, der feste Kitt zwischen Senior und Vasallen, die persönliche Beziehung, zerbröckelte. Die Lehen unterschieden sich nun nicht sehr vom persönlichen Eigentum, auf dem nur gewisse Lasten ruhten, denen der Inhaber möglichst wenig nachkam. Die Herren hatten daher nicht mehr die ausreichende Verfügung über ihre Lehenssassen und sahen sich nach besseren Werkzeugen um. Sie zogen zu diesem Zwecke die Ministerialen heran, die unfreien Dienstleute, denen der Herrendienst und das ihnen dadurch verliehene Waffenrecht höhere Ehre gab. Sie übernahmen die Verwaltung der Güter und bildeten die

Kaiserkrone empfing, und das Reich in Unordnung hinterlassend. Seine Regierung war eigentlich nur ein Familienstreit gegen die Welfen gewesen. Auf Konrads Wunsch wurde nicht sein unmündiger Sohn, sondern der Neffe Friedrich gewählt. Dieser, dessen Mutter eine Welfin war, erkannte die Notwendigkeit, sich mit den Nebenbuhlern auseinanderzusetzen; er gab Heinrich dem Löwen zu Sachsen Bayern zurück, von dem jedoch, um die letzten Inhaber, die Babenberger, zu entschädigen, die Ostmark als selbständiges Herzogtum Oesterreich mit großen Vorrechten abgezweigt wurde. Der Welfe erhielt eine fast königliche Stellung; er sollte dem Kaiser nicht hinderlich sein, die ihm anvertrauten Länder in Ruhe halten und des Reiches Herrschaft nach dem Osten erweitern.

Friedrich I., der Rotbart, erfaßte die Regierung mit neuen Gedanken. So sehr er bestrebt war, sein Ansehen und die Ordnung zu wahren, seine Oberherrschaft zu behaupten, verzichtete er doch darauf, die fürstlichen Gewalten zurückzudrängen. Er ließ den weltlichen Großen, was sie erreicht hatten, nur die kirchlichen zog er eng an sich heran. Aus den Bischöfen wählte Friedrich seine Diener und Ratgeber, obgleich auch große Laienherren, wie namentlich der rüstige Otto von Wittelsbach, ihm allzeit gewärtig waren. Ganz außerordentliche Männer wies der deutsche Klerus auf, in denen der Krieger und der Staatsmann den Bischof überwogen. Ihre Thätigkeit war ausschließlich dem Kaisertume geweiht. Der eiserne Kanzler, Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln, der furchtbarste Feind, den das Papsttum im Mittelalter gehabt hat, war es, der Friedrich zu den schärfsten Maßregeln gegen Rom trieb und dabei erhielt; Erzbischof Christian von Mainz, gleich groß in dem politischen Rate wie auf dem Schlachtfelde, Erzbischof Wichmann von Magdeburg, hielten nicht minder getreu zu ihrem kaiserlichen Herrn. Dem Beispiele dieser vornehmsten Glieder der deutschen Kirche folgten die andern Bischöfe. In der Gesinnung des Episkopates trat überhaupt eine Aenderung ein. Ueber-

wunden war die ehrfürchtige und angstvolle Scheu vor dem Papsttume, welche einst Gregor VII. eingeflößt hatte, und die Bischöfe erwogen, daß ihre Stellung wohl der Behauptung wert sei und dazu das Kaisertum helfen könne. Friedrich forderte zwar von ihnen dieselben großen Leistungen, wie seine Vorgänger, doch er gewährte ausgiebigen Schutz. Er sicherte den Bischöfen ihre Sitze vor den Sprüchen des Papsttums, er schirmte sie auch vor den Laien, den hohen und ebenso den niederen, die sich gegen die Bischöfe als Stadtherren regten. Nichts bezeugt besser die Größe des Vertrauens auf ihn, als daß er trotz seiner Kirchenpolitik von den schweren Kämpfen in Deutschland, welche die Salier erdulden mußten, verschont blieb, daß nur ein Bruchteil der Bischöfe ihm widersprach.

Da Friedrich von den weltlichen Fürsten nur die Einfügung in die allgemeine Reichsordnung verlangte, mußte er dem Königtume andre Kräfte zuführen. Er gedachte es so zu stellen, daß es für sich allein die größten Aufgaben lösen konnte. War der König von den Diensten der Fürsten unabhängig, dann erhob er sich über sie mit doppeltem Ansehen. Das wurde das Hauptziel seiner Regierung. Er verband zu diesem Zwecke in eigentümlicher Weise Hauspolitik mit der des Reiches, Natural- mit Geldwirtschaft; das Reichsgut behandelte er wie Familiengut und immer suchte er beide zu mehren. Durch Kauf und Vertrag erwarb er große Gebiete und nahm unbedenklich andre zu Lehen von Bischöfen. Ueber die Güter setzte er seine Ministerialen, auf die er unbedingt rechnen konnte. Namentlich in Schwaben, am Ober- und Mittelrhein reihten sich als sein Eigentum Burgen an Burgen, deren Friedrich zuletzt Hunderte zählen konnte; auf ihnen saßen die Verwalter zugleich als stets kriegsbereite Ritterschaft. Viele von ihnen stiegen zu hohen Ehren auf und leisteten dem Herrn auch große Dienste als Staatsmänner. Vornehmlich auf diese Ministerialen wurde die königliche Macht aufgebaut.

Doch Friedrich blickte von Anfang an über Deutschland hinaus nach Italien, wo des Kaisers Obergewalt, namentlich in den Städten, so gut wie erloschen war. Sie sollte wieder aufgerichtet und besser begründet werden, als sie je seit Otto I. gewesen war, denn der Kaiser wollte den städtischen Reichtum für die Vermehrung seiner Macht und seines Besitzes flüssig machen. Gelang es, die Städte unter sein unmittelbares Regiment zu bringen, sie gewissermaßen zum Reichsgut zu machen, dann waren unermeßliche Einkünfte gesichert.

Friedrich erachtete sich für berechtigt, die italienischen Städte so zu behandeln, weil sie keinen andern Herrn über sich hatten. Er mochte ihre Kraft unterschätzen und gewiß sah er auf die Bürger mit einiger Verachtung herab. Er rechnete auf die deutsche Tapferkeit, vor der die Italiener immer zusammengebrochen waren, und erkannte nicht, daß die Bürgerschaften mit der Freiheit ihre Lebensberechtigung und Lebensfähigkeit verteidigten.

Furchtbare Kämpfe in Italien waren vorauszusehen und nicht allein gegen die Kommunen. Denn wenn das Papsttum, dessen Ansehen unter den Regierungen Lothars und Konrads mächtig gediehen war, nicht ruhig zusah, entbrannte der Streit mit aller Glut. Friedrich gedachte nicht, dem Papste seine rein kirchlichen Rechte zu bestreiten, aber er war entschlossen, ihm keine Einmischung in die weltlichen Dinge zu gestatten. Er fühlte sich als der erhabene Gebieter, dem auch der Papst Achtung zollen sollte, denn das Kaisertum stamme ebenso gut wie die päpstliche Würde von Gott, dem sich Friedrich allein verantwortlich glaubte.

Nicht den leeren Namen eines Kaisers von Rom wollte er tragen, sondern es auch wirklich sein. Karl der Große schwebte ihm als Ideal vor. Durch die unbesiegbare Tapferkeit der Deutschen war das römische Reich wiederhergestellt worden, nachdem die Römer es hatten verfallen lassen; den Deutschen gebührte daher die volle Herrschaft.

So wurde Italien der Mittelpunkt von Friedrichs Plänen. Gelang es ihm, sie auszuführen, dann kam das Papsttum unter seine Botmäßigkeit, deshalb mußten dessen Träger entschiedensten Widerstand leisten. Der zweite Akt des Riesenkampfes begann, zunächst um die Herrschaft über Italien. Er schloß sich inhaltlich dem ersten an; jetzt handelte es sich darum, ob es dem Papsttum gelingen würde, die bereits erlangte Gleichberechtigung zu verteidigen und dadurch den vollen Sieg zu erreichen.

Friedrichs Gedanken waren von straffer Folgerichtigkeit und er ganz der Mann, sie durchzuführen. Seine Persönlichkeit fesselte Freund wie Feind. Der mittelgroße, schlanke, muskelkräftige Leib, an dem die Schönheit der Hände auffiel, trug ein Haupt mit regelmäßigen Zügen. Zarte rosige Haut, leuchtende helle Augen, ein zierlicher Mund mit schmalen geöffneten Lippen, zwischen denen die weißen Zähne hervorschimmerten, rötlichblondes welliges Haupt- und Barthaar, das seiner Sitte gemäß kurz geschnitten war, vereinigten sich mit dem heiteren Gesichtsausdruck zur vollendeten Harmonie der Erscheinung. An Friedrich war alles Gesundheit, straffe Kraft und Herrschaft über Geist und Leib. Er verehrte Gott mit aufrichtiger Frömmigkeit, von den Menschen forderte er Gehorsam und Achtung vor seiner Majestät. Obgleich ohne wissenschaftliche Bildung, wußte der Kaiser klar und wohlgesetzt zu reden; sein Auftreten war voll höchster Würde, mit Leutseligkeit gepaart. Das leidenschaftliche Feuer seines Innern, den grimmen Zorn, konnte Friedrich ebenso schrecklich walten lassen, wie er ihn mit kühler Ruhe zu bezwingen vermochte. Nie hat er sich vergessen, nie an sich selber verzweifelt, denn nichts erschütterte seine eherne Standhaftigkeit. Friedrich war zum Herrschen geboren, von stärkstem Willen und nie ließ er ab vom einmal gefaßten Beschlusse, doch wenn die zwingende Notwendigkeit offenbar war, schlug er klug andre Wege ein, um zu demselben Ziele zu gelangen. Er gehörte vielleicht nicht

zu den Herrschern, welche Liebe zu gewinnen wissen, sondern zu denen, welche durch die unverrückbare Sicherheit ihres Seins die Menschen an sich ketten und sich unterordnen. Ihm waren eigen die Machtbegierde der Salier und die berechnende Beweglichkeit der Welfen, er verband diese Eigenschaften mit der Seelenruhe eines in sich festgefügten Geistes. Friedrich I. war eine ganz einzige Erscheinung.

Wenn ein solcher Mann nicht siegte, so war offenbar, daß die Aufgaben, die er sich gestellt hatte, unlösbar waren. Allerdings schien es eine Zeit lang, als ob die italischen Städte und der Papst unterlegen wären. Mailand wurde zerstört, überall schalteten mit Härte die deutschen Gewalthaber in den zur Zinsbarkeit und zum kaiserlichen Eigengut herabgedrückten Städten und Gauen, Alexander III. mußte nach Frankreich flüchten. In diesem Papste hatte der Kaiser einen ebenbürtigen Gegner von gleicher Kraft des Charakters, von gleichem Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache. Alexander übertraf Gregor VII., dessen Anschauungen er sonst teilte, an Seelengröße; er führte den Kampf mit allem Nachdruck und ließ keine Waffe außer acht, aber er vermied die Gehässigkeit, von der sich jener nicht freihielt. Da stellte sich heraus, daß die andern Staaten, welche Friedrich in seine Bahnen zu ziehen suchte, von den kaiserlichen Entwürfen nichts wissen wollten; und ein Papsttum, das die übrige Christenheit auf seiner Seite hatte, war für Deutschland unbezwingbar. Die Universalität des Kaisertums scheiterte endgültig an der des Papsttums. Die italischen Städte konnten das Zwangssystem nicht auf die Dauer ertragen; in Freiheit gediehen, mußten sie diese ihre Lebensluft wieder erobern. Das Bürgertum raffte sich nach der Betäubung durch die ersten Siege Friedrichs auf, und wenn auch anfänglich geglückt war, die größte von ihnen zu bezwingen, gegen zahlreiche verbündete Städte erwies sich die deutsche Macht als ungenügend. Die ritterlichen Scharen reichten nicht aus, diese Gegnerschaft in allen ihren festen Höhlen zu fassen. Da machte

Friedrich eine entschlossene Wendung; nicht die unglückliche Schlacht von Legnano zwang ihn dazu, sondern die Erkenntnis, daß ein guter Friede besser sei, als ein bis zur Erschöpfung geführter Kampf. Noch stand er so mächtig da, daß auch die Gegner froh sein mußten, wenn er die Hand zum Vergleich bot. Deshalb schien den Zeitgenossen der Frieden, welchen er 1177 zu Venedig mit Alexander schloß und dem die Aussöhnung mit den lombardischen Städten folgte, ein Sieg zu sein.

Es stand mit ihm ähnlich, wie mit dem Wormser Konkordate; das Kaisertum behauptete unter kleinen Opfern seine wesentlichen Rechte und verlor dennoch die Partie. Darin, daß es dem Papsttume die Gleichberechtigung voll belassen mußte, lag seine Niederlage.

Nach Deutschland heimgekehrt, wurde Friedrich mit Klagen über den gewaltthätigen Heinrich den Löwen bestürmt. Der trotzige Mann verweigerte die Unterwerfung unter den richterlichen Spruch, und so blieb Friedrich nichts übrig, als den Feinden freie Hand zu gewähren. Der Welfe erfüllte die Voraussetzungen nicht, unter denen ihm einst Friedrich so gewaltige Macht verliehen hatte; statt die Ruhe zu erhalten, rief er Empörung hervor, und Friedrich konnte es nicht übernehmen, ihn mit Daransetzung seiner eigenen Interessen zu verteidigen. Nicht sowohl durch den Kaiser als durch die kleineren Gewalten fiel der Löwe. Das Volk freilich war überzeugt, zwei solche Helden müßten aus persönlichen Gründen in Feindschaft geraten sein. Die fahrenden Sänger wußten zu erzählen, wie der Herzog den in Italien kämpfenden Kaiser verließ und auch durch dessen fußfällige Bitte sich nicht halten ließ. Aber die Krone, die dem Herzoge zu Füßen gekommen wäre, sei ihm nicht auf das Haupt gekommen. Es war nicht einmal möglich, die Herzogtümer Bayern und Sachsen in ihrem Umfange zu belassen, beide wurden zerschlagen. Was von Bayern übrig blieb, noch immer ein stattliches Gebiet, erhielt Otto von Wittelsbach; Sachsen zerfiel fortan in zwei Herzogtümer, von denen das

westfälische der Hauptfeind Heinrichs, der kölnische Erzbischof, das mit geringem Eigenbesitz ausgerüstete, doch rechtlich weit ausgedehnte sächsische die Anhaltiner in Wittenberg erhielten. Die Herzogtümer hatten ihre Rolle ausgespielt; keines von ihnen, obgleich es dem Titel nach über ein Dutzend Herzöge gab, entsprach mehr einem Stamme. Auch die alten Stammesrechte setzten sich in örtliche um. Noch blieb die Erinnerung an die Herzogtümer zurück und ein Kern erhielt sich meist, doch der innere Zusammenhang war aufgehoben und zerrissen, die alten Grenzen verfallen und zerfranst.

Reich und Königtum hatten keinen Vorteil von dieser großen Veränderung. Schloß auch Heinrichs Macht gewisse Gefahren ein, so hatte sich doch gezeigt, daß ausreichende Gegengewichte nicht fehlten. Jetzt hatten diese ungehinderte Zugkraft und sie rissen seine ehemaligen Herzogtümer auseinander; der Sturz Heinrichs besiegelte die Zerstückelung des Reiches. Friedrich hat, wie es scheint, nur aus Notwendigkeit so gehandelt; indem er den Welfen ihre gesamten stattlichen Erblande in Sachsen ließ, zeigte er, daß er große Fürstenhäuser für nützlich hielt.

Der Löwe hat seinen Fall selbst heraufbeschworen. Schade, daß dem überkühnen Manne weise Selbstbeschränkung fehlte; ganz wie die Helden der Vorzeit folgte er nur dem Triebe seines Willens. Und dennoch, von seinen Werken ist mehr übrig geblieben, als von denen seines kaiserlichen Besiegers; er hatte, während Friedrich des Reiches Kraft an Italien setzte, dem deutschen Volke die Pfade nach dem Osten gebrochen, die es bald mit Glück wandeln sollte.

Friedrich gab keineswegs Italien auf. Den lombardischen Städten räumte er etwa die Stellung ein, welche die deutschen Fürsten innehatten, und erwarb dadurch reiche Geldmittel. Da sich wiederum gezeigt hatte, daß nur die Herrschaft über Unteritalien das Papsttum und Oberitalien zur Unterwürfigkeit zwingen könnte, verheiratete er seinen Sohn und Nachfolger Heinrich VI. mit der Erbin des normännischen Reiches, vielleicht

die folgenschwerste Handlung, die er vollzogen hat. Um dem Kaisertum die ihm würdige Stellung in der christlichen Welt zu geben, wollte er das Werk seines Lebens mit der Befreiung des heiligen Landes krönen. Da raffte ihn in Kleinasien beim Ueberschreiten des Flusses Saleph am 10. Juni 1190 ein plötzlicher Tod hinweg.

Sein Sohn Heinrich VI. vollbrachte das vom Vater Vorbereitete, indem er das normännische Königreich in Neapel und Sicilien nach mancherlei Kämpfen in Besitz nahm. Des zarten Körpers wegen wenig zum Krieger geschaffen, trug sich Heinrich dennoch mit den gewaltigsten Plänen; sein neuerworbenes Reich sollte der Stützpunkt für eine das ganze Mittelmeer umfassende Herrschaft werden. Finster, in seine hochfliegenden Pläne versunken, hart und rachsüchtig, erschien er den Italienern als der Hammer der Erde, als der blasse Löwe, doch die mächtigen Pranken, unter deren Druck auch das Papsttum seufzte, erschlafften im frühen Tode.

Heinrich VI. starb am 28. September 1197 zu Messina, im Begriff, nach Palästina hinüberzufahren. Mit ihm ging die Herrlichkeit des Kaisertumes zu Grabe; der Glücksstern des deutschen Volkes schien zu versinken.

Da der dreijährige Sohn des verstorbenen Kaisers, Friedrich, fern in Unteritalien weilte, hielten sich die Fürsten, die ihn bereits als Nachfolger anerkannt hatten, für ihrer Verpflichtung entbunden. Erzbischof Adolf von Köln unternahm es, einen König aus anderm Geschlechte aufzustellen, so daß Philipp, der Bruder Heinrichs VI. sich genötigt sah, um die Krone seinem Hause zu erhalten, sie sich selber durch seinen Anhang aufsetzen zu lassen. Adolf und seine Genossen wählten dagegen Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen, dem die Unterstützung Englands gewiß zu sein schien.

Ein heftiger, innerer Krieg brach aus, dessen traurige Folgen nie mehr überwunden wurden.

So oft auch Fürsten im Uebermut ihrem Könige getrotzt

hatten, solche Zerrüttung, wie sie jetzt hereinbrach, war Deutschland kaum in den schlimmsten Zeiten des Investiturstreites beschieden gewesen. Damals handelte es sich um große grundsätzliche Fragen, so viel auch Ehrgeiz sie nur zum Vorwande nehmen mochte, und die Empörung hatte einen gewissen Sinn, jetzt wurde der gemeine Eigennutz der alleinige Sporn zur Zwietracht. Denn er allein bewegte Adolf und seine Genossen; ihre Absicht war, durch einen Gegenkönig ein gutes Geschäft zu machen. So wurde Adolf eine der fluchbeladensten Personen in unserer Geschichte.

Wie der Anfang so die Fortsetzung. Mit Bedauern muß es gesagt werden, daß die ganze große Schar der Fürsten sich durchschnittlich auf diejenige Seite schlug, wo der Vorteil winkte, und daß viele gewissenlos die Partei wechselten, wie einen Handschuh, wenn es nützlich schien. Jeder höhere Gedanke fehlte, und nicht einmal die Rücksicht auf die Haltung, welche der Papst einnahm, ist für die einzelnen wesentlich entscheidend gewesen.

Woran lag es nun, daß es den deutschen Fürsten sowohl an Nationalgefühl wie an Staatsbewußtsein gebrach?

Die glorreichen Fahrten nach Italien hatten wohl nationalen Stolz, aber kein nationales Verständnis erzogen. Auch der Ruhm hat seine Gefahren; er führt zur Ueberschätzung und wiegt in trügerische Sicherheit. Gar oft haben Völker, die ihre Kraft in die Bezwingung fremder Länder setzten, darüber ihren inneren Halt verloren. Nicht in Eroberung, sondern in der Abwehr entwickelt sich am besten nationale Gesinnung Die Deutschen, übersättigt von dem Stolze, das erste Kriegsvolk der Erde zu sein, hielten die Waffenführung für das Höchste; warum sollten sie nicht gegeneinander das Schwert schwingen? Gewiß kam keiner der Parteien in den Sinn, daß sie mit den Gegnern auch die bisherige Herrlichkeit des deutschen Namens zerschmetterte.

Wiederum wurde offenbar, wie Reich und Königtum auf die Person des jeweiligen Herrschers gestellt und mehr durch diese als durch Einrichtungen und Gesetze zusammengehalten

waren. Sobald nicht ein starker König sie niederzwang, schalteten die Fürsten frei im Reiche. Es gab große und kleine, ohne daß eine feste Grenze zwischen ihnen vorhanden war. Zwar hatte sich in der letzten Zeit ein höherer Stand, der der Reichsfürsten ausgesondert, doch kam er für die Verfassungsverhältnisse wenig in Betracht, und unter den vielen rissen die mächtigen die Führung an sich. Sie benützten die Gelegenheit, ihre Dienste teuer zu verkaufen; Anlaß dazu gab ihnen jetzt die Unsicherheit, die über die Ordnung der Thronfolge herrschte.

Sie war nur dem Herkommen nach, nicht gesetzlich geregelt. Wenn, wie es meist geschah, der regierende Vater den Sohn zum Nachfolger bestimmen ließ, verlief die Handlung in einfachsten Formen unter der rein äußerlichen Teilnahme der anwesenden Vornehmen. Sonst wurde die Persönlichkeit, über die sich die Fürsten vorher geeinigt hatten, als König ausgerufen. Heinrich VI. versuchte vergeblich, das Reich erblich zu machen, um seinem Geschlechte, das Sicilien nach Erbrecht besaß, auch das deutsche Königtum und damit das Kaisertum für die Dauer zu sichern. Da bei den Wahlen nie eine eigentliche Abstimmung erfolgte, gab es kein wirkliches Wahlrecht einzelner und demnach keine ausschlaggebende Mehrheit, sondern nur eine nicht genau begrenzte Anteilnahme aller größeren Herren an der Handlung. Erzbischof Adolf und seine Anhänger beriefen sich daher kurzweg auf das Recht der Fürsten, den König über sich zu setzen, unbekümmert darum, daß sie keineswegs die Gesamtheit vertraten. So war rechtlich nicht festzustellen, ob Philipp oder Otto als wahrer König zu gelten hatte, obgleich für ersteren schon das bisherige Herkommen, die Berücksichtigung des königlichen Geblütes, sprach.

Der Thronstreit zwischen dem liebenswürdigen, anmutigen, echt deutschen Staufer und dem kriegerischen, harten Welfen, der in den englischen Besitzungen in Südfrankreich als Fremder aufgewachsen war, schwankte lange hin und her. Die jammervolle Ermordung Philipps durch den wilden Pfalzgrafen Otto

von Wittelsbach am 21. Juni 1208 verschaffte Otto IV. einen unerwarteten Sieg, doch nun geriet er in Streit mit seinem früheren Gönner, dem Papste.

In der Reihe der römischen Bischöfe nimmt Innocenz III. einen hohen Rang ein. In verhältnismäßig jungen Jahren wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner ungewöhnlichen Gaben, die durch untadelhafte Sitten noch glänzender erschienen, zum Haupte der Kirche berufen, hat er sein allgewaltiges Amt mit rastloser Thätigkeit, mit weitem Blick und hoher Klugheit geführt. Die Herrschaft der Kirche war sein klar ausgesprochenes Ziel; für die Freiheit der Kirche werde nirgends besser gesorgt, als wo sie in geistlichen und weltlichen Dingen vollkommen gebiete. Gegen die göttliche Würde des Priesters erschien ihm die der Fürsten gering; das Papsttum ist die Sonne, das Kaisertum der von ihr sein Licht empfangende Mond. So mußten vor den Ansprüchen der Kirche alle andern Gerechtsame weichen; nur nach ihren Interessen faßte Innocenz die Rechtsfragen auf, ordnete er alle Verhältnisse. Doch hat er mehr Verwandtschaft mit Alexander III. als mit Gregor VII.; wie jener bewahrte er stets echte Würde, die Majestät des Gebieters, und verstand nachzugeben, wenn die Klugheit dazu riet.

Wieder brachten die italischen Verhältnisse den Ausschlag. Für Otto war der junge Sohn Heinrichs VI., Friedrich II., eine stete Drohung, doch Innocenz konnte nicht dulden, daß der Kaiser diesem Unteritalien entreißen wollte. Mit päpstlicher Genehmigung machte der Staufer einen abenteuerlichen Zug nach Deutschland und verdrängte Otto, unterstützt von Frankreich, das in dem Welfen den Freund Englands bekämpfte. Zum erstenmal griff der Westen in die deutschen Angelegenheiten ein.

So wenig Otto IV. Zuneigung verdiente, sein Sturz war ein Unglück für Deutschland und beschleunigte die Auflösung des Königtums. Reichsgut und staufisches Hausgut hatten in den Unruhen eine starke Minderung erlitten; der große Plan

Friedrichs I., auf sie die königliche Macht zu stützen, war gescheitert und sein Enkel nahm ihn nicht wieder auf.

Friedrich II. ersah Unteritalien zum Grundpfeiler seiner Herrschaft; soweit war die verhängnisvolle Entwickelung, die das Kaisertum über Deutschland gebracht hatte, gediehen. Deutschland hatte für ihn nur insofern Wert, als daran das Kaisertum und das Recht auf Ober- und Mittelitalien geknüpft waren; außerdem hätte er von dorther, wenn er nicht selber die deutsche Krone trug, jederzeit bedroht werden können. Daher bemühte er sich, in den deutschen Landen einen Zustand herzustellen, der ihm den ruhigen Besitz von Italien verbürgte. Er kam den Fürsten so weit wie möglich entgegen und ließ ihnen alles, was sie erreicht hatten. Er erkannte an, daß die Fürsten zu Landesherren geworden waren, denen die Regierung ihres Gebietes in allen Beziehungen des regelmäßigen Lebens als erbliches Recht zukam. Wie richtig er von seinem Standpunkte aus handelte, zeigte die Leichtigkeit, mit der er die Empörung seines Sohnes, des zum Nachfolger gewählten Königs Heinrich, niederwarf. Friedrich hat, als er damals 1235 in Deutschland erschien, wohl daran gedacht, Einrichtungen zu schaffen, die dem gelockerten Ganzen inneren Halt geben sollten; sie erwiesen sich bald als wirkungslos.

Der Kaiser war sich stets bewußt, von woher ihm die größte Gefahr drohte. In seiner Person erneuerte sich das Verhältnis, das den Päpsten schon unter seinem Vater Heinrich VI. schwere Sorgen bereitet hatte, die Vereinigung Neapels mit dem Kaisertume, und er war darauf bedacht, sie auch für seine Söhne aufrecht zu erhalten. Es blieb einmal dabei, ohne die Südspitze der Halbinsel konnte das Kaisertum Italien nicht behaupten, wie umgekehrt den Staufern Neapel ein unsicherer Besitz war, solange sie nicht auch die Kaiserkrone trugen und das übrige Italien beherrschten. Die Päpste durften jedoch nicht ertragen, daß sie in Rom von allen Seiten her umklammert wurden und keine Macht vorhanden war, die dem

Kaisertum Schach gebot und sie verteidigte. Die Herrschaft von ganz Italien oder der Untergang wurde die Losung für Friedrich. Er erkannte das furchtbare Dilemma und er hat jahrelang alles aufgeboten, um mit den Päpsten im Frieden zu bleiben, ihnen die größte Nachgiebigkeit gezeigt, bis sie ihm den Streit aufzwangen.

Friedrich verließ Deutschland 1220, sobald er konnte, und hat dann nur einen ganz geringen Teil seiner Kaiserzeit dort zugebracht. Außer der Abstammung von väterlicher Seite her hatte er mit den Deutschen wenig Gemeinsames. Als er kam, um Otto IV. die Krone zu entreißen, lag hinter ihm eine traurige Jugend voll Entbehrung und Not; eben erst hatte er angefangen, sein völlig zerrüttetes Königreich zu ordnen. Geboren von einer normännisch-italischen Mutter, welche die Deutschen haßte und bald starb, wuchs er verwaist und einsam auf in einer Umgebung, die das südliche Romanentum vereint mit dem griechischen und dem mohammedanischen Orient darstellte. Er erwarb sich staunenswerte Kenntnisse, die ihn zum größten Wisser seiner Zeit machten. Vertraut mit der abendländischen und morgenländischen Litteratur, befähigt, selbst die Feder zu führen, ließ er nicht, wie einst Otto III., seinen Geist verwirren von dieser widerspruchsvollen Fülle von Kenntnissen und Verhältnissen, sondern mit sicherer Geistesschärfe erhob er sich über sie zur freien Herrschaft. Die Natur, welche die Mitwelt nur als etwas Gleichgültiges oder gar dem Menschen Verderbliches betrachtete, zog ihn mächtig an und er suchte sie zu erforschen und zu begreifen. Daher kam in seine ganze Auffassung ein verstandesgemäßer Zug. Die Päpste haben später Friedrich als Gottesleugner, als frechen Spötter gebrandmarkt, doch war er das sicherlich nicht. Er verfolgte die Ketzer mit blutiger Härte, gewiß nicht bloß aus berechnender Politik, um sich die Kirche günstig zu stimmen, denn er trug andrerseits kein Bedenken, sich mit den nicht minder gehaßten Muselmännern zu umgeben.

Vielleicht stieß ihn der mystische Anflug, den die Ketzerei hatte, zurück, so daß er vorzog, bei den festgeprägten Lehren und Gebräuchen der Kirche zu bleiben. Er trug seine Welt in sich. Der Kaiser hat auch, als der Zwist mit der Kurie in hellsten Flammen loderte, nie die Absicht verraten, das kirchliche Wesen umzugestalten, hinzutreten als Vorkämpfer einer aufgeklärten Geistesrichtung. Er griff nicht die Kirche, sondern nur deren Personen an. Sein klarer Sinn erkannte besser als die Zeitgenossen, daß die Göttlichkeit der Kirche nicht auch ihre Diener aus Menschen zu Göttern und politische Zwecke nicht zu himmlischen mache. Er säumte daher nicht, die auf ihn gehäuften Schmähungen schonungslos zurückzugeben. Es ging ihm wie den Saliern; indem er sein Recht verteidigte, kam er in den Ruf, ein Feind Gottes zu sein.

Der Kaiser war in jeder Beziehung eine besondere Natur, die sich selber die Vorschriften gab. Hervorstechende Eigenschaft war die Selbstherrlichkeit, die Zusammenfassung aller staatlichen Kraft und Verwaltung in seiner Person. Nur in Sicilien konnte er ihr nachleben. Dort that er es auch im reichsten Maße und begründete ein Staatswesen von einer inneren Stärke, einer Ertragsfähigkeit und einem Umfange der gestellten Aufgaben, wie das damalige Europa nichts Aehnliches kannte. Er hatte allerdings ein Vorbild an dem normännischen Staate, doch er führte es mit eigenem Geist weiter aus.

So leidenschaftlich Friedrich der Jagd oblag und sich auch im Kriege nicht schonte, seine Erscheinung hatte wenig Heldenhaftes. Klein, doch stämmig, mit feingeschnittenem, bartlosem Gesichte und rötlichblondem Haar und, wie wenigstens ein Mohammedaner berichtet, früh kahlköpfig und kurzsichtig, erregte der Kaiser das Staunen der Deutschen am meisten durch die märchenhaften Wunder seines orientalischen Hofhaltes. Auch seine Sitten waren fremdartig. Ueber den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte dachte er sehr frei; sein Hofhalt hatte einen Haremszuschnitt. Ebenso verschlagen wie klug, verschmähte

er nicht Hinterlist und heimliche Ränke; seine Rachsucht versiegte auch durch die Länge des Abwartens nicht.

Dennoch fühlten die Zeitgenossen, welch gewaltiger Geist unter ihnen lebte. „Wäre Friedrich kirchlich gesinnt gewesen, seinesgleichen hätte es auf der Welt nicht gegeben“, rief ein Gegner aus.

Der anmaßende Innocenz IV. schleuderte die Brandfackel nach Deutschland, doch sie wäre erloschen, wenn nicht der Ehrgeiz einzelner Fürsten sie angefacht hätte. Friedrich starb am 13. Dezember 1250 nicht als Sieger, doch auch nicht besiegt. Sein Sohn König Konrad IV. eilte darauf nach Italien, um bald einem jähen Tode zu erliegen. Allmählich glückte es den Päpsten, ihren Hauptzweck zu erreichen, durch fremde Hilfe Neapel den Staufern zu entreißen, und als der letzte Sproß des Geschlechtes, der Jüngling Konradin, mit der Wiedereroberung Unteritaliens auch die deutsche Königskrone erkämpfen wollte, verfiel 1268 sein Haupt dem Henkerbeile Karls von Anjou.

Während der staufische Mannesstamm in der Fremde erlosch, hatte Deutschland gleichzeitig zwei Könige und dennoch keinen. Nachdem die Gegner der Staufer, Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland, ohne die allgemeine Anerkennung zu finden, gestorben waren, erhob die zwiespältige Wahl von 1257 Alfons von Kastilien und Richard von Cornwallis zu Königen, von denen der erste nie ins Reich kam, der andre wohl dort die Krone empfing, doch nur dem Namen nach die Herrschaft führte. Die Verwirrung hatte den höchsten Gipfel erreicht.

So endete der erste Abschnitt der deutschen Geschichte.

Nur zwei Staufer, Konrad III. und Philipp, die beide nicht zum Kaisertume gelangten, fanden in heimischer Erde ihre Ruhestätte; die Reste Friedrichs I. wurden in Asien beigesetzt, die der andern in Sicilien und Neapel. Ihr Ziel war die Herrschaft über Italien, als unentbehrliche Grundlage eines wirklichen Kaisertums. Sie hielten fest an der Ueberlieferung, wie

sie Otto I. von den Karolingern übernommen und seine Nachfolger weiter geführt hatten; das Unterliegen der Staufer bewies, daß dies universale Kaisertum ein Irrtum war, freilich ein heroischer.

Das Viperngezücht, wie die Päpste die Staufer zu nennen beliebten, war von der Erde getilgt, doch nicht sein Andenken. Friedrich II. blieb in der Sage lebendig; lange erwartete man seine Wiederkehr. Er war von allen Kaisern, die über Deutschland gewaltet hatten, am wenigsten ein Deutscher gewesen, und unter dem Kaisertume, das er wiederkehrend herstellen sollte, verstand man das alte, dem die Weltherrschaft gebührte. So tief war es mit den Gedanken des Volkes verwachsen, aber allmählich wandelten sich die Ideen, und die auf den im Berge schlummernden Kaiser gesetzten Hoffnungen richteten sich auf Deutschland und das deutsche Volk. So ging auch aus dem langen, furchtbaren Streite mit dem Papsttume erst ein eigentliches deutsches Volk hervor.

Neunter Abschnitt.

Die mittelalterliche Kultur.

Die Kaiserzeit war die Jugend- und die Heldenzeit des deutschen Volkes. Es wäre unrecht, wenn wir Nachkommen uns unsrer Vorfahren und ihrer Thaten nicht gern erinnern möchten. Wiederholt haben späterhin, wenn auf Deutschland schwere Fügungen lasteten, Gelehrte und Dichter auf jene große Vergangenheit zurückgewiesen und das Volk zu neuer Erhebung nach ihrem Vorbilde angespornt. Obgleich die damalige Welt den Deutschen nicht hold war, weil sie sich vor ihrem wilden Mute fürchtete und ihr Auftreten anmaßend fand, konnte sie

ihnen wenigstens den Zoll scheuer Bewunderung nicht versagen. Die Deutschen waren das mächtigste Volk Europas, mochten sie es auch vielleicht nur deswegen sein, weil die andern sich noch nicht aufgerafft hatten. Die Ideen, für welche sie kämpften, liegen weit hinter uns, dennoch soll man die Jahrhunderte erfüllenden Anstrengungen, sie durchzuführen, nicht gering anschlagen. Allen Gefahren, mit denen in Italien ein feindliches Volk und ein noch feindlicherer Himmel drohten, wurde Trotz geboten, und wenn wir lesen, wie oft wenige deutsche Mannen ganze Schwärme von Angreifern vor sich her jagten, dürfen wir, denen die Waffen noch wohl zur Hand stehen, unser Behagen daran haben.

Die Deutschen verrichteten nicht bloß kühne Kriegsarbeit, sondern sie vollzogen auch ein welthistorisches Werk. Indem sie das erneuerte Kaisertum an sich nahmen und das Papsttum vor dem römischen Adel retteten, bewahrten sie die Schöpfungen der karolingischen Zeit vor dem Untergange und erhielten die Einheit der abendländisch-christlichen Kirche. Sie gaben ihr Gelegenheit, die Schätze der Religion und des Wissens allenthalben auszustreuen. Es entstand eine allgemeine Kultur, deren Stärke in ihrer Gleichartigkeit lag, ebenso wie einst bei der von dem römischen Reiche ausgegangenen. Doch wurde diesmal nicht die Eigenart der Völker erdrückt, weil keine politische Einheit zu stande kam. Außerdem war das deutsche Kaisertum nicht dazu angethan, die Völker gleich und glatt zu pressen.

Deutschland hat die Wohlthaten, die es der Welt erwies, teuer bezahlt. Es gab dahin Ströme von Blut, wurde in seinem Innern zerfleischt und seine politische Verfassung geriet in heillosen Verfall. Dennoch, wer möchte die Vorteile ermessen, die Deutschland trotz alledem davongetragen hat.

Macht es weniger Schwierigkeiten zu berechnen, welche unmittelbaren Folgen ein einzelnes Ereignis, etwa eine Schlacht oder eine staatliche Veränderung gehabt hat, so kann die Schätzung, welche Einflüsse langdauernde Berührungen mit andern Völkern

und Kulturmächten nach sich gezogen haben, immer nur eine ungefähre sein. Die Geschichte gestattet keine chemische Scheidung in einzelne Elemente; gerade die gewaltigsten Umgestaltungen, die das ganze Sein eines Volkes ergreifen, sind unwägbar. Mit dem Einwande, auch ohne die fremden Einwirkungen würden sich die Veränderungen vielleicht sogar in besserer Gestalt ergeben haben, ist wenig gethan, denn die Probe auf dieses Wenn und Aber läßt sich geschichtlich nicht machen. Nichts andres ist möglich, als die Vergleichung von einst und später, zu beobachten, wie die verschiedenen Zeiten zu einander stehen.

Die Stürme aus dem Süden schmetterten nicht nur alte Eichen nieder, sondern trugen auch auf ihren Fittichen manches Nutzbare herbei. Wie einst in der Völkerwanderung hatte der deutsche Recke bei allem Wüten offene Augen und hellen Verstand und er nahm in die Heimat manche neuen Gedanken mit; der Deutsche war furchtbarer Eroberer und gelehriger Schüler zugleich. Es strömten sogar mehr fremde Elemente ein, als zunächst bewältigt werden konnten. In der ganzen Epoche führte Deutschland geistig nur ein; es war seine Lernzeit.

Nicht weniger, wie Italien, hatte Deutschland dem Oriente reichen Gewinn zu verdanken. Obgleich die Deutschen zögernd in die Kreuzzugsbewegung eintraten, griff die Begeisterung bald mächtig um sich, und an kleineren Zügen, sowie an den großen Fahrten Konrads III. und Friedrichs I. beteiligten sich Unzählige. Welch neue Welten eröffneten sich da! Nachdem die Kreuzfahrer, welche den Landweg eingeschlagen hatten, das breite, sonnige Ungarn, die von Natur gesegneten, aber noch wenig entwickelten slavischen Länder durchzogen und mächtige Gebirge überschritten hatten, stiegen sie hinab in das byzantinische Reich, das sich durch seine feste Beamtenverwaltung, die hoch ausgebildete Kriegskunst und den trefflichen technischen Betrieb der Landwirtschaft und der Künste gewaltig von ihrer Heimat unterschied. Sie sahen um sich die feindseligen, hochmütigen und als bodenlos untreu erscheinenden Griechen, die, wiewohl auch Christen, manche ab-

weichende Form des Gottesdienstes hatten. Dem gewaltigen Konstantinopel konnte das ganze Abendland nichts auch nur entfernt Aehnliches zur Seite setzen, weder in weltlichen oder kirchlichen Bauten, noch an Schätzen jeder Art, noch an drängendem, die verschiedensten Völker zusammenführendem Verkehr. Nach der Ueberfahrt ging der Marsch unter unsäglichen Beschwerden durch ein glutheißes Land, wechselnd in üppiger Fruchtbarkeit und steiniger, wasserloser Oede, während rings kühne und geschickte Feinde, fremdartig bewaffnet und in andrer Weise kämpfend, bald heranschwärmten, bald wieder verschwanden. Dann wurden Syrien und die Meeresküste erreicht, wo christliche Staaten entstanden waren, deren zügel- und sittenloser Bevölkerung jedoch kaum anzumerken war, daß sie in erster Stelle die Streiter Christi sein sollten. Endlich winkte das heißersehnte Ziel Jerusalem den Wenigen, die so beglückt waren, bis dorthin zu gelangen, eine Stadt, die mit ihren starken Befestigungen mehr einem Kriegslager glich, als dem Palladium einer großen Religion. Wer zu Meere zog, bestieg meist in Venedig das Schiff und landete nach gefahrvoller Fahrt an den Hafenplätzen des heiligen Landes, wo er in dem Gewühl der Ritter und Pilger, der Schiffe und Kaufleute, von dem schlechtesten Gesindel leiblich, sittlich und am Geldbeutel bedroht, sich kaum zu raten wußte. Alle Leidenschaften, von der begeisterten Frömmigkeit bis herab zur tiefsten Gemeinheit brodelten in diesen Hexenkesseln, die vom Abendland und Morgenland her immer aufs neue gefüllt wurden. Die Menschen, die Sonne, das Meer, das Gebirge, die ganze Natur, alles war anders als daheim. Die niedere Tierwelt, die Pflanzen erregten neugieriges Staunen, Bewunderung und Abscheu. Dazu die unbekannten Gegenstände, welche die üppige Gewohnheit des Orients erforderte, Stoffe, Geräte, Schmuck, Waffen, Gewürze, herrliche Früchte. Allenthalben drängten sich neue Begriffe über Welt und Leben auf, aber der ungeübte Geist vermochte sie nicht zu verarbeiten. Gar oft trug er nach Hause zurück eine Wirrnis im Kopfe,

die er dort weiter verbreitete; nur die Phantasie, nicht das verständige Denken erhielt zunächst eine ungemeine Befruchtung. Ohne Ursache und Wirkung zu erkennen oder auch nur zu erwägen, sprangen die Gedanken aus ihrem bisherigen engsten Bezirk hinaus in die schrankenlose Weite. Die Romantik überglänzte mit blendendem Schimmer die Abgründe der Unwissenheit, aber erhellte nicht ihre dunklen Tiefen.

Der glücklich heimkehrende Kreuzfahrer brachte außer seinen Erzählungen seltsame Kostbarkeiten heim, und noch mehr verbreitete sie der Handel. Die fremden Waren fanden raschen Eingang; teils Genußmittel, teils Bequemlichkeitsdinge, teils Kunsterzeugnisse, erregten sie neue Bedürfnisse. Wie viele Wörter unsres alltäglichen Lebens sind aus dem Oriente, aus der arabischen Sprache entlehnt! Musselin, Kattun, Damast, auch die Juppe des Aelplers stammen daher, Sofa und Matratze vermehrten die Ausstattung der Wohnräume; das Warenlager wurde zum Magazin. Selbst der indische Rosenkranz, den die Araber übernommen hatten, kam beim christlichen Gebete in Gebrauch, während Gott Buddha in den Gestalten des Barlaam und Josaphat unter die Heiligen der Kirche trat.

Die Kreuzzüge waren romanischen Ursprungs und die westlichen Völker gingen mit ihnen voran. Obgleich sie eine internationale Unternehmung wurden, immer überwog in ihnen das Romanentum; die im heiligen Lande gegründeten christlichen Staaten, die großen Orden der Templer und der Johanniter waren vorwiegend französisch. Erst später wurde mit dem Deutschen Orden der Versuch gemacht, dem Deutschtum einen Anhalt im heiligen Lande zu geben; die Besiedelung des Landes, Verkehr und Handel in den Häfen fielen von Anfang an Franzosen und Italienern zu. Daher verbreiteten die Kreuzzüge vornehmlich romanische Sitte, und von ihr wurde das Rittertum ganz durchdrungen.

Das ritterliche Wesen fand seine rechte Stätte in dem kriegerischen Deutschland. Die staufische Zeit brachte es zur

höchsten Vollendung, sie gab ihm zugleich in den reisigen Ministerialen unzählige begeisterte Jünger. So wurde das Rittertum das vornehmste Kennzeichen der Zeit, es schien ihren hauptsächlichen Lebensinhalt auszumachen. Allenthalben ragten auf den Höhen oder im Flachlande, von breiten Wassergräben umflossen, die Burgen, auf allen Straßen und Wegen begegneten ritterliche Gesellen in Wehr und Waffen. Sie dürsteten nach Ruhm und Abenteuer; bot sie nicht der Krieg, so wurden sie gesucht, je nachdem der glückliche Zufall wollte, am liebsten im Turnier, wo bei dem Schalle der Zinken, dem jauchzenden Zuruf der Zuschauer, dem Stampfen der Rosse und dem Krachen der splitternden Lanzen der kühne Kämpfer in schier unfaßbarem Jubel sich zu den Göttern gehoben fühlte, während das bunte Gezelt, die wehenden Fahnen, die geschmückten Damen, die prangenden Herolde die Erde zum Schönheitsparadies machten.

Die Ritter schritten stolz einher, voll Zuversicht auf ihre Stärke und Tapferkeit, aber sie bewegten sich fein und gesittet, zierlich und prunkvoll zugleich in Kleidung und Gebärden. Selbst das alte Laster der Deutschen, der Trunk im Uebermaß, war verpönt. Bei Turnieren und Jagden, bei festlichem Gelag und frohem Spiel mischten sich unter die Gäste Fräulein und Frauen, nicht minder herrlich ausstaffiert, den Jagdfalken auf der Hand oder das Hündchen im Schoß. Mit wohlgesetzter Rede wandte sich der Ritter an die Huldinnen, flehend um ein Zeichen ihrer Gunst und das erlangte als höchsten Schatz wahrend. Die Geselligkeit würzten kunstreich gebaute Lieder, vorgetragen und oft auch gedichtet von den Kavalieren, die das Saitenspiel ebensogut wie das Schwert zu handhaben wußten. Leichte Gesänge pflegten das unerschöpfliche Feld der Liebe oder priesen die Lieblichkeit des Frühlings und seiner Blumen. Dazwischen ertönten auch ernstere Lieder, kluge Sprüche der Lebensweisheit verkündend, oder das heiße Ringen der politischen Kämpfe atmend. Zuweilen lauschte man andächtig

dem Vortrage längerer Dichtungen, welche die alten Heldensagen in neues ansprechendes Gewand kleideten oder fremde Stoffe, meist der welschen Kunst entnommen, in die heimische Sprache übertrugen. Es war ein Leben voll Lust, voll Farbenpracht und Freude, und die gebundene Form gab ihm einen eigenen Reiz.

Doch, so klar und rein die Verse flossen, in sie und noch mehr in die Unterhaltung waren fremdländische Wörter eingeflochten. Wo sich auch die vornehme Gesellschaft bewegte, beim Mahle, bei Tanz und Spiel, auf Turnier und Jagd, überall führte sie ausländische Bezeichnungen im Munde. Und in diesen Mädchen und Frauen, denen überschwengliche Huldigung gewidmet wurde, sahen die Verehrer nicht etwas Heiliges, wie die alten Germanen in ihren Gefährtinnen. Es wurden gegenseitig Liebesgaben gespendet, geblickt und gekost, wohl auch mehr gewährt, aber das waren keine Verhältnisse von Herz zu Herz; über diese gefährlichen Spielereien der Mode führte nicht die Liebe, sondern die Minne das Scepter. Allerdings wurde viel über die Liebe und ihr Wesen gegrübelt und gedichtet, eben weil sie gekünstelt war. Sie sollte auch nicht zu einem traulichen Lebensbunde führen, denn meistens war die Angebetete bereits vergeben, doch erhöhte das nur den pikanten Reiz. Das letzte Ziel war die Krönung des Werbens durch den Sinnengenuß, und das Recht der freien Liebe wurde wenigstens von den Dichtern unverhüllt gefordert und ausgesprochen.

Nicht deutsche Art hatte sich entfaltet. Wie das Rittertum, war die Minne romanischen Ursprungs, nur in freiwilliger Sklaverei von den deutschen Bären nachgeahmt. Sie thaten es allerdings mit Geschick, und es war kein Unglück, wenn so viele neue Vorstellungen nach Deutschland kamen, aber ihre erste Wirkung blieb auf der Oberfläche haften. Die innere Sittigung gewann nichts dabei, und auch die Frau zog für ihre gesellschaftliche Stellung keinen Nutzen, denn diese ver-

zückte und manchmal verrückte Anbetung galt eigentlich nur einem Phantom.

Daher hat diese Zeit viel Fremdartiges, sonderbar Anmutendes. Sie ist vergleichbar dem Bilde, das der damalige Ritter im vollen Schmuck darbot. Den Leib umgab das faltige, farbige Seidengewand, unter dem der eng an den Körper angeschmiegte Ringelpanzer hervorblinkte; ließ er die Glieder plastisch hervortreten, so gab der geschlossene, topfförmige Helm mit seinen wunderlichen Zierden dem Haupte eine plumpe Ungestalt und verbarg völlig das Antlitz, das erst den Menschen wahr erkennen läßt.

Vornehmlich die Dichtung erschließt uns die Gesinnung der staufischen Zeit, und wer möchte diese erste große Periode deutscher Litteratur nicht hoch schätzen? Die Sprache wurde in ihr geformt, geläutert und beweglich gemacht. Die Selbständigkeit der Dichter ist freilich nicht allzu groß; meist arbeiteten sie nach fremden Vorwürfen, und die eigene Erfindung beschränkte sich auf das Ausmalen; viele Dichtungen sind schablonenhaft. Doch klingen auch echt deutsche Töne hindurch. Nicht nur wurden die alten Heldengesänge in Ehren gehalten, die höfische Lyrik benutzte auch das volksmäßige Liebeslied, das wahre Empfindung atmete. Wolfram von Eschenbach suchte bereits tiefere Probleme zu fassen: die Vollendung in sittlicher Selbstzucht, das Durchringen aus Armut zur Ehre, aus dem konventionellen Zwang durch Zweifel und Verstocktheit zur inneren Einkehr. Wolfram vertritt unter der zeitgemäßen Hülle den deutschen Subjektivismus.

Aus diesem gemischten Chor schallt hervor mit hehrer Macht das erste hohe Lied von Deutschland, der Preis seiner Zucht und Sitte. Walther von der Vogelweide hat es gesungen; er, der die kläglichen Kämpfe zwischen Philipp und Otto IV. erlebte und die Schande des Reiches sah, wurde der erste Verkündiger eines echten Deutschtums.

Die höhere Dichtkunst wurde nur vom ritterlichen Adel

geübt und brachte allein die ihn beseelenden Ideen zum Vortrag. Größeren Anteil nahm die Allgemeinheit an den bildenden Künsten, weil ihre Werke nicht so sehr an Nachahmung des Fremden und an Standesinteressen gebunden, sondern allen verständlich und zugänglich waren.

Wie viel hatten die Deutschen gelernt, seitdem ihnen von der karolingischen Kunst die erste Anleitung gegeben wurde! Bis nach dem Norden hin erhoben sich jetzt stolze Gotteshäuser, und auch so mancher Bau für weltliche Zwecke zeugte von der unternehmenden Kühnheit der Meister. Freilich waren das nur Paläste der Kaiser oder großer Fürsten, die große Masse der Bevölkerung begnügte sich noch mit dem einfachen Hause aus Fachwerk, und die Burgen gewöhnlicher Art waren kleine, plumpe Steinkasten, nur in der Absicht, Schutz zu gewähren, erbaut. Die Kirchen romanischen Stils spannten ihre mächtigen Bogen mit breiten, bildergeschmückten Wänden, mit kunstreichem Steinwerk an Portalen und Säulenknäufen, in dem freie Erfindungsgabe reiche Abwechselung schuf. Die Ornamente ahmten die Natur nach, nicht nur Blätter und Pflanzen, auch Getier und Menschen in verschiedenen Stellungen und Thätigkeiten, selbst den Humor glücklich verwertend. Die Bildung des menschlichen Leibes streifte das Plumpe der alten Zeit ab, schlank und hoch zeigten sich die Körper, mit geschmackvollem Faltenwurf umgeben, die Gesichter, obgleich noch nicht innerlich belebt, trugen im langen Oval regelmäßige, anmutige Züge. Die Malerei, die fast ausschließlich die Wandflächen benutzte, machte in den mit mannigfachen klaren Farben gefüllten Umrissen den Versuch, das Leben wiederzugeben. Die Kleinkunst, namentlich der Erzguß, erzeugte formenreiche Gegenstände jeder Art. Die Deutschen hatten die ausländischen Muster wacker nachgebildet und gingen schon dazu über, nach eigenem Geschmack und Sinn zu arbeiten. Der Weg zur Selbständigkeit wurde nicht nur eingeschlagen, sondern bereits erfolgreich beschritten.

In den Wissenschaften war man noch nicht so weit gelangt.

Die vornehmen Laien trieben sie nicht, doch darf man sie sich nicht als unwissend denken. Zwar konnten wohl die meisten von ihnen nicht lesen und schreiben, doch hängt Bildung nicht so sehr von diesen Kunstfertigkeiten ab, wie gewöhnlich gemeint wird. Auch das Ohr kann den Vermittler machen und hat es damals viel gethan. Manche Dichter zeigen eine sehr gute Kenntnis der verschiedensten, auch gelehrten Dinge. Doch konnte daraus nicht eine Bereicherung des wissenschaftlichen Schatzes entstehen, der noch immer in dem alleinigen Gewahrsam der Geistlichkeit lag. Der Klerus enthielt manche gelehrten Männer, die auch das Ausland bewunderte, und fleißig wurde in vielen Bischofs- und Klosterschulen gelernt; die Feder ruhte nicht und vollbrachte zahlreiche Handschriften, welche die Bücher des Altertums und der kirchlichen Litteratur erneuerten und vervielfältigten, doch auch die neue heimische Dichtung gern aufnahmen. Man verfaßte auch mancherlei Abhandlungen über kirchlich-geistliche Dinge; die Geschichtsschreibung erfuhr ebenfalls Pflege und Förderung. Unter Friedrich I. versuchte Bischof Otto von Freising die Weltgeschichte von einheitlichen Gesichtspunkten aus philosophisch zu fassen. Einen so staunenswert unbefangenen Standpunkt er in manchen Fragen einnahm, so zeigt doch seine Chronik, wie der kirchliche Gedanke alles Denken umspannte, beherrschte und einheitlich gestaltete. Die Gelehrsamkeit in Deutschland blieb mühselig erlernt, ohne eigene Ideen, und wer in ihr weiter fortschreiten wollte, mußte ausländische Schulen aufsuchen, in Italien und Frankreich, und hier galt ausschließlich die Richtung, welche die Scholastik im Bunde mit der Kirche und zu ihrer Unterstützung ins Leben gerufen hatte.

Die Wissenschaft war demnach von den Romanen abhängig, und die von ihnen ausgegangenen Tendenzen erfüllten jetzt die Welt. Der Kirche gegenüber galt alle irdische Herrlichkeit nichts. Die Freuden des Lebens erschienen als schädlich und verderblich; so süß der Sinnengenuß auch den damaligen Menschen schmeckte

und so wenig er verachtet wurde, über ihm schwebte das unheimliche Gefühl, daß er das Heil der Seele gefährde, daß der irdischen Wonne unfehlbar furchtbare Qualen im Jenseits folgten. Geistliche und Dichter warnten vor der Frau Welt, die ein liebliches Angesicht zeige und im Innern voll scheußlichen Moders sei, die wie die Sphinx den Unglücklichen anlocke, um seine Seele zu zerfleischen. So schwankten die Menschen von einem Gefühl zum andern und doch kamen sie über äußerliche Gedanken nicht hinaus. Die Kirche bot ja die Mittel, Gott zu versöhnen, wenn man ihr fleißig diente und Geschenke machte; ihre Hilfe brachte den nagenden Wurm im Herzen für einige Zeit zur Ruhe, bis er sich wieder meldete, um von neuem eingeschläfert zu werden. Die Menschen waren kirchlich bis zum Uebermaß und badeten nebenbei ihre Brust in dem Morgenrot der Freude, die das reicher gewordene Leben bot.

Der kriegerische Drang war in den oberen Kreisen eher gewachsen, als gemindert, seitdem ihn das Rittertum verklärt hatte. Dagegen vermochte selbst die Kirche nichts, und deshalb war sie klug genug, ihn in ihre Dienste zu stellen. Nicht nur, daß sie den Kampf gegen ihr feindliche Gewalten für verdienstlich erklärte, die Kreuzzüge brachten die Lösung in einem eigenartigen Kompromiß, den man als den echtesten Ausdruck des Mittelalters auf seiner Höhe bezeichnen darf. Der Kampf gegen Mohammedaner und Heiden eröffnete den Weg zu den himmlischen Freuden; Ruhm und Gewinn an irdischem Gut wurden so zum Verdienst um Gott gemacht. Die geistlichen Ritterorden vereinigten in bizarrer Weise Mönchs- und Rittertum. Auch das gewöhnliche Rittertum nahm geistliche Gebräuche auf, es gab überhaupt keinen Stand, keine Thätigkeit, die nicht mit kirchlichen Beziehungen durchsättigt wurden.

Ungeheuer waren die Macht und der Einfluß der Kirche. Ihre Diener entrückte sie der weltlichen Gewalt, da sie nur unter geistlicher Gerichtsbarkeit standen, selbst in Rechtshändeln, die an sich mit der Kirche nichts zu thun hatten. Der Laie

konnte gegen einen Kleriker nur vor geistlichem Gericht klagen, dem er selber in manchen Beziehungen, wie in Ehesachen, unterworfen war. Als alleinige Vertreterin und Handhaberin der Moral konnte sich die Kirche in alle möglichen Angelegenheiten einmengen. Der über den Ungehorsamen ausgesprochene Bann stieß aus dem bürgerlichen Leben aus; eine mit dem Interdikt belegte Gegend oder Stadt sollte von keinem Christen betreten werden.

Die hierarchische Zentralisation war vollkommen durchgeführt und alle Fäden des die ganze Christenheit umspannenden Netzes liefen in Rom zusammen, der Papst war wirklich die Kirche geworden. Als oberster Richter konnte er alle Streitfragen an sich ziehen; die früher so selbständige bischöfliche Gewalt war in ihrem Kerne vernichtet. Die Bischöfe sollten kanonisch durch die Kapitel gewählt werden, aber der Papst fand durch sein Bestätigungs- und Prüfungsrecht leicht Gelegenheit, einzugreifen; die Absetzung stand ohnehin in seiner Befugnis. Als alleiniger Erklärer des Dogma, als Ausüber der allgemeinen Kirchenzucht vermochte er jeden Widerspruch zu ersticken. Zahllos wie der Sand am Meere waren die von ihm ganz abhängigen Geistlichen und Mönche. Ein neuer Orden entstand nach dem andern, alle gegründet in romanischen Ländern, aber bald auch in Deutschland Eingang findend. Obgleich ihre Regeln verschieden waren und jeder in seiner Weise die trotz der Cluniacenser nicht erfolgte Besserung der Kirche erstrebte, waren sie gleichmäßig die Sendboten der päpstlichen Allgewalt. Sie alle häuften großartige Besitztümer an; schier unermeßlich war der Reichtum der Kirche und aus ihm konnte der Papst nach Belieben schöpfen.

Die Kirche war zum Koloß geworden, von dem sich kaum sagen ließ, ob er mehr geistlicher oder weltlicher Art war, aber er erhob den Anspruch, nur das erstere zu sein, und erklärte jede Schädigung als Raub an Gott. Es konnte nicht fehlen, daß sich dagegen Widerspruch erhob, daß tiefer gestimmte Seelen

die Verweltlichung der Kirche beklagten. Erhoben sich die einen, wie ein Bernhard von Clairvaux und ihm gleich Gesinnte nur zu Deklamationen, weil ihnen die Kirche selbst über alles ging, so trachteten andre danach, sich den Weg zu Gott, den die Kirche mit Hindernissen beschwerte, auf eigene Hand zu suchen. Schwärmerei und ehrliches Streben nach einem reinen Gottestume riefen zuerst in den romanischen Ländern Ketzereien hervor, die bald einen furchtbaren Umfang gewannen und die Kirche aufs ernstlichste bedrohten. Hier galt es zu handeln und jedes Mittel schien recht, die Ruchlosen niederzuwerfen und auszutilgen. Ueber die Albigenser in Frankreich wurde ein blutiger Sieg errungen, doch die Kirche gerettet. Noch züngelte die Flamme der Ketzerei bald da, bald dort auf, auch in Deutschland. Hier übernahm Konrad von Marburg den Kampf, gleich Robespierre ein Mann von eiskaltem Fanatismus, dessen Ideal die Abtötung jedes irdischen Gefühls, auch der edelsten Herzensregungen war, der das, was er für göttlich hielt, mit grauenhafter Erbarmungslosigkeit durchsetzte. Dennoch als ihn 1233 Bluträcher niederschlugen, flehte er um sein elendes Leben; niemand, selbst der Papst nicht, der ihn einen Wüterich nannte, verfolgte seine Mörder. Die Inquisition, die früher zum bischöflichen Amte gehörte, wurde von dem Papste zu einem besonderen kirchlichen Institut umgeschaffen und durch den Dominicanerorden mit Nachdruck gehandhabt. Wucherte auch die Ketzerei im verborgenen weiter, der Kirche war es gelungen, ihr gleich zu Anfang eine schwere Niederlage beizubringen. Die Menschheit war noch zu sehr in den bisherigen Vorstellungen befangen, als daß sie hätte der Kirche Trotz bieten können; Ketzer gescholten zu werden, traf Jeden bis ins innerste Mark und die weltlichen Obrigkeiten wetteiferten mit den geistlichen in Verfolgungssucht gegen die wirklich oder vermeintlich Abgefallenen.

Die weltlichen Mächte traten weit hinter die Kirche zurück. Da war kein Staat, in dessen innerste Angelegenheiten nicht die Päpste eingriffen. Sie beriefen sich auf ihre göttliche Voll-

macht und ihre Pflicht, für den Frieden der Menschheit zu sorgen, doch nur zu oft entfachten sie Streit. Auch die kirchliche Wissenschaft beschäftigte sich mit dem Verhältnis zwischen Geistlichem und Weltlichem. Thomas von Aquino, der größte Scholastiker und noch heute der anerkannte Vertreter der katholischen Lehrmeinung, besaß zwar für die Bedeutung des irdischen Fürstentums ein besseres Verständnis, als einst Gregor VII., aber er stellte doch das Königtum unter das Priestertum. Dem römischen Bischofe müßten alle Könige der christlichen Völker ebenso unterthan sein, wie dem Herrn Christus selbst, und wenn einer von ihnen vom christlichen Glauben abfiele und gebannt würde, seien die Unterthanen aller ihm geleisteten Eide entbunden. Da der Zweck der menschlichen Gesellschaft sei, zum Genusse Gottes zu kommen, könne nur göttliche, nicht menschliche Leitung zum Ziele führen.

So wölbte sich der kirchliche Prachtbau über das ganze Abendland und in Deutschland stand er gestützt auf die Bistümer. Obwohl sie noch weltliche Gebiete wie vordem waren, hatten die Könige auf ihre Besetzung keinen Einfluß mehr. Selbst gegen einen treulosen Bischof konnten sie nichts thun, wenn nicht der Papst die Erlaubnis gab.

In dieser Gestalt bot die deutsche Kirche dem Reiche wenig Vorteil, und was sie ihm an Diensten geleistet hatte, gehörte bald der Vergangenheit an. Da lag allerdings eine große Dankesschuld aufgehäuft, die noch eine Zeit vorhielt. Doch die trefflichsten Einrichtungen bleiben nur so lange berechtigt, als sie ihre Berechtigung selbst verdienen; hören sie auf, den Zweck zu erfüllen, um dessentwillen sie getroffen wurden, so werden sie überflüssig und hinderlich.

Zehnter Abschnitt.

Der Umschwung.

Die höfische Ritterschaft der Staufer ging dahin; schon ihre letzten Geschlechter gaben die zierliche Gemessenheit auf und wurden grobsinnlich. Auch die Litteratur stieg zu einer derberen, heimischen Weise herab; nur die bildenden Künste bewahrten ihre Höhe. Doch auch auf andern Gebieten war eine gewaltige Arbeit verrichtet worden, die nicht mehr verloren ging.

Riesenhafte Fortschritte hatte die Wirtschaft gemacht. Im großen und ganzen zeigte im dreizehnten Jahrhundert der deutsche Boden bereits das Antlitz, wie er es heute trägt. Massenhaftes Waldland war gerodet worden zu Wiese und zu Ackerflur. Die Bevölkerungszahl hatte eine beträchtliche Steigerung erfahren. Schon war vielfach das Land zu eng für die Bewohner, deren die zwar gebesserte, aber noch immer einfache Bestellungsart nicht allzu viele beschäftigen und ernähren konnte. Namentlich im Westen, in den ertragsreichen Flußniederungen, war eine überdichte Menge vorhanden, die des Abflusses bedurfte.

Noch immer gehörte der größte Teil der Bevölkerung dem Bauerntume an. Mit der steigenden Urbarmachung und der wachsenden Volksmenge verschoben sich auch die ursprünglichen Besitz- und Rechtsverhältnisse. In den einzelnen Gegenden des Reiches ging die Umänderung verschieden vor sich und nicht überall läßt sie sich mit voller Sicherheit verfolgen. Im ganzen hörte die Großgrundherrschaft auf, auch Großwirtschaft zu sein. Der Wunsch nach reicherem und bequemerem Ertrag führte zu Pacht- und Zinsverhältnissen, die den Genuß von Renten brachten, während die in Lehnsverhältnisse umgewandelte Ministerialität kleinere ritterschaftliche Grundbesitzungen bildete.

Dabei gewannen durchschnittlich die Bauern. Die Markgenossenschaften, wenn auch zerlegt, regelten noch ihre inneren Angelegenheiten, und auch die Teilnahme an der Rechtsprechung war dem gemeinen Mann nicht ganz entzogen.

Der Bauer erfreute sich in guten Gegenden eines stellenweise üppigen Reichtums und pflegte geringe Lasten zu tragen, da sie dem vermehrten Gewinn gegenüber meist die althergebrachten blieben; die mannigfachen Abhängigkeitsverhältnisse drückten wenig. Nur politisch war der Landmann nichts. Mit Verachtung sahen Adel und Ritter auf ihn und gönnten ihm kaum die unschuldigsten Freuden. Sich als Masse ein gebührendes Gewicht zu geben, verboten den Bauern ihre geringe Bildung, das unüberwindliche Uebergewicht der ritterlichen Klassen und die Auflösung der alten Verfassung, die die Landleute der zunächst über ihnen sitzenden Grundherrlichkeit preisgab.

Neben die beiden bisher allein maßgebenden Klassen, Adel und Geistlichkeit, stellte sich jetzt eine neue.

Das Aufkommen des Bürgertums ist der wichtigste Vorgang dieser Epoche, denn mit ihm trat das Element ins Leben, auf dem sich die neue Zeit aufbaute; mit stetiger, aus sich selbst fortwährend ergänzender und wachsender Kraft sprengte es die alten Zustände auseinander. —

Nicht allein politisch brachte das dreizehnte Jahrhundert eine große Wendung der deutschen Verhältnisse; es eröffnete auch eine innere Umgestaltung des Volkes. Unter der fremdartigen romanischen Schicht hatte sich sein ursprüngliches Wesen erhalten, und gestärkt eben durch die ihm zugeführten Stoffe erhob es sich nun zu eigener Kraft. Eine neue Periode des Werdens begann für das deutsche Volk, an der allerdings nicht alles erfreulich ist, aber man kann sagen: erst von jetzt ab hat es die Bahnen der Entwicklung eingeschlagen, in denen es sich fortan weiter bewegte, in denen es allmählich zu dem wurde, was es heute ist. Grausam geweckt aus dem Traume der Kaiserherrlichkeit, der sie so lange befangen hielt, mußten die Deutschen

der Wirklichkeit die Augen öffnen. Noch schwanden die einst geschauten Bilder nicht völlig aus dem Sinne, doch verblaßten sie unter neuen Zielen und Bestrebungen und verführten nicht mehr zu einer aussichtslosen Jagd nach eitlem Glück. Das Volk stellte sich jetzt fest mit beiden Füßen auf den heimischen Boden und suchte zu behaupten und zu mehren, was ihm geblieben war, und das erwies sich als wertvoll genug. Der universalen Periode folgte die national-individuelle.

Das mittlere und untere Laientum begann jetzt seine Flügel zu heben, und die Luft, die es emportrug, war der Handel.

Schon früher kam die uralte Handelsstraße, die durch Rußland nach dem Norden ging, außer Brauch, und die seldschuckischen Türken störten die Landwege durch Asien nach Konstantinopel. Da schufen die Kreuzzüge dem Weltverkehr neue Verbindungen, und obgleich ihrem Ursprunge nach religiös-politisch, brachten sie ein neues Zeitalter des wirtschaftlichen Lebens. Der südliche Kaufmann gewöhnte sich daran, seine Waren selber auf dem Wasserwege aus dem Oriente zu holen, und kein Land war dazu günstiger gelegen, als Italien, dessen Seestädte gewaltig aufblühten. Von hier ging der Vertrieb über die Alpen nach Deutschland, nach dem Norden und Osten; den süddeutschen Städten, dann den an der großen Wasserstraße des Rheins gelegenen eröffnete sich rasch ein gewinnreicher Absatz; das vordem verkehrsarme Deutschland gewann einen reichen Warenumschlag.

Der Handel erforderte gesicherte Plätze und Märkte; ganz naturgemäß boten sich dazu die Städte dar. Die größeren unter ihnen waren schon bereit, sich der neuen Aufgabe zu widmen, denn die schlichten Zustände, unter denen sie einst standen, hatten sie längst überwunden und den ehemaligen Verband mit dem Lande abgestreift. Schon waren sie gesonderte Gemeinwesen in Gericht und Verwaltung geworden.

Dazu hatten mannigfaltige Verhältnisse beigetragen, und

-weil überall die anfänglichen äußeren Bedingungen verschieden waren, entwickelte sich nachher bei aller Aehnlichkeit in jeder Stadt die Verfassung anders. Doch hier ist nicht zu schildern, wie die Städte geworden sind, sondern was sie waren.

Die große Quelle des städtischen Erwerbes bildete der Marktverkehr, nicht allein auf den zu bestimmten Zeiten stattfindenden großen Märkten und Messen, zu denen Fremde herbeiströmten, sondern auch der tägliche regelmäßige Umsatz von Waren. Geschützt wurde er durch die feste Umwallung, welche feindliche Stürme, raschen Ueberfall oder leichte Eroberung durch Belagerer verhinderte. Der Mauerkranz hob die Bürgerschaft auch äußerlich aus dem platten Lande und machte sie zu einer festgeschlossenen Einheit, zu einem auf sich gestellten Körper.

Hier war die Möglichkeit geboten, das angeborne deutsche Wesen zum Ideal auszugestalten. Die alten Germanen haßten die Städte wie Gräber, weil sie in ihnen ihre Ungebundenheit daran geben mußten, den Nachkommen wurden sie zu köstlichen Gefäßen persönlicher, geordneter und gesicherter Freiheit. Jeder konnte hier frei seine Hände regen, und was er vor sich brachte, gehörte ihm ganz, war vor willkürlichen Eingriffen geschützt. Er hatte die Pflicht und das Recht, zur Verteidigung der Stadt das Schwert zu führen und dabei stritt er für sich und die Seinen. Hier war gewissermaßen die Genossenschaft der Urzeit zurückgegeben, in deren engem Kreise die einzelne Person etwas galt und sich als freiwillig gebunden fühlte. Die heimische Stadt wurde jedem Bürger selber zur Persönlichkeit, der er verpflichtet und die ihm verpflichtet war.

Innerhalb der Städte war reiche Gelegenheit zu noch engeren Verbänden. Die gleiche Interessen und Thätigkeiten Verfolgenden mochten sich zusammenschließen zu Gemeinschaften, zu Gilden, Innungen, Zünften, in denen jedes Mitglied sein volles Recht besaß. Die ältesten waren gemeinlich die der Kaufleute und Tuchmacher, bald folgten die andern Gewerbe; die

Teilung der Arbeit führte in den größeren Städten allmählich zu vielen Zünften; in der Regel waren die Bauhandwerke die jüngsten. Der eine trug den andern, der einzelne das Ganze und mit der Gesamtheit gediehen die Glieder und die Teile.

In den Städten kamen neue wirtschaftliche Bedingungen zum Vorschein, hier entstand Kapital und Kapitalwirtschaft. Die bisherige Naturalwirtschaft beruhte auf der Ausnutzung des Bodens und seiner natürlichen Erträgnisse, welche sie zur Ernährung verbrauchte, und der Mensch selber war gewissermaßen ein Naturerzeugnis; er zwang den Boden, seine Früchte herzugeben und machte daher mit eigener Vermehrung auch das Erdreich nutzbarer. Wer demnach über großen Grundbesitz verfügte, konnte den Gewinst anlegen, indem er mehr Menschen an sich heranzog, die er verpflichtete zu Leistungen wirtschaftlicher oder auch kriegerischer Art. In dieser Weise verzehrte die Naturalwirtschaft, was sie hervorbrachte, oder sammelte den Ueberschuß an in erweitertem Besitz und abhängigen Leuten. Das hatte seine Grenzen, weil die Bewirtschaftung ausgedehnter Gütermassen schwieriger und weniger lohnend wurde und das Land nun in festen Händen lag, und je mehr im Reiche urbar gemacht worden war, desto weniger ließ sich großer Erweiterungserwerb machen. Der Reichtumsentwickelung auf diese Weise waren also Schranken gezogen.

Die Erzeugnisse der Landwirtschaft oder des Handwerks konnten in den Städten gegen andre umgesetzt werden. Was der einzelne über seinen Bedarf schuf, fand leichten Absatz; er konnte also mehr produzieren und gesteigerte Thätigkeit gab entsprechend größeren Gewinn. Das Verkehrsmittel war das Geld, das dadurch erst wieder zu der Bedeutung gelangte, die es im Altertum besessen hatte. Mit seiner Hilfe vermochte man alle Dinge zu erwerben, vor allem die Rohstoffe, die der Handwerker brauchte, um seine Arbeit auszuüben und zu erweitern, und die durch die Verarbeitung entstandenen Gegenstände wandelte er wieder in Geld um. Auch wurden Waren und Sachen gekauft,

um zum Verkaufe gebracht zu werden. Der ganze Betrieb lief auf den Verkauf hinaus.

Kauf und Verkauf beschränkten sich nicht auf die eigene Stadt; die Märkte, der wachsende Verkehr erschlossen auch die ländliche Umgebung, andre Städte und Länder. So wurden immer mehr Erwerbsquellen herangezogen. Die Arbeit machte sich unabhängig vom Besitz an Grund und Boden oder von dessen Bebauung; es bildete sich das Kapital, da der Absatz, also auch die Erzeugung sich nun unbegrenzt steigern konnte und der Gewinn in barem Gelde bestand, das sich ansammeln und leicht wieder gewinnbringend verwenden ließ. Auch die Verwaltung und Regierung der bürgerlichen Gemeinwesen beruhte auf baren Einkünften, den Geldsteuern. So empfingen die Städte mehr Kraft und Macht, als ihnen sonst die Zahl der Einwohnerschaft zu geben vermocht hätte. Sie besaßen die Mittel, die äußere Wehr zu stärken und zu verbessern, im Notfall Verteidiger anzuwerben; daher waren sie selbst den großen Fürsten schwer antastbar.

Als natürliche Folge des wachsenden Reichtums, des steigenden Selbstbewußtseins und des Gefühles der Sicherheit ergab sich den Städtern das Verlangen, möglichst die Herren in ihren Mauern zu sein, alle Gewalten jeder Art, die nicht aus dem Schoße der Bürgerschaft selbst hervorgingen, abzustreifen, für Verwaltung und Gerichtsbarkeit eigene, selbstgesetzte Behörden zu haben.

Bestanden diese Bestrebungen mehr oder minder in allen Bürgerschaften oder fanden sie sich erst allmählich in den langsamer aufkommenden ein, so machte es für die Ausbildung der Verfassungen einen Unterschied, wer die ursprünglichen Herren waren. Einige Städte lagen auf Reichsboden und hatten demnach den König zum unmittelbaren Gebieter, andre waren bischöflich, die große Masse stand unter Fürsten. Zuerst kamen die großen Städte am Rhein und in Süddeutschland, die Bischöfen gehörten, in die Höhe. Schon während des

Investiturstreites nahmen diese Städte meist für den Kaiser Partei; indem sie zu ihm gegen ihre Bischöfe hielten, stritten sie für ihre Freiheit. Das Aufsteigen des Bürgertums erfolgte daher oft unter heißen Kämpfen und war durch und durch revolutionär; ein neues Geschlecht forderte sein Recht gegen alte, wohlerworbene Gerechtsame, die ihre Inhaber natürlich nicht ohne weiteres preisgeben wollten. Die staufischen Kaiser unterstützten die Bischöfe und suchten das frisch, aber zügellos aufschäumende Bürgertum niederzuhalten. Friedrich II. erließ gegen die Städte strenge Gesetze, die durchgeführt, ihnen die beste Kraft genommen hätten. Wie oft sind deswegen die Staufer des Absolutismus, der Kurzsichtigkeit beschuldigt worden! Doch abgesehen davon, daß es in ihrem Interesse lag, mit den Bischöfen gute Freundschaft zu halten, erfüllten sie in der Regel nur ihre Pflicht als Könige, jedes Recht zu beschirmen. Selbst wenn die Staufer hätten übersehen können, was das Bürgertum dereinst bedeuten würde, — als es so mächtig hervortrat, war die Welt schon vergeben. Die Gewalt der Fürsten in ihren Herrschaften hatte bereits eine so feste Begründung, daß sie sich nicht mehr rückgängig machen ließ. Die Städte mußten sehen, wie weit sie mit eigener Kraft kamen. Daher gereichte ihnen der Sturz des Kaisertums zum Nutzen, obgleich sie daneben die Schäden der einreißenden Zerrüttung schwer empfanden.

Auf Anregung aus Mainz hin entstand 1254 der rheinische Bund von gegen siebzig Städten, der sich bis nach Regensburg und bis zur See hin ausdehnte. Er umfaßte jedoch auch Fürsten und Herren, denn sein Zweck war hauptsächlich, die Störungen des Verkehrs zu beseitigen und das Land zu befrieden. König Wilhelm bestätigte den Bund, um ihn zu benützen, doch infolge der Doppelwahl von Alfons und Richard ging er auseinander. Er war das erste große Beispiel einer selbständigen Einigung innerhalb des Reiches, das bald Nachahmung im kleineren fand, und wenn der Bund auch nicht

rein städtisch war, führte er zum erstenmale bürgerliches Bewußtsein auf die politische Bühne. Aber die schnelle Auflösung des groß gedachten Bundes war vorbedeutend für die Zukunft, indem sie darthat, wie auch die Städte sich dem Partikularismus zuneigten.

Die großartigen Wirkungen des Bürgertums machten sich weniger in der Reichsverfassung als in andern Richtungen fühlbar.

Aus der Kapitalwirtschaft entsprang ein neues Leben, reicher, vielseitiger, verfeinerter, als es die Naturalwirtschaft gestattet hatte. Mit ihm konnten sich die kirchlichen Anschauungen nicht vertragen, wenn auch den Zeitgenossen die eigentlichen Gründe noch nicht zum Bewußtsein kamen. Die Arbeit, das Schaffen wurde das leitende Prinzip. Mochte der Bürgersmann auch bittend oder dankbar zum Himmel aufblicken, das Weltliche war seine Lebensluft, in ihm stand und wirkte er. Er konnte nicht mit seinen Gedanken zwischen Himmel und Erde schweben, jenen ersehnend, diese verachtend, denn er wurde von ihr mit aller Macht gepackt und festgehalten. Die Thätigkeit hienieden fand volle Schätzung, auf ihr beruhte die Existenz des Bürgers; wie sollte er sie gering achten und von sich stoßen? Für die Askese war kein Raum in den Gedanken und keine Zeit in dem Thun. Seine Gesinnung wandelte sich demgemäß um; das Recht des irdischen Daseins trat neben die Kirche und ihre Anforderungen. Die Welt wurde nicht mehr verneint, sondern in ihrer wahren Bedeutung genommen. Demnach gewannen alle irdischen Einrichtungen an Wert; das Denken wurde nüchterner und praktischer.

Auch sonst that sich eine Kluft zwischen Bürgertum und Geistlichkeit auf. Die Kämpfe mit den Bischöfen bedingten andauernde Feindschaft und oft kam in ihnen ein wilder Haß zum Ausbruch. Auch der große geistliche Besitz in den Städten, der Steuerfreiheit beanspruchte und dessen Wachstum den Stadt-

säckel und den bürgerlichen Wohlstand schädigte, dann die mancherlei wirtschaftlichen Rechte, welche Klöster oder Domkapitel besaßen, wie der Weinschank, gaben Anlaß zu unausgesetzten Streitigkeiten, in denen die Bürger keineswegs immer recht hatten. Dann machte es die Geistlichkeit, wie der Papst gegenüber dem Kaiser; sie griff zu kirchlichen Strafen, dem Banne und dem Interdikt, die das städtische Gewerbe, weil sie ihm Absatzwege versperrten, schwer bekümmerten. Daher bildete sich Mißbehagen zwischen Geistlichkeit und Bürgertum aus, und trotz aller Verehrung vor Dogma und göttlichen Geboten ließen die Laien die Personen des kirchlichen Standes gar oft ihre rauhen Hände fühlen.

Auch Fürsten und Adel sahen scheel auf diesen Emporkömmling. Nicht bloß Neid und Hochmut schürten ihren Haß, denn auch sie erlitten große Beeinträchtigungen. Die Städte bildeten sichere Inseln in dem wilden Meere und lockten schon dadurch an. Auf dem Lande war durch die starke Volksvermehrung das Fortkommen erschwert; als Bürger konnte der daheim Ueberflüssige lohnenden Erwerb und vielleicht sogar ein glänzendes Fortkommen finden. Die Städte erschienen als das gelobte Land, wie später dem Europamüden die neue Welt. Und nicht allein sicherer, auch unendlich behaglicher lebte es sich hinter den Mauern; was gab es da zu sehen und zu hören, wo Handel und Wandel täglich neue Gäste, neue Kunde und neue Dinge brachte! Darum flossen von draußen her zahlreiche Einwanderer in die Städte und entzogen sich der Unterthänigkeit ihrer Herren; auch mancher, der ein böses Gewissen hatte, suchte Zuflucht unter dem städtischen Schutz. Die unaufhörlichen Klagen über die „Pfahlbürger“, wie man die neu in die Stadt Gekommenen nannte, waren in vielen Fällen sehr berechtigt.

Feindschaft genug bekamen so die Städte auf ihren Lebenslauf mit, aber sie konnten sie getrost tragen. Nicht bloß die starke Mauerwehr, das Geld, die Uebung im Handel und Hand-

werk gaben ihnen Widerstandskraft. Auch geistig erhoben sich die Bürger über einen großen Teil der alten Stände. Dazu half ihnen teilweise wieder die städtische Geistlichkeit, die durchschnittlich höher gebildet war, als die ländliche. Viele Kleriker, die über die Bischöfe und Kapitel nicht freundlicher dachten als die Bürger, schlossen sich ihren städtischen Gemeinwesen getreulich an und dienten ihnen in den Zeiten der Not. Auch die neuen Orden der Bettelmönche, die Franciscaner und die Dominicaner, siedelten sich mit Vorliebe in den Städten an und verbreiteten ihr Wissen, das ein volkstümliches Gepräge annahm. Lesen und Schreiben waren selbst für den Handwerker nützliche Fertigkeiten; der Kaufmann konnte sie gar nicht entbehren und brauchte außerdem noch manche Kenntnisse von andern Ländern und Völkern. Das Laientum trat nun auch dem Wissen näher.

Am wichtigsten war, daß mit dem Bürgertum sich eine soziale Neubildung vollzog. Obgleich die alteingesessenen, grundbesitzenden Familien der Patrizier obenan standen und lange allein das Regiment führten, galt doch jeder Bürger für frei. Es wurde bald zum Grundsatz, daß die städtische Luft frei mache; wer Jahr und Tag unbeanstandet in einer Stadt gewohnt hatte, streifte damit die Fesseln ab, die ihm vielleicht vorher auflagen. Während bisher der Stand eines jeden durch Geburt und Abkunft bestimmt wurde, bildete sich jetzt ein Stand der persönlichen Freiheit.

Aehnliche Wandlungen vollzogen sich auch sonst. Die Ministerialität schob sich hinein in die alten höheren Klassen freier Geburt, die politische Zersetzung benutzend. Die Ministerialen auf dem Lande entzogen sich der Unfreiheit und verwandelten sich in den niederen Adel, teils mit kleinem Besitz, teils als Lehnsträger ihrer ehemaligen Herren. Die kriegerische Thätigkeit blieb ihre Hauptbeschäftigung und sie machten nach wie vor eine gewaltige reisige Masse aus, nur daß diese nicht mehr größeren Herren diente, sondern entfesselt und zügellos ihrem Belieben frönte, als arge Störer der öffentlichen Ruhe.

Die Ministerialen in den Städten verschmolzen meist als obere Schicht mit dem Bürgertume.

Die Eleganz der staufischen Zeit ging dem Adel bald verloren, weil sie nur künstlich aufgepfropft gewesen war und die internationale Stellung des Reiches abstarb. Doch die staufische Litteratur hatte die Vorherrschaft der lateinischen Sprache gestürzt. An der Dichtung bildete sich die deutsche Prosa, und so schlug nun die deutsche Sprache in dem Schriftwesen des gewöhnlichen Lebens und in der Beurkundung, der Verwaltung ebenfalls durch. Für das Bürgertum war das ohnehin eine Notwendigkeit, doch auch sonst wurde das Deutsche allmählich als Schriftsprache herrschend. Das Laientum war auch in dieser Hinsicht der alten Abhängigkeit von der Geistlichkeit enthoben.

Das Leben des Volkes in den ersten Jahrhunderten des deutschen Reiches ist uns mit einem dichten Schleier verhüllt, weil die Ueberlieferung dürftig und ganz von kirchlichen Anschauungen erfüllt ist. Erst jetzt tritt es wieder deutlich hervor und staunend sieht man, wieviel vom Volkstümlichen sich erhalten, wie neben der kirchlichen Bildung auch eine des Laientums bestanden hatte. Ihr war zu verdanken, daß die Heldensagen der Vorzeit noch lebten. Besonders die Grundzüge des Rechtes waren bewahrt worden, und jetzt vermochte ein Laie, Eike von Repgow, eine große Rechtsaufzeichnung in deutscher Sprache, den Sachsenspiegel, zu schaffen. Gleichzeitig wurde eine große Weltchronik in niederdeutscher Prosa verfaßt.

Das waren nicht oberflächliche Veränderungen, sie kamen aus der Tiefe und griffen in die Tiefe. Indem der nationale Charakter sein Recht beanspruchte, gingen den Deutschen auch die Augen auf über das Verhalten der Kurie. Sie bemerkten, daß das Papsttum die Völker nicht mit gleichem Maße behandelte, wie es die universale Bedeutung der Kirche erfordert hätte, daß die Deutschen zurückgesetzt, die Romanen bevorzugt waren. Mit allem Nachdruck wies Walther von der Vogelweide

auf dieses Mißverhältnis hin; ingrimmig geißelte er den Papst, der die dummen Deutschen ausbeute und verlache. Erst das sechzehnte Jahrhundert erzeugte wieder gleich gewaltige Rede aus deutschem Zorne. Walther erkannte zuerst, daß das romanisierte Papsttum und die Deutschen nicht mehr zusammen paßten.

Aus dem Zusammenbruche des Reiches ging ein echtes Nationalbewußtsein hervor. Seine Grundbedingung ist immer der Kampf ums Dasein; er entwickelt scharfe Völkerindividualitäten. Erst wenn die Völker genötigt sind, ihre Eigenart vor dem Fremden zu bewahren, erkennen sie sich selbst. Die erlittenen Mißhandlungen entfremdeten die Deutschen dem Oberhaupte der Kirche, das oft als nationaler Gegner erschien, obgleich sein hohes Amt an sich noch immer mit größter Ehrfurcht betrachtet wurde. In die religiösen Gefühle kam ein Widerspruch, der nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Das Verhältnis wurde ähnlich wie in den Urzeiten, wo der Germane das römische Reich anstaunte und die Römer bekriegte. So verehrte der Deutsche auch jetzt noch die römische Kirche und haßte ihre Vertreter.

Einst hatte die Höhe der kirchlichen Kultur die deutschen Gemüter überwältigt. Seitdem ihre Bildungselemente Gesamtgut geworden waren, erschienen sie nicht mehr als überlegen. Daher vermochte auch auf diesem Gebiete nunmehr der deutsche, individuelle Zug wieder zu seinem Rechte zu kommen. In dem Riesentempel der Kirche, in dem Gedränge der dort versammelten Völkerscharen flüchtete der Deutsche sich gern in ein stilles Winkelchen, um seinen innerlichen Gedanken nachzuhängen. Nicht wollte er sich von der Allgemeinheit lossagen, nur der Gottheit näher kommen mit frommem Herzen, ein persönliches Verhältnis liebevoller Verehrung schaffen. Das Dogma, der Wert der kirchlichen Heilsmittel wurden nicht bezweifelt, aber es keimte das unklare Gefühl auf, der Mensch dürfe nicht auf die Vermittlung der Kirche allein vertrauen, sondern müsse selber dazu thun, um des Himmels und der

göttlichen Gnade würdig zu werden. Innere Einkehr, selbstthätige Besserung der Seele schien notwendig. Das deutsche Gemüt entfaltete sich religiös.

Diesen Gefühlen entsprach die deutsche Mystik. Bei allen Völkern sind ähnliche Richtungen aufgekommen, aber die deutsche Mystik ist besonderer Art; schwärmerisch, doch nicht phantastisch, innerlich ohne Prunk und Ueberschwenglichkeit, fromm ohne asketisch zu sein, nicht streitbar sondern mild strebt sie zum Göttlichen, nicht durch Unterdrückung des Persönlichen, sondern durch seine sittliche Erweckung. Die ersten großen Mystiker David von Augsburg und Berthold von Regensburg wirkten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Ihre Predigten übten eine ungemeine Anziehungskraft aus, weil sie an alle Stände gerichtet, aus warmem Herzen geschöpft, zu Herzen gingen. Strafend und zugleich erhebend, mit treffenden Bildern ihre Worte schmückend und verdeutlichend, priesen sie die Liebe Gottes und die Süßigkeit, ihn zu lieben. Die Mystiker arbeiteten fruchtbar mit an der Ausbildung der deutschen Prosa; die Nachfolger Bertholds, namentlich Meister Eckard von Köln, führten sie zur höchsten Kraft und machten sie fähig, den tiefsinnigsten Gedanken in der Volkssprache Ausdruck zu geben.

Das deutsche Volk ging unter allen Drangsalen rüstig daran, das was es gelernt hatte, zu eigener, echter Münze auszuprägen. „Frau Welt", die ehemalige gleißende Verführerin zur Sünde, legte das prunkende Gewand ab und genas von ihren pesthauchenden Eiterbeulen; sie wurde zur gesunden derben Hauswalterin, die ihre Dienerschaft zum emsigen Schaffen trieb und ihr vergnüglichen Lohn nicht vorenthielt.

Elfter Abschnitt.

Die Erwerbung des Ostens.

Beispiellos in der Geschichte aller Zeiten ist, daß ein Volk, dessen staatliches Gebäude fast zertrümmert, das der willkürlichen Einmischung einer kirchlichen Uebermacht preisgegeben war, Eroberungen machte von gewaltigem Umfange, daß ein Volk, das scheinbar tödlich an seiner Vergangenheit erkrankt war, mit urkräftiger Frische und strotzendem Ueberschuß von Blut und Säften neue Gebiete seinem nationalen Geiste eröffnete. Im dreizehnten Jahrhunderte machte das Deutschtum Fortschritte, wie nie vorher und nie nachher, und es war eine seltsame Fügung, daß gerade damals die Stätten gewonnen wurden, aus denen später dem deutschen Volke, als es rettungslos dem Untergange zuzutreiben drohte, ein neues Heil erstand. Nicht ein Kaiser oder König führte die Deutschen nach dem Osten, das Volk zog selber dorthin und alle seine Teile, von den Fürsten herab bis zu den Bauern, vollbrachten aus eigener Kraft das gewaltige Werk. Sie holten nach, was das Kaisertum um Italiens willen versäumt hatte. Obgleich es nicht überall ohne Blutvergießen abging, die Hauptleistung vollzog der fleißige Arm, der den Pflug führte und die Mauern und Häuser der Städte baute, und der kühne, unternehmende Geist, der die Gefahren fremder Länder nicht scheute und zur See und zu Lande dem bürgerlichen Erwerb neue Plätze und weitausgedehnte Straßen eröffnete. Mit überraschender Klarheit enthüllen diese Jahrzehnte, worin die beste Kraft des Deutschen wurzelte. Er zeigte seine glänzende Befähigung zum Kolonisator, und nur solche Völker vermögen mit Frucht und Segen zu kolonisieren, in denen der Einzelne auf sich selber vertraut und seinen Mann zu stellen weiß.

Seitdem die unter Heinrich I. und Otto I. gegründete Herrschaft im Osten unter Otto II. zusammengebrochen war, trugen dort die nie ganz unterbrochenen Kämpfe keine sonderlichen Erfolge ein. Als der vom Königtum ausgegangene Antrieb erlahmte, begnügten sich die sächsischen Herren mit gelegentlichen Raubfahrten; noch lag nicht das Bedürfnis vor, einer zu stark angewachsenen Bevölkerung Raum zu schaffen. Erst das zwölfte Jahrhundert brachte kräftige Vorstöße nach dem Osten, die der spätere König Lothar als Herzog von Sachsen eröffnete, dann Heinrich der Löwe und Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg und dessen Nachkommen beharrlich fortsetzten. Auch die durch die Kreuzzüge entflammte kirchliche Idee wirkte mit; konnten doch auch hier und dazu bequemer und aussichtsvoller Heiden bekämpft werden. Die tüchtigen Grafen von Schauenburg entrissen den Wenden das östliche Holstein, an der Ostsee wurde über Mecklenburg hinaus vorgedrungen, unter Friedrich I. schlossen sich auch die slavischen Pommernherzöge dem Reiche an.

Gleichzeitig faßte das Christentum an der livischen Küste der Ostsee Fuß. Bremer Kaufleute trugen es dorthin und verbanden zuerst Mission und Handelsinteressen. Der treffliche Albrecht von Appelderen aus Bremen gründete 1201 Riga, das er zu seinem Bischofssitze machte, und rief nach der Weise der Zeit den Schwertorden zum Streite gegen die Heiden ins Leben. Da brach über die neuen Schöpfungen eine schwere Gefahr herein. Otto IV. hatte aus politischen Gründen dem dänischen Könige Waldemar II. das Gebiet zwischen Elbe und Elde mit Hamburg, Schwerin und Lübeck überlassen und Friedrich II. die Abtretung bestätigt. Indem Dänemark sich auch in Esthland festsetzte, konnte es das ganze Ostseebecken gewinnen. Da zwangen die norddeutschen Fürsten, ganz auf eigene Faust handelnd, 1227 Waldemar durch den Sieg bei Bornhöved, auf das deutsche Gebiet zu verzichten. Selten ist ein Kampf folgenreicher gewesen.

Noch lag zwischen Livland und Pommern eine klaffende Lücke, weil die heidnischen Preußen Freiheit und Glauben unerschütterlich verteidigten. Da sie den Polen gefährliche Nachbarn waren, kam Herzog Konrad von Masowien auf den Gedanken, den Deutschen Orden heranzuziehen.

Diese Rittergesellschaft entstand im heiligen Lande mit dem Zwecke, eine deutsche zu sein und den Deutschen zu dienen. Da dort die christliche Herrschaft mehr und mehr zurückging, fand der Orden keine rechte Wirksamkeit mehr, und nahm daher den an ihn ergangenen Ruf gern an. Die absterbende Kreuzzugsidee trieb somit für Deutschland noch eine schöne Frucht, doch der Orden gab seiner Thätigkeit erst rechten Wert, indem er das siegreiche Schwert mit der Palme friedlicher Arbeit schmückte. Lange, ein halbes Jahrhundert, dauerte der schonungslose, oft gräßliche Krieg gegen die Preußen, doch kaum hatte er begonnen, als auch der Orden daran ging, seine Eroberungen der deutschen Einwanderung zu erschließen. Durch die sogenannte kulmische Handfeste von 1233, eine der neuen Stadt Kulm verliehene Rechtssatzung, schuf er die Grundlage für städtische und ländliche Kolonisation, und bald erhob sich Stadt nach Stadt, strömten herbei Adel, Bürger und Bauern aus der alten Heimat, um sich ein neues Glück zu begründen. Der Orden selbst ging mit großem Beispiele voran; er ergriff mit vollem Verständnis die Richtung der Zeit auf Handel und Erwerb und wurde selbst Kaufmann und Landwirt im großen Stil. Preußen wurde deutsch; zugleich hielt auch die deutsche Kunst ihren Einzug. Als herrlichstes Denkmal prangt noch heute die Marienburg, in der 1309 die Hochmeister, die bis dahin in Venedig geblieben waren, ihren Sitz nahmen.

Preußen galt als Reichsland, und da sich der Orden der Schwertritter mit dem deutschen vereinigte, reichte deutsches Gebiet bald bis an den finnischen Meerbusen. Der Ring war geschlossen; das ganze Land im Süden und im Osten stand dem deutschen Wesen offen und die Ostsee wurde zum deutschen

Meere. Denn auch die Städte an der mecklenburgischen und pommerschen Küste betrieben mit Eifer die Seefahrt, den Fischfang und den Handel nach Skandinavien und tief nach Rußland hinein. Sie schlossen sich zusammen zu Bündnissen, aus denen nachher die Hansa erwuchs, und die nordischen Lande waren nicht im stande, mit ihnen in Wettbewerb zu treten.

Schnell nahm der deutsche Bürger und Bauer Besitz. Pommerland wurde durch friedliche Arbeit dem Wendentum, das fast ganz der Aufsaugung unterlag, abgerungen; in der Mark Brandenburg, wo die ursprüngliche Bevölkerung zum großen Teil vernichtet oder flüchtig geworden war, füllten die Ansiedler rasch den leergewordenen Raum aus. In Schlesien ging es ähnlich wie in Pommern; die Piastenfürsten riefen in Scharen Einwanderer herbei und wandelten sich selber zu Deutschen um. Weit über die Reichsgrenzen hinaus ging der Strom. Wie Stockholm einen starken Beisatz deutscher Bewohner empfing, nahmen auch die polnischen Städte ihrer genug auf; Krakau war im Mittelalter fast eine deutsche Stadt. Der Handel fiel hier ganz den Deutschen anheim. Auch in Ungarn und Siebenbürgen erhielten die schon früher dorthin gezogenen Einwanderer jetzt starke Vermehrung, so daß in ganzen weiten Strichen die deutsche Sprache herrschte.

Man nannte hier die Deutschen Sachsen, obgleich nicht alle aus diesem Lande stammten. An der Kolonisation des Ostens beteiligten sich fast alle deutschen Stämme, doch kamen die meisten aus dem Norden und dem Westen, vom Niederrhein bis zu den wallonischen Grenzbewohnern hin und von Westfalen her. Der bayerische Stamm hatte längst Gelegenheit gehabt, sein Wachstum nach Oesterreich und den Nachbarländern abzugeben und sie mit seiner Volksart und Sprache zu durchdringen. Am wenigsten entsandte Schwabenland nach dem Osten, während die Franken so zahlreich in Schlesien einzogen, daß sie den Landesdialekt bestimmten. Denn wenn die späteren Deutschen auswärts gar leicht ihre Sprache und Sitte aufgaben,

damals war es nicht so. Die Deutschen blieben allenthalben, was sie waren, und ihre Rede drängte die fremde zurück.

Von dieser ungeheuren Arbeit berichten die geschichtlichen Quellen wenig, weil sie sich in dem alltäglichen Leben vollzog, das als selbstverständlich nicht die Aufmerksamkeit der Historiographen erregte. Aber die Länder selbst wurden ihre lebendigen Zeugen bis auf den heutigen Tag. Nicht nur Sprache und Sitte der Bewohner bekunden ihren Ursprung. Von der Ostsee bis nach Ungarn hinein verrät die gleichmäßige Anlage der Städte mit ihrem viereckigen Markte, dessen verlängerte Seiten die breiten Hauptstraßen bilden, und neben dem auf freiem Platze die Hauptpfarrkirche steht, daß sie zu ziemlich gleicher Zeit nach dem gleichen Plane abgesteckt wurden; noch unterscheiden sich meist die von Deutschen gegründeten Dörfer durch die der Straße folgende lange Reihe der Häuser, hinter denen sich das Ackerland schmal und lang hin erstreckt, von den rundlich angelegten altslavischen Ortschaften. Auch die Kirche half fleißig mit. Die Mönchsorden der Prämonstratenser und noch mehr der Cistercienser holten wieder die alte Benedictinische Lehre von dem Segen der ländlichen Arbeit hervor und wie einst in früheren Jahrhunderten im eigentlichen Deutschland, so wurden jetzt weit draußen die Klöster, die sie in der Wildnis der Wälder und besonders gern auf den die Bruchflächen der Flüsse überragenden Ufern erbauten, Mittelpunkte der Kultur. Da der Haustein fehlte, kam der Backstein zu Ehren und führte zu einer eigenen, weite und hohe Räume liebenden Architektur; die großen Ströme und weiten Sümpfe veranlaßten die Wasserbaukunst zu großartigen Leistungen.

Zwischen diesen Gebieten lag Böhmen, das erst zur Zeit Friedrichs I. in engere Berührung mit Deutschland kam. Die Przemisliden wußten dann ihre Macht geltend zu machen in den Thronstreitigkeiten zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; Philipp von Schwaben verlieh ihnen die Königswürde, und sie wurden aus Vasallen des Reiches zu Reichsfürsten.

Auch Böhmen nahm deutsche Einwanderer in reicher Zahl auf und erst sie machten die herrlichen Naturschätze des Landes nutzbar. Deutsche Sprache, Sitte und Dichtkunst kehrten in Böhmen ein. Die meisten Städte erhielten ein deutsches Bürgertum mit deutschem Rechte, welches Handel und Handwerk brachte, und deutsche Knappen erschlossen die unterirdischen Adern des edlen Metalls. Riesig mehrte sich mit den Einkünften die königliche Macht und der glänzende Herrscher Ottokar ging daran, ein Reich zu schaffen, das den ganzen Osten zu umspannen suchte. Begünstigt vom Papsttum, gewann er die Erbschaft des erloschenen Geschlechtes der Babenberger, Oesterreich und Steiermark, dann Kärnten und Krain bis zum Adriatischen Meere. Es war ein Reich von gewaltigem Umfange, durch keine andern Herrschaften unterbrochen, wie bis dahin noch keines auf deutschem Boden bestanden hatte. Ging es nach Macht und Ansehen, so gebührte Ottokar die deutsche Königskrone. Wie hätten sich da die östlichen Verhältnisse, das ganze Deutsche Reich gestaltet? Doch ein andrer wurde König.

Zwölfter Abschnitt.

Deutschland und Papsttum bis zum Ende ihres Streites.

Am 1. Oktober 1273 wählten die Kurfürsten zu Frankfurt den Grafen Rudolf von Habsburg zum Könige. Nach dem Tode des Engländers Richard hatte Papst Gregor X., ohne die Ansprüche des Kastilianers zu beachten, die deutschen Fürsten aufgefordert, einen König zu setzen, da er sich von der Herstellung der öffentlichen Ordnung in Deutschland Nutzen für die Wiedereroberung des heiligen Landes versprach. Hauptsächlich

den Bemühungen des Pfalzgrafen Ludwig aus dem Wittelsbacher Hause war der endliche Erfolg zu danken, neben ihm hatte der Hohenzoller Burggraf Friedrich III. von Nürnberg für den Habsburger geworben.

Da Rudolf die Anerkennung des Reiches und des Papstes zu teil wurde, kam Deutschland wieder zu einem wirklichen Herrscher. Freilich die alten Grundlagen der königlichen Gewalt waren fast alle geschwunden, Rudolf trat eine völlig zerrüttete Erbschaft an. Das Reichsgut war bis auf geringfügige Reste verloren, meist an die Fürsten gekommen, und über das geistliche Gut hatte der König keine Verfügung mehr. Das Reich bot fast keine Mittel dar, um das Regiment auszuüben.

Dagegen stand die Macht der Fürsten wohl und fest begründet da. Als Landesherren hatten sie die Hoheitsrechte nicht mehr als Amt, sondern als Besitz inne; die Belehnung durch den König blieb zwar erforderlich, sank aber bald zur leeren Form herab, wenn rechtmäßige Erben vorhanden waren. Der größte Teil der Reichsbewohnerschaft war somit zuerst an die Fürsten gebunden; während der Begriff des Reiches hoch in der Luft schwebte, spannten sich über den Volksgruppen die niederen Dächer der fürstlichen Häuser. Die Insassen fühlten sich darin nicht unbehaglich, denn allerwärts suchte die angeborene Lust, sich in kleinen Verhältnissen zusammenzupferchen und nur die nächstliegenden Interessen zu beachten, ihre Befriedigung. Die Zersetzung der alten Geburtsstände, die gesteigerte, alle Kräfte beschäftigende Kulturarbeit vermehrten den Hang zur Abschließung.

Das Reich zerlegte sich in eine große Zahl geistlicher und weltlicher Herrschaften. Natürlich gingen die Inhaber darauf aus, sich in ihnen einzugraben; sie wollten nur erhalten und mehren, was sie besaßen. So wurde der Eigennutz der Charakterzug der letzten mittelalterlichen Zeit, und sie nahm die böse Gewohnheit an, nur Rechte zu fordern und der Pflichten sich zu entschlagen. Das Königtum blieb notwendig, weil

auf ihm alle Rechtstitel beruhten, und den Schutz des eigenen Bestandes begehrte man weiter von ihm. Jeder Stand that, als ob das Königtum nur seinetwegen da sei, aber ihm einen Gegenentgelt zu leisten, kostete einen schweren Entschluß. Diese rein äußerliche Auffassung des Reiches floß nicht immer aus bösem Willen, oft auch aus mangelhafter Einsicht, aus Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen Opfer für andre Zwecke; man verkannte, daß der Nutzen der Allgemeinheit auch der der einzelnen Teile sei.

Dem Reiche entzog sich so der hohe Adel, der anderweitig viel zur Schaffung festerer Staatsformen beitrug; er wurde zum partikularistischen Fürstentum. Zugleich behauptete sich die schon früher entstandene Meinung, die Fürsten seien die eigentlichen Träger des Reiches. Sprach man damals von Kaiser und Reich, so bedeutete das „und" nicht selten einen Gegensatz, eine Trennung der beiderseitigen Interessen. Die Reichsstände waren das Bleibende, der König das Wechselnde.

Die Verfassung war ein Trümmerhaufen, in dem niemand rechten Bescheid wußte. Man holte für den augenblicklichen Bedarf wohl einzelne Bruchstücke heraus und flickte sie nach Gutdünken zusammen; zu einem Neubau fehlten Plan und Werkmeister. Daher schossen neue staatsrechtliche Theorien und Behauptungen wie die Pilze empor, von denen manche ebenso schnell wie diese vergingen, andre zu einer Dauer gelangten.

Daß der König lediglich durch Wahl sein Amt erlange, war jetzt allgemeine Anschauung. Als die Thronkämpfe zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das Bedürfnis nahelegten, die Rechtmäßigkeit einer Königswahl beurteilen zu können, entstand die Ansicht, sechs Fürsten seien vornehmlich berufen, einen König als gewählt zu verkündigen: die drei rheinischen Erzbischöfe, der Pfalzgraf, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg. Da vorher kein bestimmtes Wahlrecht einzelner Fürsten, sondern nur das der Gesamtheit gegolten hatte, so fand diese Theorie, hauptsächlich

durch den Sachsenspiegel, Anklang. Als siebenter wurde bald der Böhmenkönig mit hinzugerechnet und allmählich betrachtete man die Sieben als die eigentlichen Wähler, das ursprüngliche Zustimmungsrecht der übrigen Fürsten trat zurück. Zum erstenmale vollzogen die Kurfürsten — mit Ausschluß Ottokars von Böhmen, dessen Stelle Bayern einnahm — eine einhellige Wahl an Rudolf von Habsburg. Damit war das kurfürstliche Kollegium gebildet, doch verging lange Zeit, ehe es zu einer einheitlichen Körperschaft zusammenwuchs, die auch Einfluß auf die Reichsregierung ausübte. Zunächst kam es nur bei den Wahlen in Thätigkeit, und die äußerliche Auffassung von dem Königtume ließ auch machtlose Fürsten als ausreichend für die Erfüllung der Reichsaufgaben erscheinen. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Kurfürsten bei den Wahlen mehr darauf sahen, ein gutes Geschäft mit ihrer Stimme zu machen, als einen bedeutenden Herrn zum Könige zu wählen. Nur zu oft sündigten sie so schwer gegen Reich und Volk.

Während das Fürstentum erblich war, wurde das Königtum von der Erblichkeit ausgeschlossen, in der Meinung, es würde so seinen Zwecken am besten genügen. Wo alles sich seine Rechte sicherte, sollte das Königtum ganz ideal sein. Man hielt es geradezu für schädlich, einen mächtigen König zu haben, damit er nicht die Reichsfürsten vergewaltigen könne. Aus diesem Grunde und aus dem Gegensatz, den man zwischen König und Reich aufstellte, stammte auch die Rechtsanschauung, erledigte Reichslehen dürfe der König nicht behalten, sondern müsse sie binnen Jahr und Tag vergeben. Während in Frankreich das Königtum durch die Vererbung und die Befugnis, freigewordene Thronlehen einzuziehen, sich bereits zu größter Festigkeit durcharbeitete, nahm man ihm in Deutschland geflissentlich diese Hilfsquellen.

Dennoch wurden andrerseits keine Schritte gethan, um neben dem Könige dem Reichsganzen eine rechte Verfassung zu geben, etwa den Kurfürsten oder den Fürsten eine geordnete

Mitwirkung am Regimente zuzuweisen. Obgleich die Ansicht bestand, der König bedürfe zu gewissen Sachen, namentlich zu Verfügungen über Reichsgut, der Zustimmung der Fürsten, und obwohl die Herrscher in wichtigen Fragen den Rat der Fürsten einzuholen pflegten und zu diesem Zwecke Reichstage beriefen, so war das alles nicht gesetzlich festgelegt. Daher konnte der König noch immer sogar eine willkürliche Gewalt ausüben, vorausgesetzt, daß er durchdrang.

Thatsächlich war der König darauf angewiesen, das, was er erreichen wollte und sollte, mit Daransetzung seiner persönlichen Macht, also seines Familienbesitzes, durchzuführen. Das war ein hartes Opfer, und jeder König wurde geradezu genötigt, zum Ersatz seine Würde für seine Familie auszunutzen. Nur mit einer starken Hausmacht hinter sich war das Königtum leistungsfähig, und nur wenn es dauernd bei einer Familie blieb, konnte die Verschmelzung von Haus- und Königsmacht zum Nutzen der Reichseinheit erfolgen.

König Rudolf hat seine Regierung ganz diesen Verhältnissen entsprechend geführt. Beim Volke erfreute er sich großer Beliebtheit. Von hoher, hagerer, sehniger Figur, das lange blasse Gesicht mit stattlicher Adlernase von schlichtem Haar umrahmt, gab er sich leutselig und freundlich und verschmähte nicht, als froher Gast unter den Bürgern zu weilen. Mit dieser Gemütlichkeit verband der König jedoch einen sehr nüchternen Sinn; so sehr er bestrebt war, den Anforderungen seines hohen Amtes zu entsprechen, suchte er es auch zum Vorteil seiner Familie zu verwenden, und er hatte damit nicht nur Erfolg, sondern begründete auch Verhältnisse von höchster Wichtigkeit für die Folgezeit.

König Ottokar zur Anerkennung zu zwingen und ihm seine Beute abzunehmen, war für Rudolf ein Gebot der Notwendigkeit, und die Leidenschaft, mit welcher der Böhme die erste Niederlage wett zu machen suchte, führte 1278 seinen Untergang in der Schlacht nahe dem Marchfelde herbei. Rudolf belehnte

darauf seine Söhne mit Oesterreich und Steiermark. Da das Haus Habsburg zugleich große Besitzungen im Südwesten des Reiches, im Elsaß und in Schwaben hatte, wurde damit Oesterreich aus der Absonderung, in die es sich unter den Babenbergern eingelebt hatte, herausgezogen und in lebendigere Verbindung mit dem Ganzen gebracht. Vergebens suchte Rudolf seinem Sohne Albrecht die Nachfolge zu verschaffen; als er am 15. Juli 1291 starb, wurde Graf Adolf von Nassau zum Könige gewählt, der nicht viel mehr besaß als seinen tapferen Arm. Durch den Versuch, sich Thüringens zu bemächtigen, machte er sich die Kurfürsten zu Feinden, so daß Albrecht von Oesterreich gegen ihn auftreten konnte. In der Schlacht bei Göllheim am 2. Juli 1298 fiel der Nassauer, und Albrecht setzte nun die blutbefleckte Königskrone auf sein Haupt. Häßlich und finster, stark von Leib und kräftig von Geist, Feldherr und Staatsmann, ganz voll Machtbegierde, wollte Albrecht Thüringen und Böhmen mit den Nebenländern an sein Haus bringen, als Vorbote einer späteren Entwickelung. Deswegen drohte die Empörung der großen Reichsfürsten, namentlich der rheinischen Erzbischöfe, die er schon zu Anfang seiner Regierung gedemütigt hatte. Als er aber den entscheidenden Kampf beginnen wollte, fiel er am 1. Mai 1308 als Opfer der Rachsucht seines Neffen Johann von Schwaben.

Ihm folgte ein König andern Schlages aus dem äußersten Westen, Heinrich VII. von Luxemburg, den der glückliche Umstand, daß sein Bruder Balduin Erzbischof von Trier war, auf den Thron brachte. Eine milde, doch thatkräftige Persönlichkeit, untadelhaft und ehrliebend, begeisterungsfähig und dabei beständig, überzeugt von seinem Rechte und harmlos voraussetzend, daß andre es ebenso anerkennen müßten, stellte er sich sofort hohe Ziele. Keiner seiner letzten Vorgänger hatte Italien betreten, keiner den kaiserlichen Titel erworben. Doch wollten die Deutschen noch nicht auf diesen Schmuck verzichten und Heinrich erfaßte sogleich mit ehrlichem Idealismus den Plan, ihn

wieder zu erwerben. Zugleich sollte Italien, wie es einst die Staufer beabsichtigten, seine Schätze dem wiederhergestellten Kaisertume darbieten.

So lenkte Heinrich zurück in vergangene Zeiten. Mußten da nicht auch wieder die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum um Italien ausbrechen?

Das Papsttum hatte seinen Sitz nicht mehr in Rom. Nach der Vernichtung des staufischen Kaisertums schien der römische Stuhl die Idee Gregors VII., daß die Fürsten dieser Welt die Mägde des heiligen Petrus sein müßten, verwirklichen zu können. Die Errichtung einer päpstlichen Theokratie, in der alle Fürsten dem heiligen Petrus als Vasallen dienten, war der unentbehrliche Schlußstein des papalen Systems. Nur dann ließen sich die Kirchen der einzelnen Länder in der gebührenden Unterthänigkeit halten, wenn auch die weltlichen Herrscher von Rom abhingen. Schon waren belangreiche Anfänge zur Ausführung gemacht worden: Sicilien, Aragon, Portugal, selbst England erkannten die päpstliche Lehnshoheit an, Ungarn, Polen, Dänemark wurden für sie in Anspruch genommen, und Deutschland hatte oft schlechter dagestanden, als ein Lehnsstaat. Doch die Päpste hatten sich selber die letzte Vollendung erschwert. Indem sie die kaiserliche Macht hemmten und schließlich zerstörten, gaben sie den andern europäischen Staaten Zeit, sich zu befestigen. Das Papsttum war so hoch gestiegen, daß es auf seinem schwindelnden Gipfel allein stand. Mit unendlichem Hoheitsgefühl über die Lande hinausschauend, beachteten die Nachfolger Petri nicht, wie unten sich Gewölk zusammenzog, das den Glanz ihrer Machtfülle zu verhüllen drohte, und der Naturkraft des historischen Weltganges zu widerstehen, reichte selbst diese über jedes menschliche Maß herangewachsene Gewalt nicht aus.

Schon war die abendländische Menschheit an dem vergöttlichten Papsttume irre geworden. Die Kreuzzüge hatten am Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu einem furchtbaren Fehl-

schlage geführt; über das Kreuz triumphierte der Halbmond. Alle Verheißungen, alle fortgesetzten Anstrengungen der Päpste vermochten das trostlose Ergebnis nicht zu ändern; die unsäglichen Opfer waren vergebens gewesen. Stand also wirklich Gott so hinter der Kirche, wie es deren Leiter behaupteten, und durfte sie den Anspruch erheben, die einzige Macht auf Erden zu sein? Neben den Kämpfen fanden vielfach friedliche Berührungen mit den Bekennern des Islam statt, die sich dabei nicht als schlechtere Menschen erwiesen, im Gegenteil, sie übertrafen oft an Bildung die Christen, und an Sitte und Tugenden standen sie den Abendländern, namentlich den im heiligen Lande angesiedelten, wahrlich nicht nach. Der Sieg des Islam erschien fast wie ein Gottesgericht, das die gläubigen Seelen ängstigte und in Zweifel stürzte. Die Päpste, indem sie die Führerschaft der Kreuzzüge an sich rissen, machten sich für den Ausgang verantwortlich und mußten nun die Folgen tragen. Erlosch die helle Flamme der Begeisterung und ließ sie sich aus dem dürftigen Aschenhäufchen nicht mehr anfachen, so lag das nicht allein an dem Mißerfolge, sondern auch an dem Mißbrauch, den die Päpste mit der Kreuzzugsidee getrieben hatten. Abgesehen davon, daß von den ungeheuren Summen, die immer wieder erpreßt wurden, nur wenig dem heiligen Lande zufloß und bald gar nichts mehr zu dem angegebenen Zwecke in Verwendung kam, die Päpste würdigten die Kreuzzugspredigt im Namen Gottes herab für ihre politischen Zwecke. Gegen den Kaiser und andre unbotmäßige Fürsten erscholl ihr Kreuzzugsruf, ebenso wüteten die unter dem Kreuz aufgebotenen Kriegsscharen mit wilder Grausamkeit gegen als Ketzer erklärte Christen. Schmückten sich von Anfang an viele mit dem heiligen Zeichen nur, um mit ihm sehr weltliche Absichten zu verdecken, so thaten nachher die Päpste dasselbe. Die Kreuzzüge wurden zum Spott; schließlich nannte man herumschweifendes Gesindel kurzweg Kreuzfahrer.

Die mächtigste Waffe der Päpste war der Bannstrahl, mit

dem sie Kaiser von ihrem Throne stürzten. Wie oft erschollen seit Gregor VII., der zuerst bei jeder Gelegenheit zum Anathem griff, von dem päpstlichen Stuhle herab fürchterliche Verfluchungen! Die Betroffenen sollten, wenn sie nicht Buße thaten, aller Hoffnungen auf Erden und im Himmel beraubt, aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen sein. Wie immer, schadeten hier das Uebermaß und die Vergeudung. Schwand die anfängliche Zaubermacht des Bannes dahin, setzte sie nicht mehr weltliche Kraft für den Papst in Bewegung, dann mochte er sehen, wie er seinen Willen durchführte.

Otto IV. und dann Friedrich II. hatten auf den Kirchenstaat, das Gebiet in Italien, welches die römischen Bischöfe als das ihre beanspruchten, verzichtet. Rudolf bestätigte die Abtretung, wie er nicht anders konnte. Das Papsttum wurde dadurch eine der italischen Landmächte und geriet in den Strudel nie ruhender Zwistigkeiten. An ihnen nahm es nur politisch Anteil und sein geheiligter Charakter kam wenig in Anschlag, während an die Päpste die Versuchung hervortrat, über dieser kleinlichen örtlichen Beschäftigung die höheren allgemeinen Pflichten zu vernachlässigen. Der Kirchenstaat wurde zum Bleigewicht, welches das Papsttum aus seiner erhabenen Sphäre in irdische Verhältnisse herabzog.

In dem Kaisertum zerstörten die Päpste die Macht, der sie ihr Aufkommen verdankten und von der sie Schutz verlangen durften. Sie bedienten sich dazu des Beistandes von Frankreich. Die Romanisierung, der die Kirche verfallen war, führte ebenfalls dazu, die höchsten Stellen den Welschen zu überliefern. Die Päpste,. welche die Katastrophe der Staufer veranlaßten, waren sämtlich Franzosen, und deren viele saßen ständig im Kardinalkollegium. Diese Verwelschung brachte das Papsttum in eine neue Abhängigkeit. Gestützt auf die Anjoviner in Neapel, richtete nun Frankreich seine Augen auf Italien und trug damit in die europäische Politik einen Gärungsstoff hinein, der mit kurzen Unterbrechungen bis auf unsre Tage ge-

blieben ist. Eifersucht und Feindschaft gegen Deutschland waren die unausbleiblichen Folgen, und bald dachten die französischen Könige daran, sich sogar die kaiserliche Würde anzueignen.

Einsichtige Päpste erkannten, welche Dornen die französische Freundschaft barg, und der Grundplan ihres Machtgebäudes erheischte dringend Verschließung der letzten Lücke durch die Einordnung Frankreichs. Gelang sie, dann war der theokratische Ring fertig. Eine Weltfrage allerersten Ranges drängte zur Entscheidung.

Sie fiel, indem Bonifacius VIII., der kühne, hochfahrende Greis, der vollendete Repräsentant des weltgebietenden Papsttums, Streit erhob gegen den französischen König Philipp den Schönen. Seine Bulle vom 18. November 1302: „Unam sanctam“ verkündete der Christenheit: wer dem Papste widerstehe, widerstrebe Gott; für jede menschliche Kreatur sei es eine Heilsnotwendigkeit, dem römischen Pontifex zu unterstehen. Das war das hohe Lied der päpstlichen Allgewalt, aber auch ihr Schwanengesang. Mit Meisterschaft führte der Franzose, ganz kalter Verstand und arglistige Berechnung, die Verteidigung und wandelte sie zum Angriff um. Sein Kanzler Nogaret verhinderte Bonifacius durch einen gewaltthätigen Ueberfall in Anagni, den Bann auszusprechen, und bald darauf brach dem Tiefgedemütigten das Herz. Der zweite Nachfolger des Bonifacius, Clemens V., trat seine Würde in seinem Heimatlande Frankreich an und Philipps Staatskunst wußte ihn dort festzuhalten. Gedachte der Franzose doch sogar, mit Hilfe des Papstes nach Albrechts Tode den Deutschen seinen Bruder zum Könige aufzudrängen.

Unter solchen Verhältnissen trat Heinrich VII. seine Romfahrt an. Clemens begünstigte sie anfangs, weil er Italien nicht sich selbst überlassen wollte. Viele Italiener, und unter ihnen kein Geringerer als Dante, begrüßten den Ankommenden mit Jubel, als den heiligen Arzt, der die Wunden des zer-

rissenen Italiens schließen werde. Heinrich erschien mit der Absicht, unparteiisch zwischen den beiden großen Gegnerschaften, den Guelfen und Ghibellinen zu walten; schnell genug zeigte sich die Unmöglichkeit so idealen Gebarens, und der König sah sich zu den Ghibellinen gedrängt. Gegen ihn arbeitete der König Robert von Neapel, dessen Truppen einen Teil von Rom und den St. Petersdom besetzten; nach heißen Kämpfen in den Straßen mußte sich Heinrich mit dem Lateran begnügen, wo ihn päpstliche Legaten zum Kaiser krönten. Papst Clemens, den auch Frankreich bestürmte, wurde ängstlich, als Heinrich den Entschluß faßte, Neapel anzugreifen, und stellte Forderungen von unerhörter Anmaßung. Da Heinrich nicht eine Puppe in den Händen des Papstes, sondern voll Kaiser sein wollte, brach der alte Zwist wieder aus. Das Fieber raffte den Luxemburger am 24. August 1313 hinweg, ehe er seine Pläne ausführen konnte, und der Dom in Pisa barg die Asche des letzten Kaisers, der Italien zum Opfer fiel.

Ehe Heinrich Deutschland verließ, hatte ihm das Glück ohne sein Zuthun einen herrlichen Erfolg in den Schoß geworfen: sein Sohn Johann war mit der Erbtochter von Böhmen vermählt worden. Weil er noch zu jung war, um Nachfolger des Vaters zu werden, stellte die luxemburgische Partei dem Oesterreicher Friedrich dem Schönen, der sich um die Krone bewarb, den Herzog Ludwig von Oberbayern entgegen. Indem sich die Stimmen der Kurfürsten zwischen beiden spalteten, gab die Doppelwahl vom Oktober 1314 Deutschland zwei Könige.

Der entbrennende Kampf war mehr ein Streit der beiden Häuser Habsburg und Wittelsbach, als eine Entzweiung des Reiches, da die meisten Fürsten ruhig zusahen. Endlich nahm Ludwig 1322 in der Mühldorfer Schlacht Friedrich gefangen und errang darauf die einhellige Anerkennung. Doch inzwischen hatte sich ein neuer Gegner eingefunden.

Ein zu siegen gewohnter Feldherr rafft wohl, wenn seine

Lage ungünstig geworden ist, seine alten Künste zusammen, in der Ueberzeugung, unüberwindlich zu sein und die neu erstandenen Feinde unterschätzend. So ging auch Papst Johann XXII. noch einmal mit breiter Schlachtlinie vor. Klein, unansehnlichen Körpers, von quecksilberiger Lebendigkeit und Arbeitslust, glich er Gregor VII. Er ähnelte ihm auch an Maßlosigkeit der Forderungen und stellte ebenfalls um der politischen Herrschaft willen die sittlichen Aufgaben der Kirche zurück. Doch war er beschränkter in seinem Gesichtskreise und von trockener Einseitigkeit. Von seinem Zimmer in Avignon aus, das er nie verließ, wollte er Italien unterwerfen, und dieser Plan beherrschte seine ganze Amtsführung. Deswegen beutete Johann mit erfinderischem Sinne, Geld auf jede Weise zu schaffen, die Kirche aus, die ihm nur für das Papsttum da zu sein schien, und erhob sich zu Behauptungen über die Rechte des Papstes, hinter denen die seiner größten Vorgänger im verflossenen Jahrhundert bescheiden zurückblieben.

Eben Italien gab ihm den Grund, gegen Ludwig einzuschreiten. Weil sich die Anrechte des Kaisertums auf die Halbinsel nicht wegstreiten ließen, wollte der Papst den Zwiespalt in Deutschland verewigen und benützen, um es nicht mehr aufkommen zu lassen. Er erklärte, solange es keinen Kaiser gebe, sei der Papst der Verweser des Reiches, und auch in rein deutschen Angelegenheiten nahm er dies Recht in Anspruch; damit nicht ein künftiger Kaiser auftreten könne, verlangte er, kein von den Kurfürsten gewählter König dürfe die Regierung ausüben, ehe nicht der Papst die Genehmigung dazu gegeben hätte.

Je mehr ein Mann im Unrecht ist, um so leidenschaftlicher pflegt er zu sein, und Johann begriff nicht, daß Deutschland diese Vollendung der päpstlichen Obergewalt unmöglich ertragen konnte. Gegen die verweltlichte, von Johann selbst noch mehr in Verderbnis gestoßene Kirche erhob sich allgemeiner Widerspruch, zu dem die mannigfaltigen Klagen, die schon so lange erhoben wurden, zusammenflossen.

Alle bisherigen Tadler legten nur die Symptome der Krankheit dar, keiner traf den Grund, weil sie über das Wesen der Kirche nicht viel anders dachten, als die Päpste selber. Jetzt trat zum erstenmal eine neue Weltanschauung ins Feld, die nicht leicht abprallende Pfeile kirchlicher Denkungsart auf den mit gleichem Stoffe gepanzerten Gegner sandte, sondern gegen ihn wuchtige Werkstücke wissenschaftlicher Erkenntnis schleuderte. Nun erst begann der großartige Kampf, in dem es sich nicht um eine Ausbesserung des mittelalterlichen Baues zu seiner Erhaltung, sondern um seine Zerstörung handelte.

Der Uebermut, mit dem der unruhige Greis in Avignon den deutschen König angegriffen hatte, rächte sich schwer; die kleine Landstadt München wurde der Sammelplatz aller Widersacher des Papsttums. Ludwig, als Ketzer gebrandmarkt, wollte den schweren Vorwurf auf den Urheber zurückschleudern. Ein bunter Heerhaufe schickte sich unter seiner Fahne zum Sturme auf die päpstliche Feste an. Als schwere Phalanx dienten ihm die Minoriten. Dieser Orden, gestiftet von dem engelgleichen Schwärmer Franz von Assisi, der von der Armut und völligen Entsagung die Rettung der entarteten Welt erhoffte, barg in sich die verschiedensten Bestandteile. Die sogenannten Fraticellen verneinten die Hierarchie mit ihrer Pracht und wollten sie ersetzen durch eine geistige, mystisch-apokalyptische Kirche, die andern, unter ihnen der General und die bedeutendsten Gelehrten des Ordens, boten ihren Scharfsinn auf, um die Lehre zu verfechten, Christus und die Apostel hätten kein wahres Eigentum besessen. Sie waren gelehrte Grübler, aber ihr Satz vertrug sich nicht mit der bestehenden Kirche und wurde von Papst Johann verworfen.

Die demagogische wie die gelehrte Opposition fanden Zuflucht bei König Ludwig und arbeiteten für ihn die schärfsten Proteste gegen Johann aus. Der Engländer Occam verfaßte weitläufige Schriften, kraftvoller schrieb Marsilius von Padua, der seine Professur an der Pariser Universität hatte aufgeben

müssen. Er warf in die allgemeine Erregung sein gewaltiges Buch, das er den „Verteidiger des Friedens“ nannte, des Weltfriedens, dessen Störer der Papst war. Von der Staatslehre des Aristoteles ausgehend, aber mit selbständigem, genialem Denken wies er nach, dieses Papsttum sei weder biblisch noch historisch begründet; die Kirche als Gemeinschaft aller Christen müsse, wie der Staat, auf der Freiheit der Gemeinden beruhen. Der Papst hat keine höhere Gewalt als die Priester, und diese sollen dienen dem göttlichen Gesetz, doch unterworfen der staatlichen Ordnung; lösen und binden kann nur Gott, nicht der Papst, dessen gegenwärtige Gewalt der alleinigen Glaubensnorm, der Bibel, widerspricht. Marsilius ging weit hinaus über die Tendenzen seiner Genossen, denn diese dachten katholisch, er allgemein christlich und menschlich.

Damit war die gegen das Papsttum aufgebotene Macht noch nicht erschöpft; Ludwig entschloß sich, noch andre Kräfte heranzuziehen. Ober- und Mittelitalien waren zerrissen in viele blühende und reiche städtische Herrschaften, die ewigem Zwiste untereinander und innerhalb der einzelnen Bürgerschaften nachhingen. Darüber kamen Signoren auf, gleich den alten griechischen Tyrannen, nur daß diese Aristokratien, jene Demokratien unter ihre Gewalt zu beugen suchten. Unter ihnen waren die mächtigsten die Visconti in Mailand, von Johann XXII. tödlich gehaßt als größtes Hindernis einer päpstlichen Herrschaft. Die Stadt Rom, seit dem Abzuge des Papsttums ihrer bisherigen Lebensquellen beraubt, zürnte gleichfalls auf ihren Bischof, der allen Bitten um Rückkehr Gehör versagte. Gelang es Ludwig, Italien für sich zu gewinnen, dann war der Papst für seine Anmaßung bestraft.

So geschah das Unerhörte. Im Januar 1328 nahm Ludwig aus den Händen der Vertreter der Stadt die Kaiserkrone, erklärte Johann für abgesetzt und ließ einen neuen Papst wählen. Nicht der päpstliche Bannfluch, sondern die Unbeständigkeit der Italiener und seine Armut nötigten ihn, Italien

wieder zu verlassen, und die Verwünschungen, die Johann weiter auf ihn häufte, blieben in Deutschland ohne Wirkung.

Auch die Deutschen empfanden, daß einem so frivolen Spiele, wie es Johann lediglich aus politischen Gründen trieb, ein Ende gemacht werden müsse. Die Bürgerschaften verachteten das Interdikt und zwangen die Geistlichkeit, Messe zu lesen; sie hielten es für gestattet, Gott zu dienen, auch wenn der Papst es verbot. Und als Johanns Nachfolger, Benedict XII., auf dessen Forderungen beharrte, erklärten im Juli 1338 die in Rense versammelten Kurfürsten, lediglich durch ihre Wahl werde ein rechtmäßiger römischer König, der keinerlei Anerkennung durch den Papst bedürfe.

Wie sich große Erdbeben lange vorher durch einzelne Stöße ankündigen, so zeigten alle diese Ereignisse, wie unterhöhlt bereits der Grund unter dem päpstlichen Gipfel war. Noch ging jetzt die Gefahr vorüber.

Ludwig der Bayer bot ein seltsames Gemisch von Eigenschaften. Ein schöner, elastischer Mann, körperliche Bewegung und harmlosen Genuß liebend, voll natürlicher, mystisch angehauchter Frömmigkeit, geneigt zum Wagnis und leicht wieder vom Begonnenen abspringend, war er weder ein großer Geist, noch ein Held. Er ließ sich von seiner Umgebung leiten, solange es ihm zweckdienlich schien, und überließ ihr die wissenschaftliche Verantwortung. Er war ehrenhaft genug, seine gelehrten Freunde zu schützen, doch wenn ihm der Papst einen leidlichen Frieden gestattete, wollte er ihn annehmen, auch ohne über Bedingungen ängstlich zu mäkeln. Er wünschte sehnlich, vom Papste anerkannt zu werden, um die Zukunft seiner Familie zu sichern. Seine königliche Würde sollte ihr Vorteile bringen, und allmählich erfüllten diese Gedanken seinen Sinn vollständig. Wie er schon nach dem Siege bei Mühldorf die durch das Aussterben der Askanier erledigte Mark Brandenburg seinem Sohne Ludwig übertragen hatte, verschaffte er ihm auch Tirol in häßlicher Weise, welche die Moral verletzte. Indem er dadurch seine

Stellung dem Papste gegenüber erschwerte und allgemeine Mißstimmung erregte, erbitterte er zugleich die Luxemburger, denen er seinen Thron und den Sieg über die Habsburger verdankte. Er entfremdete sich seinen besten Freund, den vortrefflichen Erzbischof Balduin von Trier, der ihm getreulich gegen die Kurie zur Seite gestanden hatte, dessen Neffen, den schönen und ebenso leichtsinnigen, in klugen und thörichten Entwürfen unermüdlichen Böhmenkönig Johann und Johanns früh zum Ernste des Lebens durchgedrungenen Sohn Karl; die luxemburgische Familie mußte in Ludwig einen nach ihrer Vernichtung trachtenden Feind erkennen. Sie setzte sich daher mit Papst Clemens VI., der geschickter als seine Vorgänger auftrat, in Verbindung; Karl ließ sich im Juli 1346 in Rense von der Mehrheit der Kurfürsten zum Könige wählen, und obgleich er damit nur den Titel, nicht das Reich gewann, verschaffte dann der plötzliche Tod Ludwigs am 11. Oktober 1347 dem rasch Zugreifenden die allgemeine Anerkennung. Auch die haltlosen Söhne des gestorbenen Kaisers mußten sich zu ihr bequemen und den von ihnen aufgestellten Gegenkönig Günther von Schwarzburg fallen lassen.

Der große Angriff auf den römischen Pontifikat endete mit einem Gegenkönigtume, das so päpstlich erschien, wie kaum eines zuvor. Doch Karl IV. hatte schon die vorhergehenden Verhandlungen mit größter Gewandtheit geführt und bald bewies er, wie wenig er ein Pfaffenkönig sein wollte. Gerade die Streitfrage, welche die Päpste zuletzt aufgeworfen hatten, wußte er glänzend zu erledigen. Nachdem er in Rom von dem päpstlichen Legaten die Kaiserkrone erhalten hatte, schob er 1356 durch das Reichsgesetz der Goldenen Bulle das beanspruchte päpstliche Bestätigungsrecht stillschweigend beiseite und machte die Rechtmäßigkeit eines Königs lediglich von der Wahl durch die Kurfürsten abhängig.

Der Kaiser setzte sich noch ein weiteres Ziel. Solange der römische Stuhl in Avignon stand, war die allgemeine

Politik gestört. Ausschließlich Franzosen wurden dort gewählt, auch das Kardinalkollegium ergänzte sich fast nur aus solchen; ganz natürlich, daß unter solchen Umständen Frankreich überwiegenden Einfluß auf die Päpste ausübte und sie leicht zu seinen Gunsten in Bewegung setzen konnte. Umgekehrt war der dortige Papst des Schutzes Frankreichs gewiß. Den größten Nachteil davon erfuhr Deutschland, wie die letzten Zeiten genugsam dargethan hatten. Daher bemühte sich Karl, die Rückkehr nach Rom zu bewirken, und mit Glück. Urban V. hielt seinen Einzug in Rom, und obgleich er entsetzt über die heillosen Zustände Italiens wieder nach der Provence zurückkehrte, mußte 1377 sein Nachfolger Gregor XI. den sauren Schritt nochmals thun. Das babylonische Exil des Papsttums war zu Ende, aber an seine Sohlen hefteten sich alle die Fehler und Sünden der Vergangenheit.

Nach Gregors Tode wählten im April 1378 die Kardinäle Urban VI., einen Italiener. Nur ungern hatten sie sich dazu entschlossen, und als er rücksichtslos und roh auftrat, nahmen sie den Tumult, mit dem die Römer seine Erhebung begleitet hatten, zum Vorwand, um die Wahl für ungiltig zu erklären, und erkoren einen neuen, französisch gesinnten Papst Clemens VII. Während Urban sich in Rom behauptete, ging dieser nach Avignon. Die Christenheit hatte nun zwei Päpste und niemand wußte zu sagen, wer der rechte sei.

Aus seinem eigenen Schoße gebar das Papsttum das Schisma, welches seiner Mutter unsägliche Schmerzen und Schande bereiten sollte. Verblendet von der dämonischen Gewalt, mit der es so lange die Welt bezaubert hatte, wütete das Papsttum gegen sich selbst; der Gigant war nicht mehr furchtbar.

Dreizehnter Abschnitt.

Der Niedergang der mittelalterlichen Kirche.

Jeder irdischen Gewalt sind Grenzen gesetzt und jede Idee, mag sie die Herzen der Menschen noch so hoch erhoben haben, bricht zusammen. Indem sie ihren Siegeslauf antritt, ruft sie neue Verhältnisse, neue Gedanken ins Leben, die wiederum ihr Recht für sich haben. Jede Idee geht hervor aus bestimmten Zuständen, die sie, um zur Herrschaft zu gelangen, verändern muß. Dadurch hebt sie selber einen Teil der Vorbedingungen auf, von denen sie getragen wurde; die anfänglich einfach erscheinende Frage wird bei ihrer Durchführung immer mehr zusammengesetzt und es zeigt sich, daß nicht alle Aufgaben so, wie man gehofft hatte, gelöst werden können. Daher erfolgt ein Wechsel der allgemeinen Stimmung; das Leben drängt weiter nach den neuen Richtungen zu, die sich aufgethan haben. In dem alten Mythos verschlingt Vater Kronos seine Kinder, in der Geschichte wird die Mutter, die Idee, von ihren Kindern verschlungen. Doch wie diese ein Stück von ihr sind, bleibt sie in ihnen lebendig, bis die Stunde kommt, wo sie in anderer Gestalt wieder geboren wird. Wie in der Natur, geht in der Geschichte nichts verloren. Nur die Formen wechseln, die Kräfte bleiben; sie erscheinen in neuen Verbindungen, jedoch in aller Verteilung und Zersetzung besteht ein Rest des Ursprünglichen.

So erging es dem kirchlichen Gedanken des Mittelalters. Er war gewiß groß und schön, doch es mußte sich erst zeigen, ob er durchführbar, ob er im stande war, der rauhen Wirklichkeit gegenüber sich zu behaupten. Er ging aus von der Kirche als göttlicher Einrichtung, aber die Kirche spannte ihre Zelte auf dieser Erde; er setzte voraus, daß die Diener der Kirche

sich allein dem Wohle der Menschheit widmen sollten, aber sie waren keine himmlischen Engel. Die Geistlichkeit war reich ausgestattet mit Besitz, den zu bewahren und zu mehren sie gleichfalls für ihre Pflicht gegen Gott erklärte. So sah sie sich genötigt, auch an den weltlichen Dingen teilzunehmen. Sie wollte sich schützen vor feindlicher Gewalt, deshalb strebte sie danach, selber ausreichende Macht zu gewinnen und sich der staatlichen Unterordnung zu entziehen; sie trat dadurch zu dem Staate in Gegensatz. Den gebührenden Einfluß schien die Kirche erst ausüben zu können, wenn sie fest geeint war; so machte sich schließlich das Papsttum zum unbeschränkten Gebieter. Seiner Stellung wurde es erst sicher, wenn die Gewalten der Erde sich vor ihm beugten und in der Umgebung seines Hauses, in Italien, keine andere stärkere Macht bestand.

Aufgaben und Ziele des Papsttums wuchsen wie eine Lawine ins Unermeßliche, und die politische Thätigkeit wurde seine wichtigste, wie sich zu seinem Schaden bei solchen Päpsten fühlbar machte, die ihr weniger Sorgfalt zuwandten. Unter großen Kämpfen war dieser Entwickelungsgang zurückgelegt worden und die dabei erregten Feindschaften wurden zwar meist besiegt, aber nicht beseitigt. Die Größe des Papsttums rief auch großen Widerstand hervor, weil es nach allen Seiten hin seine Wucht empfinden ließ, politisch, kirchlich, finanziell, geistig. Eben dieser ungeheuere Umfang machte sein Wesen aus, von dem es kein Stück daran geben konnte, weil es dann nicht mehr dasselbe gewesen wäre. So wurde dem Papsttum notgedrungen die Behauptung seiner Existenz der Hauptzweck, doch nicht um seinetwillen, sondern um der Kirche, der Menschheit willen war es so hoch gehoben worden. Diente es diesen beiden nicht mehr ausreichend, so wurde es aus einer Wohlthat zu einer Last.

In der That machte sich dieses Gefühl mehr und mehr geltend. Daß die Kirche nicht das war, was sie sein sollte, leugneten selbst die wärmsten Verehrer des Papsttums nicht.

Allenthalben klagte man über die Sünden und Schwächen der Geistlichkeit, denn auch bei ihren niederen Gliedern wurde offenbar, daß die Verweltlichung der Kirche sie angesteckt hatte. Die Päpste vermochten beim besten Willen nicht viel zu helfen, weil ihnen bei ihren unzähligen Obliegenheiten für Kleinigkeiten keine Zeit blieb; allgemeine Ermahnungen von oben herab verfingen nicht, weil die Ausführung fehlte. Um ihr Regiment zum allgebietenden zu machen, hatten die Päpste auch die Disziplin an sich gezogen, indem sie die Vollmacht der Bischöfe untergruben. Auch sonst hatte das bischöfliche Amt an Ansehen eingebüßt, denn es lag oft genug nicht in geeigneten Händen. Schon klagte man in Deutschland, als einst die Könige die Bischöfe ernannten, sei es um sie besser bestellt gewesen. Jetzt, wo ihre Erwählung bei den Kapiteln stand, kamen unendlich oft zwiespältige Wahlen vor, die dann der Papst zu entscheiden hatte. Doch woher sollte er die Personen und Beweggründe kennen? Er konnte sich nur nach äußeren Verhältnissen richten, und da an der Kurie zahlreiche Personen von den Unterbeamten hinauf bis zu den Kardinälen an den Rechtssachen beteiligt waren, führten nicht selten goldene Brücken am schnellsten zum Ziele. Die Einkünfte eines Bistums lohnten sie ja nachher. Mehr und mehr hatten die Päpste die Besetzung der hohen Kirchenstellen in ihre Gewalt gebracht und immer neue Gründe wurden erfunden, um diese sogenannten Reservationen zu vermehren. Das geschah wohl, um die Oberhoheit des Papstes fühlbarer zu machen und ihm Gelegenheit zu geben, unmittelbar für die Seelen der Christen zu sorgen, doch die böse Welt meinte, damit werde erst recht dem schnöden Handel um geistliches Gut Thür und Thor geöffnet. Der Verdacht schien leider manchmal gerechtfertigt. Das Papsttum brauchte eben fortwährend unermeßliches Geld, für den Hofstaat der Kurie, für die großen politischen Unternehmungen, für die Kriege in Italien. Angeblich auch für die Kreuzzüge, denn seitdem das heilige Land verloren war, forderten die Päpste oft

Zehnten und Abgaben für seine Befreiung ein, doch wurde deswegen den Ungläubigen kein Fuß Landes entrissen. Die Christenheit merkte überhaupt nicht, daß von den Geldsummen, die dargebracht wurden, etwas für das Christentum, die Pflege christlicher Gesinnung und Zucht abfiel; diese schienen durch das Gewicht des dargebrachten Goldes nur tiefer herabgedrückt zu werden. Kein Wunder, wenn der Ruf der Kurie noch schlechter wurde, als sie vielleicht verdiente.

Der Kampf gegen die Simonie war einst das Losungswort gewesen zur großen Erhebung des Papsttums; jetzt galt der Nachfolger des Simon Petrus vielen als der ärgste Simonist! Diese Uebelstände führten zur Mißachtung des Klerus; die Laien hegten starke Abneigung gegen Geistliche und Mönche, während diese das Laientum als ihren selbstverständlichen Feind betrachteten. Die wirtschaftlichen und sonstigen Vorrechte des Klerus führten zu vielen erbitterten Streitigkeiten, und wenn um solcher Dinge Bann und Interdikt als Waffen gebraucht wurden, sank das Ansehen der Kirche erst recht. Die Religion wurde in den täglichen Streit um Mein und Dein hinabgezerrt.

Alle Welt fühlte das Drückende, das Unwahre dieser Verhältnisse, und frühzeitig glaubte man den eigentlichen Grund für die Entartung der Kirche zu erkennen. Die Fabel berichtete, als einst Kaiser Konstantin dem Papste seine Schenkung machte, sei die Stimme eines Engels erschollen: „Heute ist Gift in die Kirche gegossen worden“. Man meinte, die Ausstattung und Belastung mit irdischem Gut verhindere die Kirche, sittlich zu sein und Sittlichkeit zu pflegen. Gewiß war das nicht unrichtig, aber hierin lag nicht die alleinige Störung. Das Uebermaß der Kirche, ihre absolutistische Gestaltung und übertriebene Zentralisierung, ihre Einmischung in alle Verhältnisse, ihre Vermessenheit, das ganze Leben beherrschen zu wollen, hatten sie zu einem Riesenorganismus anschwellen lassen, der seine Teile nicht mehr beherrschen konnte; aller redliche Wille, an

dem es wahrlich nicht gefehlt hat, half nichts, weil er die Masse nicht durchdringen, nicht wirklich beherrschen konnte. Absolutismus straft sich immer, weil er notgedrungen eine größere Verantwortung übernimmt, als er tragen kann. Der mächtige Strom, von dem man alles Heil erwartet hatte, war nicht zu ebenmäßiger Befruchtung des Erdreichs gelangt; aufgefangen in dem Felsenkessel des Papsttums, füllte er ihn zum gewaltigen Stausee, während das übrige Land trocken und dürr blieb.

Obgleich der blendende Heiligenschein, der so lange den Thron des Papsttums umgeben hatte, schon im Erbleichen war, vermochte es sich doch kraft der ihm innewohnenden Schwere zu behaupten. Es galt als unantastbar und unangreifbar, und selbst ein Philipp der Schöne hatte seinen Streit gegen Bonifacius VIII. nur führen können, weil eigentümliche Verhältnisse gestatteten, ihn als einen Kampf gegen dessen unwürdige Person darzustellen. Seitdem jedoch zwei einander gegenüberstehende Päpste, von denen jeder behauptete, der rechte zu sein, sich ingrimmig befehdeten, waren alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Einst hatten die Päpste jeden Abfall verfolgt, weil der ungenähte Rock Christi nicht verletzt werden dürfe; jetzt rissen sie ihn selber in zwei Stücke. Die Päpste, um deren Gunst einst die Könige warben, mußten buhlen um die eigene Anerkennung, selbst die kleineren Bischöfe, Fürsten und Stadtgemeinden in Deutschland waren jetzt den Päpsten wertvoll. Um die Wette suchten Rom und Avignon durch Begünstigungen dem Gegner Anhänger abzujagen; das gesamte Kirchenrecht wurde zerrüttet.

Noch war die Welt von der Meinung durchdrungen, daß das Papsttum notwendig sei, noch hielt sie die Kirche in ihrer bisherigen Verfassung für die unentbehrliche Grundlage des Christentums; man schrieb alle Schuld der herrschenden Mißstände den Personen, nicht dem Systeme zu, und das Verhalten der miteinander zankenden Stellvertreter Christi schien diese Ansicht zu bestätigen. Die Christenheit war päpstlicher,

als ihre Päpste; sie wollte die Würde wiederhergestellt wissen, und wenn einmal das große Werk unternommen wurde, mußte es auch ausgedehnt werden auf die ganze Kirche. Sie sollte reformiert werden an Haupt und Gliedern.

Das wurde die allgemeine Losung seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, die Formel, mit der man jede Not der Welt abzustellen hoffte. Sie war in aller Munde, alle Herzen wurden ihrer voll. Die kirchliche Idee lebte in ganzer Stärke unter diesem begeisternden Zauberworte wieder auf.

Diese Reformidee hatte sehr wenig an sich von den Gedanken, die ein Jahrhundert später ins Leben traten. Sie galt vielmehr der Erhaltung des bisherigen Zustandes, den man nur von den entstellenden Makeln reinigen wollte; sie war durch und durch konservativ. Dogma und Verfassung wurden nirgends angetastet; die Besserung am Haupte sollte hauptsächlich der finanziellen Gebarung und Verwaltung gelten. Doch lag eine wichtige Veränderung darin, daß diese Reformen dem Papsttume sollten aufgezwungen werden von der allgemeinen Kirche, noch dazu einem Papsttume, das erst wieder zur Einheit zurückzuführen war. Die Päpste, Benedict XIII. in Avignon und die römischen, zuletzt Gregor XII., wurden durch ihr unerschütterliches Anklammern an ihre Würde, durch die arge List, mit der sie jeden Ausgleich vereitelten, die Ursache, daß aus den Reformbestrebungen sich weittragende Folgen ergaben.

Karl IV. war gestorben, ehe die Tiefe des Zwiespalts der Kardinäle sich recht übersehen ließ. Sein Sohn Wenzel schlug sich zu Rom, mit ihm England und die andern germanischen Staaten, während Frankreich mit der Mehrheit der romanischen Völker zu Avignon trat. Indessen bildete sich in Frankreich eine Partei, die ein Ende des Schisma begehrte, deren geistiges Haupt die Pariser Universität war. Der 1400 gegen Wenzel aufgestellte König Ruprecht hielt aus religiösen Gründen an Rom fest und ließ sich in keiner Weise abbringen.

Schon dauerte die Kirchenspaltung mehr als dreißig Jahre zum Jammer aller ehrlichen und frommen Seelen, bis der tiefe Schmerz sich verwandelte in grimmigen Zorn gegen die, welche allein die Schuld trugen. Die gesamte Christenheit flehte zu Gott um ein einiges Papsttum, aber die steinernen Herzen der streitenden Päpste blieben ungerührt.

Nachdem sich die besten Gelehrten jahrzehntelang abgequält hatten mit Erwägungen, wie man dem Aergernis ein Ende machen sollte, war kein andrer Ausweg zu erblicken, als über die Köpfe der Päpste hinweg ein allgemeines Konzil zu veranstalten. Die ökumenischen Synoden waren eine altchristliche Einrichtung, deren einstige Bedeutung die Kirchengeschichte vollauf bezeugte. Seit dem elften Jahrhundert hatten die Päpste oft die Vertreter der abendländischen Kirche um sich geschart und mit ihnen gegen das Kaisertum gekämpft. Doch waren diese Synoden immer nur Werkzeuge Roms, dessen Willen unbedingt unterworfen, und nach ihrem völligen Siege seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten die Päpste diese Krücke als entbehrlich beiseite geworfen. Jetzt wurde sie wieder aus dem Winkel geholt, nicht für die Päpste, sondern für die Kirche.

Die beiderseitigen Kardinäle fielen je von ihrem Herrn ab, weil durch das zerrissene Papsttum auch das heilige Kollegium seiner rechten Bedeutung entkleidet wurde, und beriefen ein Konzil nach Pisa, das 1409 Gregor und Benedict für abgesetzt erklärte und einen andern Papst erkor. Da jedoch die Kirchenfrage mit der großen Politik verquickt war, behaupteten die Verstoßenen einigen Anhang, so daß nun drei Päpste gleichzeitig vorhanden waren. Da gelang es Sigmund, der nach Ruprechts Tode zum deutschen Könige gewählt worden war, unter geschickter Benutzung politischer Verhältnisse, 1414 ein neues Konzil in Konstanz zu stande zu bringen, das sich im vollsten Sinne zu einem ökumenischen, zu einem allgemein europäischen gestaltete. Als Johann XXIII., der Nachfolger des von

der Pisaner Synode gewählten Papstes, um der drohenden Absetzung zu entgehen, versuchte, durch seine Flucht die Versammlung zu sprengen, gab er vielmehr Veranlassung, die Ueberordnung des Konzils zur scharfen Aussprache zu bringen. Die Mitglieder vereinigten sich zu der Erklärung, die Synode habe als allgemeines Konzil ihre Macht unmittelbar von Christus, und ihr müsse jede Gewalt, auch die päpstliche, gehorchen in den Sachen, welche sich beziehen auf den Glauben, die Tilgung des Schisma und die allgemeine Reform der Kirche.

Die konziliare Idee wurde damit formuliert und erlangte gleich ungemeine Stärke; sie trat an die Stelle der papalen, die sich als schädlich erwiesen hatte, und nahm die Theologen und die Laien gleichmäßig ein. Mit ihrer Hilfe gelang es, die drei Päpste zu entfernen, so daß eine Zeit lang die Synode die alleinige Regentin der Kirche war. Nicht so glücklich ging es mit der Reform. Bald wurde klar, daß sie sich nicht ohne weiteres und binnen kürzester Zeit erledigen ließ. Die verschiedensten Interessen verlangten Beachtung, die große Politik zerstörte die Einmütigkeit der Nationen, ein Teil der ausschlaggebenden Gelehrten wollte die päpstliche Autorität nicht allzusehr beschränken. Alles hing schließlich daran, ob zuerst die Reform vollzogen oder der neue Papst gewählt werden sollte. König Sigmund und die Deutschen hielten bis zuletzt an der Ueberzeugung fest, eine wirkliche Kirchenverbesserung könne nur von dem eben versammelten Konzile allein geschaffen werden und müsse der Wahl vorangehen. Nur zu bald erwies sich diese Meinung als die richtige, denn der am 11. November 1417 erkorene Papst Martin V. benutzte die allgemeine Ermüdung, um die Synode aufzulösen.

Alle Schlauheit Martins vermochte jedoch die konziliare Idee, die noch vor Schluß gesetzlich bestätigt worden war, indem fortan allgemeine Synoden in bestimmten Zwischenräumen stattfinden sollten, nicht wieder aus der Welt zu schaffen, und bald traten Verhältnisse ein, die zwingend zu ihr zurückführten.

Mit erschreckender Deutlichkeit wurde offenbar, wie dieses Papsttum, das weiter die Christenheit im Tribut erhielt und gegen jede wohlmeinende Vorstellung taub blieb, nicht einmal mehr im stande war, seine höchste Pflicht zu erfüllen, den Glauben vor Ketzerei zu schützen.

Wie vordem die Kreuzzüge die feste Zuversicht, das Christentum sei die alleinige gottgewollte Religion auf Erden, erschüttert hatten, so bestätigten die Hussitenkriege den vollständigen Bankerott des Mittelalters.

Die Lehren des Engländers Wiklif waren in seiner Heimat zwar nicht ganz erstickt, doch von Kirche und Regierung im Verein unschädlich gemacht worden. In Oxford studierende Böhmen verpflanzten sie an die Prager Universität, wo sich bald eine Anzahl Professoren und Studenten zu ihnen bekannten. Die Anhänger Wiklifs waren Czechen, und da die dortigen Deutschen der Kirche treu blieben, wurde der gelehrte Streit alsbald ein nationaler. Unter jenen befand sich auch der Universitätsprofessor Hus, ein begeisterter Liebhaber des böhmischen Volkstums. Durchdrungen von wahrem Eifer für die Reinigung der Kirche und für sittliches Leben, gewann er mit seinen Predigten die Herzen der Prager und empörte die hohe Geistlichkeit, die in engen Beziehungen zu der Universität stand, an der die Deutschen herrschten. Schließlich nahm König Wenzel im Widerspruch zu den Deutschen für das Pisaner Konzil Partei und ließ sich 1409 herbei, die bisherigen Vorrechte der Deutschen an der Universität zu vernichten, so daß diese aus Prag wegzogen. Hus trat darauf mit feuriger Beredsamkeit gegen einen vom Papste Johann XXIII. zu kriegerischen Zwecken ausgeschriebenen Ablaß auf und kam in schweren Kirchenbann; obgleich er nun Prag verließ, fuhr er fort, in Schriften und Predigten auf das Volk zu wirken, das mit Begeisterung zu ihm aufschaute.

Hus war ein ehrlicher Mann, doch kein selbständiger Geist, nur der Abglanz von Wiklif, dem er an Tiefe und Gelehr-

samkeit weit nachstand; seine Schriften sind nur Auszüge aus denen seines englischen Meisters. Er ging nicht einmal so weit wie dieser. Wiklifs wirklich ketzerische Abendmahlslehre hat Hus nicht angenommen, auch die Forderung, den Kelch beim Abendmahle nach altchristlicher Sitte wieder den Laien zu reichen, ist nicht zuerst von ihm, sondern von einem seiner Schüler erhoben worden. Sein bewegender Grundgedanke war der sittliche; unermüdlich empfahl er seinen Freunden strenge Zucht und ernste Arbeit an sich, wie er ihnen selbst als Beispiel diente. Die wichtigste Aufgabe des Geistlichen erblickte er in der strafenden und ermahnenden Predigt. Die Kirche schien ihm nicht die rechte Unterweisung zu geben, weil sie die einzig wahre Anleitung zum rechten Leben durch allerhand Nebensächliches zurückgedrängt hätte. Denn das Gesetz Christi ist nur in der Bibel niedergelegt, die für Glauben und Seligkeit allein unfehlbare Quelle. Vor allem muß der Priester ein reiner Mann sein, und dazu macht ihn nicht die Weihe allein; der in Todsünde lebende Priester ist keiner und deshalb nach weltlichem Gesetze zu strafen, und weil die Kirche nicht genügend die schlechten Geistlichen ausscheidet, soll weltliche Gewalt gegen sie helfen. Nicht der Klerus bildet die Kirche; sie ist die Gesamtheit aller Erwählten, und die Mitgliedschaft an ihr beruht auf der ewigen Gnadenwahl. Ihr alleiniges Haupt ist Christus, nicht der Papst, dem nur eine beschränkte und bedingte Vollmacht zusteht.

König Sigmund forderte den Magister auf, nach Konstanz zu kommen, um sich und Böhmen von dem Verdachte der Ketzerei zu reinigen, in dem Gedanken, ihm freies Wort und freie Rückkehr zu sichern; doch als der König dort eintraf, fand er ihn bereits in Haft. Um nicht den Bestand des Konzils zu stören und belehrt, daß der Böhme wirklich ein Ketzer sei, gab er Hus preis, der standhaft die Abschwörung seiner angeblichen Irrtümer verweigernd am 6. Juli 1415 den Feuertod starb. Er sollte von den Böhmen furchtbar gerächt werden.

Sie betrachteten seine Hinrichtung als eine ihnen angethane Schmach, die Erregung stieg, und als König Wenzel 1419 starb, wurde seinem Bruder Sigmund das Recht der Nachfolge bestritten. Ein gewaltiger Krieg brach aus, an dem Deutschland Anteil nehmen mußte, weil man in den zum Reiche gehörigen Ländern die Ketzerei nicht dulden konnte. Der Papst erließ Kreuzzugsbullen; es war ein Religionskrieg.

Vergeblich drangen mehrere große Reichsheere in Böhmen ein, sie stoben zu verlustreicher Flucht auseinander, sobald die Husiten anrückten. Die Böhmen, um sich zu rächen und die Nachbarn von Einfällen abzuhalten, begannen endlich, die Kriegsfurie hinauszutragen in alle Länder, die ringsum lagen, und sie mit gräßlicher Verwüstung heimzusuchen. Noch einmal raffte 1431 Deutschland seine Kräfte zusammen, der Papst that sein Möglichstes dazu, und als auch jetzt das Kreuzzugsheer bei Taus voll sinnloser Angst vor den Ketzern davonjagte, verzweifelte jedermann an fernerem Widerstande.

Die husitische Erhebung war die erste selbstbewußte eines ganzen Volkes in allen seinen Teilen, wie sie das Mittelalter in solchem Umfange und solcher Weise noch nicht gesehen hatte. Sie richtete sich gegen die Kirche, gegen das Kaisertum, gegen den rechtmäßigen Landesherrn, gegen die feudale Ordnung des Reiches, gegen das Deutschtum. Was in Böhmen und Mähren an deutschen Elementen vorhanden war, wurde, soweit es sich nicht anschloß, unterworfen. Wie dieser nationale Charakter dem Husitentume ungemeine Stärke gab, so wurde er andernteils die Ursache, daß es sich nicht über seine Heimat hinaus verbreitete, denn lange Zeit verging, ehe die Ansteckung nach außen wirkte, und dann waren es mehr die sozialen, als die religiösen Ideen, die in Deutschland Verkündiger fanden.

Der gemeinsame Kampf gegen Deutschland hielt die Husiten nach außen zusammen, denn Parteiungen waren unter ihnen genug vorhanden, in denen auch die sozialen Unterschiede zum Vorschein kamen. Anfangs ging ein gleichmäßiger

Zug religiöser Weihe durch das Land, allerdings begleitet von wütenden Gewaltthaten gegen die Katholischen, gegen Kirchen und Klöster. Doch schon 1421 trat eine gemäßigte Richtung hervor, die Kalixtiner oder Utraquisten, auch „Prager" genannt, weil die Stadt Prag ihr Mittelpunkt war. Zu ihnen gehörten die Bürgerschaften mehrerer, meist größerer Städte und der höhere Adel, auch die Universität. Sie begnügten sich, den Kern der Lehre des Johannes Hus zu bewahren, rein religiös-kirchliche Forderungen. Die vier Artikel, die sie als ihr Programm aufstellten, begehrten die freie Predigt des Wortes Gottes, den Kelch beim Abendmahle, die Aufhebung des Besitzes der Geistlichkeit und die Abstellung und Bestrafung der Todsünden auch bei Priestern durch die zuständige Obrigkeit. Daran hielten sie unverbrüchlich fest, sonst waren sie bereit, sich mit der alten Religion und mit Sigmund auszusöhnen.

Weiter gingen die Taboriten, die mehr Schüler von Wiklif als von Hus waren, des ersteren Lehren folgerecht entwickelten und in manchen Punkten auch mit den sonstigen Ketzern, namentlich den Waldensern, übereinstimmten. Sie wollten das ganze Leben umgestalten, es mit sittlichem Ernst durchdringen. Ihr ein und alles war die Bibel, und sie wollten, daß jedermann sie kennen möge; daher pflegten sie die Kunst des Schreibens und Lesens, und auch die Frauen wußten in der heiligen Schrift trefflich Bescheid. So hoch sie das Gesetz Christi stellten, mehr noch zog sie das Alte Testament mit seinen herben, düsteren Erzählungen an; waren sie doch wie die Juden das auserwählte, streitbare Volk Gottes, das die Philister, die Feinde des göttlichen Wortes, niederzuwerfen hatte. Daher tauften sie auch den Berg, auf dem sie zuerst ihre Versammlungen hielten, Tabor, und legten sich seinen Namen bei. Später nannten sie so die gewaltige, bei Austi erbaute Feste. Die Taboriten vermieden nicht nur mit peinlichster Selbstüberwachung jede Ausschweifung und Unzucht, sie

verwarfen auch alle sinnlichen Freuden des Lebens, Prunk und Pracht der Kleidung, die eitle Lust der Augen und der Ohren an Schauspielen und sonstigen Ergötzlichkeiten. Sie folgten dem mittelalterlichen Hange zur Askese, aber sie übten sie nicht am Leibe, sondern an der Seele; sie flüchteten nicht wie die Mönche vor der Welt, sondern in ihr stehend sollte jeder sie besiegen und sich bezwingen. Es war ihnen heiliger Ernst damit, und nirgend hätte man damals unter Geistlichen und Laien so viele starre Tugend angetroffen.

Bei aller Begeisterung war der Grundton der taboritischen Lehre die Vernunft, die dem Verstande entsprechende Handhabung der Religion. Sie wiesen von sich die scholastische Theologie, obgleich viele der Geistlichen in ihr wohl beschlagen waren, und alle historische Entwickelung der Kirche; der Gottesdienst wurde in böhmischer Sprache gehalten. Papsttum, Hierarchie und weltliches Kircheneigentum konnten schon deswegen nicht bestehen, weil ihnen die Kirche etwas Innerliches, die Gemeinschaft der Heiligen war. Sie hatten zwar Geistliche, aber keinen Priesterstand, denn das allgemeine christliche Priestertum berechtigte auch Laien zu gottesdienstlichen Handlungen; die Geistlichen durften heiraten. Daher gaben sie auch die äußere Zurüstung der Gottesverehrung und die Gnadenmittel auf, wie sie die Kirche vorschrieb und anwandte: die Fasten, die Messe und alle Zeremonien, die Ohrenbeichte, die Verehrung von Bildern und Reliquien, das Fegefeuer. Als Sakramente wurden nur das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Taufe, welche indessen die Kinder noch nicht empfingen, anerkannt. Auch den Eid hielten die Taboriten nicht für statthaft.

Ueber diese religiösen Meinungen herrschte freilich keine vollkommene Einhelligkeit, und so stand es auch mit den politisch-sozialen Forderungen. Zu den Taboriten zählten die Bürgerschaften der kleineren Städte, die große Menge der Bauern und viele geringere Adlige. Gewiß hegte das Hussitentum

auch sozialistische Gedanken, doch kann man nicht sagen, daß solche es hervorgerufen oder ausschließlich bestimmt hätten. Denn der Haß gegen die Geistlichkeit stammte hauptsächlich aus religiös-sittlichen Beweggründen, und sie war in Böhmen mehr von der Krone abhängig, als anderswo. Außerdem nahm die Bewegung ihren Anfang in Prag, der Adel hatte an ihr großen Anteil, so daß die Bauern nie die Führung an sich rissen. Gleichwohl drängten die taboritischen Anschauungen, auf den Staat übertragen, auch zu dessen Aenderung hin. Die Gleichheit der Menschen vor Gott erforderte auch die auf Erden; die Leugnung einer höchsten kirchlichen Autorität konnte sich auch gegen die weltliche kehren. Demokratische Tendenzen lagen demnach in der Luft. Die erste Begeisterung veranlaßte viele, Hab und Gut zum besten der allgemeinen Sache zu verkaufen, indem man an den gemeinsamen Besitz der ersten Christen dachte. Daher strebten wohl auch Schwärmer dem Kommunismus zu, andre sannen auf die Auflösung allen Zwanges, und selbst die in ketzerischen Sekten immer wieder auftretende Neigung zu vollkommener Freigebung des Verkehrs zwischen den beiden Geschlechtern fand Beifall.

Diese überschießenden Richtungen stießen auf so starken Widerstand, daß sie nicht aufkommen konnten. Namentlich der Mann, der bald in den Vordergrund trat, Johann Zizka, drückte sie mit eiserner Faust nieder. Vielleicht hatte er einige Aehnlichkeit mit Cromwell, der das Gleiche that, wie überhaupt das Hussitentum eine überraschende Verwandtschaft zeigt mit den Strömungen in der englischen Rebellion. Kalixtiner und Presbyterianer, Taboriten und Puritaner stehen sich geistig nahe; nur waren die Engländer in jeder Beziehung weiter entwickelt als die Böhmen, hatten hinter sich die Reformationszeit und vor sich eine Staatsverfassung, die historisch begründet und reich an tiefen staatsrechtlichen Gedanken den politischen Parteien ein festes Programm gab. Die Puritaner faßten das persönliche Verhältnis des einzelnen zu Gott viel enger, der

religiöse Individualismus bis zur Verzückung belebte ihr ganzes Thun, sie wollten den Fortschritt, während die Taboriten erst das Alte zu beseitigen hatten. Doch beiden gleich war die Ueberzeugung, die Auserwählten Gottes müßten ein heiliges Leben führen, beiden gemeinsam die unbegrenzte Verehrung der Bibel und des Alten Testamentes, das Stellen auf die göttliche Gnade und die Berufung auf das vernunftgemäße Recht des einzelnen gegen Kirchenzwang.

Wie Cromwell den Independentismus zur militärischen Kraft erhob, so hat auch Zizka die Husiten zu kriegerischer Thätigkeit geleitet. Wie der Engländer eine Zeitlang, wäre auch der Böhme bereit gewesen, Frieden zu schließen, wenn die wichtigsten Forderungen bewilligt wurden, auch er nicht von Haus aus mit denen ganz übereinstimmend, deren Führer er wurde. Die Rücksicht auf ihren Anhang nötigte beide, gegen die weniger entschlossenen Parteien vorzugehen, doch verhinderte ein früher Tod den Taboritenführer, zu zeigen, ob er im stande gewesen wäre, nach seinem Siege eine feste Ordnung zu gründen. Auch Zizka stritt für die Sache, nicht für sich, aber er erblickte ebenfalls nur in seiner Person die Bürgschaft für das Gelingen. Beide übten dieselbe furchtbare Energie gegen die Feinde, und wie Cromwell den Iren, blieb Zizka den Katholiken und den Deutschen in Schaudern erregender Erinnerung.

In den langen Kriegsjahren wurden von beiden Seiten furchtbare Rechnungen gegeneinander aufgehäuft, doch rühmte man den Husiten nach, daß sie Weiber und Kinder verschonten, was die Deutschen leider nicht thaten. Endlich bewies die Verheerung der Länder rings um Böhmen allen Denkenden, daß es Zeit sei, dem Jammer ein Ende zu machen, weil die Waffen nichts halfen; dazu kam die Gefahr, daß die bedrohten Länder sich auf eigene Hand mit den Husiten vertrugen und so die Ketzerei, auch ohne daß die Kirche es gestattete, Anerkennung fand. Auch in Böhmen wünschte man endliche Befriedung. Die Kalixtiner

fürchteten, die zu ständigen Kriegern gewordenen Taboriten möchten sich zu Herren des Landes machen; der Wohlstand litt trotz der gemachten Beute, weil der Landbau verfiel, seitdem die Bauern sich an ein unstetes Kriegsleben gewöhnten.

Schon lange hatten König Sigmund und andre Fürsten, wie der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, erkannt, daß irgend ein erträglicher Zustand wieder hergestellt werden müsse, doch konnten sie, um nicht selbst den Verdacht der Ketzerei auf sich zu laden, nichts thun, solange die Kirche bei dem glatten Anathem verharrte. Daher setzten sie durch, daß das nach dem Gesetze fällige allgemeine Konzil zu Basel im Frühjahr 1431 zu stande kam, und glücklicherweise hatte auch der päpstliche Legat, Kardinal Julian Cesarini, mit der ihm eigenen großartigen Weite des Blickes und des Herzens nach der letzten Niederlage den Entschluß gefaßt, die Versöhnung anzubahnen. Sein Verdienst war es, wenn nach langen mühseligen Verhandlungen Ende 1433 die Prager Kompaktaten vereinbart wurden, welche die vier Artikel mit einigen Beschränkungen gewährten. Nun war die bisher notwendige Einheit der Parteien in Böhmen gesprengt, die Kalixtiner warfen die Taboriten in heißem Kampfe nieder und schließlich erlangte Sigmund am Abende seines Lebens die Anerkennung als König von Böhmen.

Die Prager Kompaktaten enthielten nur geringe Zugeständnisse. Das Ungeheure lag jedoch darin, daß ein allgemeines Konzil sich herbeigelassen hatte, mit Ketzern als einer ebenbürtigen Macht zu verhandeln. Das Prinzip der mittelalterlichen Kirche war durchlöchert, wenn jetzt auch solche als Christen erachtet werden konnten, die jeglichen Frevel an Gotteshäusern und Priestern begangen, die dem Papste und dem Kreuzzugsablaß Trotz und Hohn geboten hatten.

Das Konzil zu Basel schloß mit den Husiten ab, ohne den Papst zu fragen, kraft seiner synodalen Gewalt, und um diese entbrannte ein heißer Kampf. Die Baseler, unter denen

der gelehrte Stand überwog, wollten die Kirche gründlich reformieren und fühlten sich stolz als die eigentlichen Vertreter der Christenheit. Aus dem Mönchstume waren einst die Ideen hervorgegangen, die dem Papsttume zum Siege verholfen hatten, und die Mönche ihre eifrigsten Apostel gewesen. Jetzt führten an ihrer Stelle der weltliche Klerus und die Gelehrsamkeit das Wort und sie gingen entschlossen vor. Die Konzilsväter nahmen für sich dieselbe unbeschränkte Gewalt in Anspruch, wie sie Rom besaß, auch die Entscheidung politischer Fragen, indem sie sich berechtigt glaubten, den allgemeinen Frieden zu schaffen. Selbst die Vereinigung mit der griechischen Kirche, über die Rom und Konstantinopel verhandelten, wollten sie vor ihr Forum ziehen. Kurzum, sie traten auf als die Herren der Kirche, denen sich der Papst zu fügen hätte. Abgesehen davon, daß sie im Uebereifer Beschlüsse faßten, die der Kurie ihre Einnahmen arg beschränkten, ohne den nötigen Ersatz zu gewähren, war es natürlich, daß Papst Eugen sich nicht ohne weiteres beiseite schieben ließ. Von Anfang an hatte Rom den Plan gehabt, sich des Konziles möglichst schnell zu entledigen; nach einem Waffenstillstande brach der Streit erst recht los und das Konzil ging soweit, Eugen abzusetzen und in Felix V., einem Herzoge von Savoyen außer Diensten, einen andern Papst aufzustellen. Das Schisma war wieder da, wiederum aus dem Schoße der Kirche entsprossen, doch war es vorher als Werk gewissenloser Kardinäle nur ein äußerliches, jetzt fraß es innerlich an dem Marke des mittelalterlichen Körpers.

Das konziliare Prinzip, dem die Christenheit als dem Erlöser aus schwerer Not zugejubelt hatte, sollte nun seine Kraft zeigen. Dazu war die Unterstützung durch die einzelnen Staaten erforderlich. Als nächste Folge ergab sich eine erneute Stärkung des weltlichen Herrschertums und es war meist beflissen, die Vorteile der Lage einzuheimsen, ohne entschieden Partei zu nehmen. Was in den andern Staaten bei ihrer zentralen Fügung möglich war, ließ sich indessen in Deutsch-

land nicht so leicht thun, und doch mußte es nach seiner historischen Stellung schließlich den Ausschlag geben.

Sigmunds letzte Gedanken waren darauf gerichtet, einen Bruch zwischen Papst und Konzil zu vermeiden; nach seinem Tode wurden die Kurfürsten die verantwortlichen Träger der deutschen Kirchenpolitik. Dauernde Einigkeit war bisher noch nie ihre Sache gewesen und in der Regel stand jedem sein Interesse obenan. Sie verfielen ebenfalls auf den nahe liegenden Gedanken, die ihnen genehmen Beschlüsse des Baseler Konzils sich zu nutze zu machen, doch sonst wollten sie kein Wagnis übernehmen; sie erklärten die Neutralität Deutschlands zwischen Papst und Konzil, obschon sie im Herzen letzterem Erfolg wünschten. Neutralität mag gut sein, wenn es sich nicht um entscheidende Interessen handelt, wenn eine starke Macht sie erklärt; in Deutschland war sie wohlfeile Feigheit. Allerdings hat man oft gemeint, aus ihr hätte eine nationale Kirche hervorgehen können, und den Entschluß der Kurfürsten gepriesen. Deutschland mit seinem eigentümlichen Gemisch geistlicher und weltlicher Staaten, in allen möglichen Beziehungen mit der Kirche verflochten, war viel zu sehr auf den Ausgang des Streites angewiesen, als daß es ihm teilnahmlos zusehen konnte; nicht mitthun hieß seine eigensten Interessen dem Zufall aussetzen. Mochte das Deutsche Reich für Rom oder für Basel eintreten, sobald es einhellig handelte, konnte es einen hohen Lohn beanspruchen, sich allgemeines Gewicht geben. Doch an der Einigkeit fehlte es, und ohne sie war die Neutralität gar nicht durchführbar, war sie das schlechteste Auskunftsmittel, das gewählt werden konnte.

Der elende Zustand der Reichsregierung offenbarte sich auch in diesen kirchlichen Dingen. König Friedrich, auf den die Kurfürsten keinen ausreichenden Druck ausüben konnten, fand es bequemer, sich mit Rom zu vertragen. Als der Papst voreilig gegen die Erzbischöfe von Köln und Trier vorging, entzündete er allerdings ein Feuer des Widerspruches, aber es war nur

Strohflamme, die mit einigen klug berechneten Wassergüssen päpstlicher Gnade schnell gelöscht wurde. Das 1448 abgeschlossene Konkordat von Wien änderte wenig an dem bisherigen Zustande und beließ dem Papste seine alte Gewalt bei der Pfründenverleihung und der finanziellen Ausnützung; dafür erhielten einzelne Kurfürsten besondere Gerechtsame.

Das Schicksal des Baseler Konzils war damit besiegelt; es löste sich 1449 zu Lausanne, wohin es seinen Sitz verlegt hatte, in der Komödie eines Friedensschlusses mit dem Papste auf. Mit ihm erlag die konziliare Idee. Ob ihr Sieg viel geholfen hätte? Die Konzilsgenossen wollten die Kirche, die geistliche Macht, den Besitz der Geistlichen durchaus erhalten, sie bestritten dem Papsttume die Allgewalt, um sie selber in Besitz zu nehmen. Nicht eine Aenderung der kirchlichen Ideen wäre die Frucht ihres Sieges gewesen; das Ganze war nur eine Auflehnung im Innern der Kirche gegen den päpstlichen Absolutismus.

Das Papsttum feierte einen glänzenden Triumph; es hatte seinen ärgsten Feind überwunden und zugleich sein ganzes System gerettet. Mit Nachdruck verfolgte es seinen Sieg, in der Angst, der geschlagene Gegner möchte wieder zu Kräften kommen. Papst Pius II., der als Aeneas Silvius seine Laufbahn begonnen hatte, indem er für das Baseler Konzil und Papst Felix thätig war, der dann abtrünnig geworden mit genauer Kenntnis der deutschen Fürsten für Rom vermittelt hatte, verbot unter Strafe des Bannes die Berufung an ein allgemeines Konzil.

Der Sieg war jedoch nur ein scheinbarer. Einmal ging die geistige Arbeit, die aufgebotene Agitation der letzten Jahrzehnte nicht ganz verloren. Mit allem Feuer der Beredsamkeit hatten zahllose Schriftsteller und Redner die Uebelstände der Kirche ans Licht gestellt und schonungslos gegeißelt. Das Schisma und die Konzile öffneten die Augen und lösten die Zungen; die längste Zeit war die Rede frei gewesen. Das

einmal Ausgesprochene verfiel nicht der Vergessenheit, weil die Gegenwart es im Gedächtnis behielt, und was man vordem als schändlich gescholten hatte, konnte nicht mehr würdig genannt werden. Aus den tiefsten Schächten der Gelehrsamkeit waren die Gründe hervorgeholt worden, die für die Notwendigkeit der Reform und ihre Möglichkeit sprachen. Es hatte sich der Gedankenkreis ungemein erweitert und mit neuen Anschauungen belebt. Mochten auch die verrotteten Zustände sich behauptet haben, vor der Welt waren sie gerichtet, verurteilt. Das Papsttum konnte wohl Schweigen gebieten, aber schwer erzwingen; was bedeutete der Bann noch, wo jahrzehntelang eigentlich jeder Mensch in Europa unter ihm gestanden hatte, erst verflucht von dem einen oder dem andern der streitenden Päpste, nachher von Basel oder von Rom? Und weiter brannte die Wunde, welche die Husiten der Kirche geschlagen hatten. Pius II. und seine Nachfolger versuchten sie zwar mit Gewalt wieder zu schließen und in ihr den letzten Rest der konziliaren Zeit zu vertilgen, doch vergebens.

Das Papsttum errang seine Erfolge über die Konzile hauptsächlich dadurch, daß es mit den einzelnen Mächten verhandelte und jeder in Konkordaten besondere Vorteile zugestand. Das war ein gefährliches Treiben, denn es lockerte das feste Gefüge der kirchlichen Verfassung, und wo blieb die angeblich unverletzbare Einheit, wenn Abweichungen von ihr möglich waren? Das steigende Uebergewicht der staatlichen Gewalten ließ sich nicht mehr rückgängig machen, und die Fürsten kamen in die Lage, für ihre Sohnestreue gehörige Preise zu fordern. Die päpstliche Theokratie war geschwunden bis auf ihre letzten Reste, die kirchliche Bevormundung der weltlichen Mächte war nahe daran, ins Gegenteil umzuschlagen. Schon früher hatten Bischöfe die Bekanntmachung päpstlicher Bullen ohne ihre vorhergegangene Erlaubnis verboten, angeblich weil so viele Fälschungen vorkamen; jetzt erließen viele Fürsten diese Vorschrift, und es wurde gebräuchlich, daß

Verordnungen der Päpste und Beschlüsse der Konzile erst durch Annahme in den einzelnen Staaten Rechtskraft bekamen. Die Päpste, die einst die erste Großmacht in Europa gewesen waren, sanken politisch herab zu italienischen Landesfürsten, und als wenn sie vorgeahnt hätten, daß der Kirchenstaat das einzige volle Erbteil des Mittelalters bleiben würde, richteten sie um die Wende des Jahrhunderts auf seine Befestigung und Erweiterung alle Mühe.

Indem die Päpste die Konzile bekämpften, durchsägten sie den Ast, auf dem sie saßen, die Idee der Universalität. Die Synoden waren die echten Vertreter der abendländischen Einheit und zugleich der letzte Versuch, sie zu retten; die Päpste vernichteten mit ihnen den Grundgedanken. Fortan ging die europäische Welt auseinander in allen ihren Bestrebungen. Dahingeschwunden war das Ideal, das so lange das gemeinsame Band bildete; die Kirche hatte es gegeben und hatte es genommen. Die Welt war ideenlos geworden, der zerreibende Egoismus allein regierte sie. Die Nationalitäten waren nun vollkommen selbständig und wenn sie den religiösen Gedanken neu ergriffen, so geschah das gewiß nicht zu Gunsten des Papsttums.

Dennoch hatte die Kirche ihr äußeres Wesen im ganzen unversehrt behauptet und sie schien zu Ende des Jahrhunderts fester zu stehen, wie zu Anfang.

Wie oft sind die Uebel der Kirche am Ausgange des Mittelalters geschildert worden! Es wäre leicht, das Sündenregister stetig zu vermehren. Man braucht nicht einmal ihre damaligen Gegner zum Zeugnis aufzurufen; was die wärmsten Verehrer über sie sagten und klagten, reicht vollauf aus, um ein wahrhaft entsetzliches Gemälde zu entwerfen. Trotzdem ist nicht zu vergessen, daß auch der Freund im ehrlichen Eifer leicht übertreibt. So zahlreich gewissenlose Geistliche und verwahrloste Klöster waren, wir dürfen ohne Bedenken sagen, daß keineswegs der gesamte deutsche Klerus ein stinkender

Pfuhl aller Laster war. Genug ehrenhafte, wahrhaft fromme und um das Seelenheil des Volkes wacker bemühte Männer zählte er unter sich, und ihrer wird vielleicht die Mehrheit gewesen sein. Doch sie mußten leiden unter der Schlechtigkeit der Genossen und die allgemeine Stimme sprach mehr von jenen, als von ihnen. War es nicht auch schlimm genug, wenn selbst nur ein starker Bruchteil seine Pflichten gröblichst vernachlässigen durfte und dennoch alle Ehren und Vorteile des Standes genoß?

Seitdem die allgemeinen Konzile abgethan waren, gab der päpstliche Stuhl mehrmals Anstoß zu Reformen. Visitationen wurden eingerichtet, klösterliche Verbände entstanden, um untereinander Ordnung zu schaffen, in den Bistümern kamen die lange vergessenen Synoden wieder in Aufnahme, aber alles erstreckte sich nur auf Aeußerlichkeiten und wollte nicht auf die Dauer helfen.

Gar zu offenkundig war, wie das Papsttum Kirche und Christenheit als große Einnahmequelle behandelte. Zu unerschwinglichen Summen stiegen die Abgaben, welche die Bischöfe zu entrichten hatten für ihre Bestätigung, zu denen bei den Erzbischöfen noch die Zahlung für ihre Ehrenauszeichnung, das Pallium, kam. Manche Bistümer wurden buchstäblich ruiniert und die Bischöfe verzweifelten daran, sie aufrecht zu erhalten. Außerdem hatten die neuen Empfänger einer Pfründe den Ertrag des ersten halben Jahres, die Annaten, nach Rom zu erlegen. Darüber hinaus wurden oft noch außerordentliche Forderungen gestellt, Zehnten und dergleichen. Selbst die Aussicht auf eine Pfründe war käuflich zu haben, nur mußte der Erwerbende zusehen, daß er nicht betrogen wurde. Auch die Laien hatten zu steuern. Die Gebundenheit an die Kirche erforderte in vielen Sachen Dispense und Lossprechungen, teils von Pflichten, teils von Verschuldungen; nach feststehender Taxe waren sie in Rom immer zu haben. Der Ablaßhandel erregte nicht erst damals Widerspruch; seit längster Zeit

hatten ihn Wohlgesinnte verurteilt, und gerade er bot Gelegenheit zum härtesten Tadel.

Bald kam es dazu, daß in Deutschland kein Reichstag verging, ohne daß nicht heftige Beschwerden gegen die römische Waltung erhoben wurden. Mehr vielleicht als die Unsittlichkeit der Geistlichen haben diese Erpressungen das Ansehen der Kirche in der öffentlichen Meinung untergraben.

Zur selben Zeit brach ein andres schweres Mißgeschick herein. Bald nach dem Schlusse der Kreuzzüge gaben die osmanischen Türken mit ihrer in Kleinasien gegründeten Herrschaft dem bis dahin in der Verteidigung befindlichen Islam neue Kraft zum Angriffe. Sie faßten Fuß in Europa, 1361 wurde Adrianopel ihre Hauptstadt. Nachdem dann Timur mit seinen Mongolen eine kurze Zeit ihren Siegeslauf gehemmt hatte, erhoben sie sich unter den Sultanen Murad II. und Mohammed II. mit neuer Wucht; 1453 fiel ihnen Konstantinopel zum Raube. Das Papsttum hatte gehofft, in dieser höchsten Gefahr die griechische Kirche zur Unterordnung zu bringen. Die beiden Kirchen stritten um leere Formeln, beide über ihrem eigenen das allgemein christliche Interesse vergessend, bis es zu spät war. Wohl riefen dann die Päpste Europa zum gemeinsamen Kampfe auf; die mittelalterliche Begeisterung ließ sich nicht mehr erwecken. Die Uneinigkeit verhalf der türkischen Herrschaft zum Entstehen, dieselbe Ursache, der dann später die Pforte ihre Existenz verdanken sollte. Der Islam erhob stolz und furchtbar sein Haupt, während der Christenglaube matt und müde geworden war. Pius II. bot alle Künste auf, um ihn zum Kampfe gegen den Halbmond aufzurütteln, aber indem sein Nachfolger Paul II. zugleich das Kreuz predigte gegen einen christlichen Fürsten, den Böhmenkönig Georg, weil er nicht die hussitischen Lehren offen abschwören wollte, bethätigte er, daß das Papsttum nichts gelernt hatte, daß es nicht geeignet war, den Erbfeind des Christentums abzuwehren. Das Papsttum hatte einst einen guten Teil der Verantwortung auf sich

geladen, daß die Kreuzzüge fehlschlugen; es versäumte jetzt die Gelegenheit, die alte Schuld mit idealer Auffassung seiner Pflichten zu sühnen. Im Banne seiner Geschichte legte das Papsttum in allem, was es that, Zeugnis ab gegen sich selbst, seinen Wert und seine Notwendigkeit.

Vierzehnter Abschnitt.

Königtum und Reich von Karl IV. bis zu Maximilian I.

Alle Könige seit dem Interregnum setzten sich die Erwerbung von Hausmacht als vornehmlichstes Ziel, nur Heinrich VII., dem einzigen, der andre Absichten verfolgte, fiel sie von selbst zu. Keinem war es jedoch geglückt, die Nachfolge einem Sohne zuzuwenden. So trugen die Familien, die Habsburger, die Luxemburger und die Wittelsbacher den Gewinn vom Königsein davon, ohne daß das Reich von den mehrfachen Erledigungen großer Fürstentümer Nutzen zog.

Ludwig der Bayer hatte über dem Eifer, für seine Kinder zu sorgen, das Gegenkönigtum heraufbeschworen, das Karl IV. bald in alleinige Herrschaft umwandeln konnte. Die Krone kam somit zum erstenmal an einen Fürsten, der, obgleich sein Haus aus dem Westen des Reiches stammte, seine Heimat hatte in einem Gebiete, das weder altdeutsch, noch überhaupt rein deutsch war. Daß der Sitz des Königtums nach Böhmen, in den Osten gerückt wurde, bezeichnete das Versagen der Kräfte, die so lange das Reich getragen hatten.

Karl hat einige Aehnlichkeit mit dem Staufer Friedrich II. Obgleich er sich Mühe gab, auch in ritterlichen Uebungen das Seine zu leisten, war der mittelgroße, kränkliche Mann mit

dunklem Haar, vollem Bart und slavischen Gesichtszügen vorwiegend ein Denker. Lebhaftigkeit, selbst Leidenschaft waren ihm wohl eigen, doch störten sie nicht seine planmäßige Arbeit. Die Erziehung in Paris und eigene Neigung machten Karl zum Gelehrten; er führte selber die Feder und verfaßte eine Geschichte seiner Jugendzeit, er wußte in allen theologischen Fragen Bescheid und schätzte das Wissen, die Kunst und ihre Meister. So begründete er die erste deutsche Universität in Prag, das er zur Großstadt umschuf und mit herrlichen Bauwerken schmückte. Ein Kenner und Liebhaber der Geschichte, suchte er in schriftlichen Gesetzgebungen das gewordene Recht niederzulegen und klar zu stellen. Streng kirchlich, ein eifriger Reliquienjäger und abergläubisch auf Träume und unmittelbare Eingebungen bauend, mißbilligte er dennoch die Entartung der Geistlichkeit und verstand vor allem, sich vom Papsttume unabhängig zu machen. Karl wußte, wie viel Geld wert sei, aber er wandte das gesammelte an und bemühte sich, es zu vermehren, indem er die lebendigen Quellen eröffnete, aus denen es floß. Was er für die Landeskultur von Böhmen gethan hat, ist erstaunlich. Er benützte seine finanzielle Macht auch für die Politik. Obgleich er seinen Hausbesitz gewaltig vermehrte, hat er nur selten darum Krieg geführt; viel lieber griff er, ein Meister in klugen Listen, den Gegner an seinen Schwächen. Der Erzvater von Böhmen war doch keineswegs ein Erzstiefvater des Reiches. Karl erkannte besser, wie seine letzten Vorgänger, was diesem not that, aber seine Weisheit konnte zuletzt nur darauf hinausgehen, das Königtum zu stärken, indem er sich selber stärker machte, und es seinen Nachkommen zu verschaffen.

Die Bayern ermöglichten durch ihre Zwietracht und Unfähigkeit Karl, ihnen die Mark Brandenburg und die Lausitz zu entwinden. Er brachte dann, wie sein Vater bereits begonnen hatte, Schlesien unter seine Herrschaft, indem die dortigen Herzöge böhmische Vasallen wurden und die Länder

der ausgestorbenen Linien unmittelbar an Böhmen fielen. Karls Pläne reichten weiter und umspannten den ganzen Osten; er hat die große Kombination, die später entstand, vorbereitet. Nachdem er mit dem Hause Habsburg einen Erbvertrag geschlossen hatte, gingen seine Wünsche in den letzten Zeiten darauf hinaus, Ungarn und Polen durch ein Ehebündnis an seinen zweiten Sohn Sigmund zu bringen. Er zahlte dafür einen nicht geringen Preis; um Frankreich vom Wettbewerbe abzuhalten, gab er seine anfänglichen Bemühungen, das Königreich Burgund fester an das Reich zu knüpfen, wieder auf.

Karl setzte es durch, daß die Kurfürsten im Juni 1376 seinen ältesten Sohn zum römischen Könige wählten; das kostete zwar sehr viel Geld, aber es war gut angelegt, auch für Deutschland. Seit anderthalb Jahrhunderten wurde zum erstenmale wieder der Sohn bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger erkoren. Die damalige Hausmacht der Luxemburger war fester begründet, leichter ausnutzbar als nachher die habsburgische: blieb jetzt das Königtum erblich, dann konnte es noch einmal vorwärts kommen. Leider wurde Wenzel, von Natur nicht unfähig, immer fauler und trunksüchtiger; seine Schuld allein war es, wenn das kostbare, vom Vater ihm überlassene Pfund nicht weiter wucherte, sondern verdarb. Dem großen Kampfe, der zwischen den Fürsten und den süddeutschen Reichsstädten entbrannte, sah er unthätig zu; am liebsten auf seinen Jagdschlössern weilend, begünstigte er das böhmische Wesen und gab Ursache, daß die von seinem Vater angebahnte Verschmelzung der Völker sich zur Feindschaft umkehrte. Die Kurfürsten meinten, indem sie ihn im August 1400 absetzten, für des Reiches Wohl zu sorgen, doch brachten sie es aus dem Regen in die Traufe. Der von ihnen erhobene Ruprecht von der Pfalz war bei wackerem Willen zu arm und zu unklug, um der gewaltigen Schwierigkeiten, die ihn von allen Seiten umgaben, Herr zu werden. Nachdem er gleich anfangs seine geringen Mittel auf einem schmachvoll verlaufenden Zuge nach Italien vergeudet hatte, rieb

er sich auf in nutzlosen Bemühungen und hinterließ bei seinem Tode 1410 das Reich in ärgster Zerrüttung. Sie stieg zur grotesken Lächerlichkeit, als neben Wenzel, der seine Rechte nie aufgegeben hatte, sein Vetter, der geizige Markgraf Jost von Mähren, und sein Bruder, König Sigmund von Ungarn, jeder von einem Teile der Kurfürsten, gewählt wurden. Doch lag darin die Anerkennung einer großen Wahrheit: kein andrer Fürst konnte die Herrschaft führen gegenüber dem luxemburgischen Hause. Ruprechts Erhebung war die letzte Regung der reindeutschen Idee gewesen, sie wie der Westen des Reiches waren für die Dauer dem Osten erlegen!

Sigmund einigte sich nach dem bald erfolgten Tode des mährischen Markgrafen mit Wenzel, so daß er 1411 allgemein als König anerkannt wurde. Körperlich und geistig reich begabt, regsten Thätigkeitsdrang und brennenden Ehrgeiz mit weitem Blicke und erfinderischem Sinne vereinend, allerdings auch phantastisch, unbeständig und leichtsinnig, begriff er vollkommen die Nöte der Zeit und suchte ihnen zu steuern. Indem er die Konzile von Konstanz und Basel zu stande brachte, erwarb er sich ein großartiges Verdienst, und nicht an ihm lag es, wenn dann die Ergebnisse wenig befriedigten. Ebenso erkannte er die Gebrechen der Reichsverfassung, doch ihnen abzuhelfen vermochte er nicht, weil ihn sein von den Türken bedrohtes Königreich Ungarn in erster Stelle in Anspruch nahm und er keinen Fuß in Deutschland selbst hatte. Denn die Mark Brandenburg gab er aus Dankbarkeit an Friedrich von Hohenzollern; Böhmen und Mähren, die nach Wenzels Tode an ihn fallen sollten, ließen die Husiten nicht in seinen Besitz kommen. Die Kämpfe gegen sie erfüllten den größten Teil seiner Regierung.

Sigmund bemühte sich vor allem, die Empörung auf ihren Herd zu beschränken. Denn die Böhmen suchten gleich Anlehnung bei den stammverwandten Polen, und wenn sie wirklich die politische Verbindung mit ihnen erreicht hätten,

dann wäre auch das zwischenliegende deutsche Schlesien verloren gewesen und eine slavische Macht von riesigem Umfange entstanden. Obgleich der damalige polnische König Wladislaw, als getaufter Heide, nie ernstlich daran dachte, mit den Ketzern gemeinsame Sache zu machen, hat die vorsorgliche Thätigkeit Sigmunds das Ihre dazu beigetragen, die Gefahr von vornherein zu beschwören.

Erst in seinen letzten Lebensjahren erreichte Sigmund die Anerkennung in Böhmen. Ihm waren keine Söhne beschieden, nur eine einzige Tochter Elisabeth, die mit Herzog Albrecht von Oesterreich vermählt war. So gingen nach des Kaisers Tode am 9. Dezember 1437 die Anrechte auf die große luxemburgische Erbschaft an den Habsburger über.

Der wettergebräunte, stahlharte Kriegsmann wurde auch von den Kurfürsten zum römischen Könige erkoren, seltsamerweise, ohne sich zu bewerben und ohne Gaben an die Wähler. Es war eine Weiterwirkung der Verhältnisse, die vordem Sigmunds Wahl veranlaßten. Die östlichen Länder waren für das Reich unentbehrlich, und wenn ihr Herrscher nicht zugleich die Krone trug, entstand die Gefahr ihrer Absonderung. So trat das Haus Habsburg auch im Reiche an die Stelle des luxemburgischen und behauptete sie fortan jahrhundertelang. In dem zersplitterten Westen konnte keine neue Königsmacht aufkommen, die Habsburg zu widerstehen fähig gewesen wäre; mehr dem Unvermögen des übrigen Reiches, als Verdiensten um dasselbe, verdankte Habsburg die dauernde Vorherrschaft.

Ehe Albrecht nach Deutschland kommen und die Krönung entgegennehmen konnte, wurde er am 27. Oktober 1439 im Feldlager gegen die Türken von der Ruhr hinweggerafft. Obgleich man nicht wußte, wie es mit der Erbfolge in Böhmen und Ungarn werden würde, da Albrecht keinen Sohn, doch seine Witwe schwanger hinterließ, blieben die Kurfürsten der eingeschlagenen Politik getreu, weil sie sich nicht ändern ließ,

und wählten am 2. Februar 1440 das Haupt der habsburgischen Familie zu ihrem Könige.

Das hochgemute Geschlecht wies eine große Zahl ausgezeichneter Männer auf; neben Kraftmenschen mit hochfliegendem Ehrgeiz fehlten ihm auch nicht die klugen Staatswalter, wie König Rudolf einer gewesen war; nur vereinzelt erschienen dazwischen weiche Seelen mit schwärmerischem Grundton. Ein so lederner Mann wie dieser König Friedrich III. war bisher in der Familie noch nicht vorgekommen. Hätte der Geist seinem gewaltigen Körperbau entsprochen, so würde Friedrich Großes geleistet haben. Leider war er eine durch und durch philisterhafte Natur, von ehrbaren Sitten und harmlosen, friedlichen Neigungen, der lieber den Vögeln in seinen von ihm selbst meisterhaft gepflegten Gärten mit geduldigen Listen nachstellte, als die Armbrust auf der Jagd spannte oder das Schwert im Kriege schwang. Abwarten war die Losung dieses Habsburgers. Friedrich schätzte Macht und Besitz keineswegs gering, sie waren vielmehr die Sonne, auf die er seinen Sinn mit stiller Andacht gerichtet hielt, und deren Schein er auch in seinem Herzen fühlte, wenn sie von Wolken verhüllt war, denn er wußte, sie müßte ihm wieder leuchten. Daher die unglaublich zähe Beharrlichkeit, mit der er seine Ansprüche unter allen Umständen festhielt; sie kam aus dem unerschütterlichen Vertrauen auf seine und seines Hauses Zukunft. Friedrichs Seele war ein stilles, tiefes Wasser; statt entschlossenen Vorgehens versuchte er es mit geduldigem Widerstande, und er wich mit der unverfrorenen Selbstsucht, wie sie solchen Biedermännern eigen ist, und mit sicherem Gefühl allen Zumutungen aus, die ihn hätten binden können.

Deutschland geriet unter Friedrich in einen wahrhaft entsetzlichen Zustand. Wilde Kriege durchtobten es aller Ecken und Enden, während von außen her aus jeder Himmelsrichtung Gefahr drohte. Dreißig Jahre lang ist der Kaiser nicht in das Reich gekommen, bis der ungarische König Matthias den

größten Teil von Oesterreich eroberte und ihn zwang, sein Nest zu verlassen. Dennoch hielt Friedrich alle seine Würden fest, selbst als sein Sohn Maximilian 1486 zum Könige gewählt wurde. Ueber ein halbes Jahrhundert dauerte dieses Schattenregiment; erst am 19. August 1493 starb Friedrich.

Keiner der früheren deutschen Könige ist uns so wohl vertraut, wie Maximilian I. Wie oft begegnet uns sein scharfgeschnittenes offenes Antlitz mit der starken Adlernase auf Bildern und Holzschnitten!

Max ist bekannt unter dem Beinamen des letzten Ritters. Obgleich der kräftige Mann in der That an dem fröhlichen Turnierspiel und am Kriege seine helle Freude hatte, trifft diese Benennung sein Wesen nicht genau, denn es ist schwer zu sagen, ob an ihm das Mittelalter oder die neue Zeit den größeren Anteil hatte. Die litterarischen Werke, die er veranlaßt hat, ahmen zwar noch die Epik und Allegorie der älteren Zeit nach, die Verherrlichung der eigenen Person, der sie dienen, ist jedoch ein moderner Zug. Der Herrscher hatte einen gesunden, frischen, genußfähigen Geist. Er liebte die heitere, lebenatmende Natur in Gebirg und Wald und in ihren Kindern, dem Wilde und den lieblichen Vögeln, deren Gesang er auch im Zimmer gern um sich hörte. Kunst und Wissenschaft zogen ihn mächtig an, und er gab ihnen selbständige Anregungen, manche seiner Worte lassen einen ungewöhnlich klaren Verstand erkennen. Obgleich er kein großer Feldherr war, gestaltete er schöpferisch die Taktik zu Fuß und das Artilleriewesen um; auch die Verwaltung der Erblande erhielt durch ihn neue Formen. In Maximilian waltete eine Seele von höchster Rührigkeit, ungemein empfänglich für die Eindrücke des Augenblicks und von ihnen leicht beherrscht. Gewiß war er deutsch gesinnt, aber mit universaler Auffassung; doch gab für die Kämpfe in Italien, die er wieder aufnahm, das Kaisertum nur den Titel her, um neuen Machtfragen einen ehrwürdigen Schein zu verleihen. So groß wie sein Ehrgeiz, so ausgedehnt waren die

Gebiete, auf denen er ihn zu bethätigen suchte. Glich er darin Sigmund, so stand Max diesem nach in der Weite seiner Uebersicht, dafür übertraf er den Luxemburger an innerem Gehalt. Der Habsburger hatte ebenfalls zu kämpfen mit Geldnot und mit seiner Neigung zur Verschwendung am unrechten Orte, und er sah an diesen Uebeln oft seine schönsten Entwürfe scheitern; er überstürzte und überschätzte sich, sprang mit fabelhafter Schnelligkeit von Plan zu Plan und schrieb dann in seinem Zorne oft andern die Schuld an dem Mißlingen zu. Doch seine echte Leutseligkeit, sein warmes Herz, seine Biederkeit hielten ihn mit Recht beim Volke im besten Angedenken.

Viele Unternehmungen sind Max fehlgeschlagen; sein Lebensideal, ein großer Feldzug gegen die Türken, kam gar nicht zum Angriff, und er schied unbefriedigt dahin. Gleichwohl war er es, der das habsburgische Haus auf die Höhe seiner welthistorischen Bedeutung führte und auch vom deutschen Reiche schweren Schaden abwandte. Nicht den Schatten, sondern das Licht soll das Urteil zuerst suchen.

Freilich war nicht alles unmittelbares Verdienst Maximilians; das bekannte Sprichwort von dem Heiratsglück Oesterreichs rührt her von den Eheverbindungen, die dem Hause die luxemburgische und die burgundische Erbschaft in den Schoß warfen. Erst durch sie wurden die Habsburger emporgehoben über die andern deutschen Fürstenfamilien und in die große europäische Welt geführt. Weil sie zugleich die Kaiserkrone trugen, entstand eine überaus merkwürdige Verflechtung von Haus- und Reichspolitik, und entsprechend seiner geographischen Lage kam Deutschland in eine gleiche Mittelstellung für alle Welthändel.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erlitt Deutschland seine ersten großen Einbußen an seinem Umfange. Wahrscheinlich wäre das schon früher geschehen, wenn nicht lange Zeit die Schwäche der Nachbarn, ihre Verwicklung in

andre Kämpfe den besten Schutz gegeben hätten. Jetzt waren die Grenzstaaten stark geworden und bald kam zum Augenschein, wie wenig das Reich sich selbst verteidigen konnte. Selbst ohne Gewaltthat von außen her bröckelten Bestandteile ab.

Nach Karl IV., der ohne große Anstrengungen, lediglich durch Klugheit des Reiches Rechte noch einigermaßen nutzbar gemacht hatte, streifte Italien die Unterordnung unter das Kaisertum vollständig ab. Der Versuch König Ruprechts, die Visconti in Mailand, denen Wenzel die Herzogswürde erteilt hatte, zu demütigen, schlug vollkommen fehl. Ebensowenig gelang es Sigmund, Venedig, das seinem Königreiche Ungarn die Herrschaft über das Adriatische Meer streitig machte und sein Landgebiet bis über die Einmündung der Brennerstraße hinaus vorgeschoben hatte, niederzudrücken; erst am Abende seines Lebens empfing er in Rom die Kaiserkrone, doch nur durch Vertrag mit dem Papste. Friedrichs III. Romfahrt war ein friedlicher Festzug ohne politische Bedeutung. Erst Maximilian wandte lebhafte Aufmerksamkeit auf Italien; galt es doch, einer großen Gefahr zu begegnen.

Seitdem die Päpste, um die Staufer zu vernichten, Unteritalien an die Anjoviner ausgeliefert hatten, strebte Frankreich danach, auf der Halbinsel Fuß zu fassen. Die schweren, ein Jahrhundert lang dauernden Kriege mit England bändigten wiederholt die französische Begehrlichkeit, bis endlich die Zeit gekommen schien. Frankreich beanspruchte auf Grund alter Erbrechte Neapel und Mailand, und während ihm in Unteritalien Aragonien-Spanien erfolgreich entgegentrat, stellte sich Maximilian die Aufgabe, Mailand zu verteidigen; doch trug er wenig Ehren davon. Dieser Kampf, in dem schließlich Frankreich seine Beute behauptete, war jedoch nur ein erster Akt in dem gewaltigen langdauernden Schauspiele, welches der Wettstreit zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg der Welt bot, und von dessen Ausgange die künftige Gestaltung Europas abhing.

Die ganze lange Linie der Länder von der Nordsee bis nach Sicilien kam dabei in Bewegung. Auf ihr lag auch ein kleines politisches Gebilde eigenster Art.

Maximilian mußte nach vergeblichen Kämpfen die Schweizer Eidgenossenschaft aus der Pflicht gegen das Reich, dem sie fortan nur der Form nach angehörte, entlassen. Aus kleinen Anfängen, aus einem Bündnisse der drei Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden, entwickelte sich allmählich seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine Einigung, der hauptsächlich der Widerstreit gegen das Habsburger Haus Förderung und Nahrung gab, bis sie es aus diesen Gegenden verdrängte. Die Eidgenossenschaft setzte sich zusammen aus rein ländlichen Kantonen und aus Reichsstädten; eine demokratische Bildung trat hier ins Leben und behauptete sich erfolgreich. Wohl gab es bis dahin genug Stadtrepubliken in Italien und Deutschland, doch zum erstenmal in dem monarchischen Europa bildete sich hier ein unabhängiger Bund, dessen Glieder verschiedenen Standes waren. Die vielen siegreich durchgefochtenen Kämpfe gegen ritterliche Feinde flößten den Bauern Geschmack an der Waffenführung und dem Erwerb von Sold und Beute ein. Die Schweiz wurde der große Werbeplatz für ganz Europa, und da sie die Erlaubnis, Söldner zu gewinnen, geben und versagen konnte, erlangte die Eidgenossenschaft außerordentliche politische Bedeutung. Aufgewachsen auf dem Boden und hervorgegangen aus dem Rechte des Reiches, dessen alte Sturmfahne mit dem weißen Georgskreuz auf rotem Grunde ihr Feldzeichen blieb, war sie auch der Hauptmasse der Bevölkerung nach deutsch. Es war im Grunde nur die von allen Gliedern geteilte Abneigung, für das Reich Lasten zu tragen, welche unter Maximilian die Trennung der Schweiz herbeiführte. Freiheit und Selbständigkeit ging den Schweizern in der diesem Volke immer eigenen Mischung von Ideal und Eigennutz über alles, und es war daher eine unglückliche Schickung, daß das Haus, dem sie von jeher feindlich gegenüberstanden, nun die Krone des Reiches

trug. Allgemein klagte man in Deutschland über die Zuneigung der Schweizer zu Frankreich, und dennoch hatten sie vor kurzem die dauernde Unterwerfung deutscher Länder unter romanische Herrschaft verhindert.

Ein nicht unbeträchtliches Gebiet der Eidgenossenschaft hatte einst zu dem alten burgundischen Reiche gehört, und dessen Uebergang an Deutschland unter Kaiser Konrad II. verdankten die Nachkommen die Erhaltung ihres Volkstums. Lange Zeit war das arelatische Reich unter den deutschen Kaisern geblieben, obgleich deren Gewalt nie tief griff; erst mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts begann der Anfall der westlichen Gebiete, zuerst Lyons, an Frankreich. König Rudolf von Habsburg trug sich mit dem Gedanken, Burgund zu einem von Deutschland abhängigen, doch gesonderten Königreiche zu machen. Karl IV. hatte sich noch in Arles krönen lassen, seitdem nahm der Zusammenhang mit Deutschland stetig ab; nur die Grafen von Savoyen fanden es nützlich, ihn festzuhalten. Frankreich hatte schon vorher den Delfinat durch Erbschaft erworben, 1481 erbte es auch die Provence, so daß es unmittelbar die Grenzen Italiens berührte. Ein längst angestrebtes Ziel war damit erreicht, und Frankreich beeilte sich, es zu verwerten.

Aber nur der Süden des ehemaligen Königreiches stand im Besitze der französischen Krone. Der Name Burgund, der so lange nur ein geographischer Begriff gewesen war, bekam wieder Inhalt und hellsten Klang und wurde übertragen auch auf weit abliegende Länder. Der französische König Johann der Gute hatte 1363 seinem jüngeren Sohne Philipp dem Kühnen das erledigte französische Herzogtum Burgund, die Bourgogne, übertragen. Er und seine Nachkommen schlossen überaus glückliche Heiraten, geschickte Gewaltthat und rücksichtslose List thaten das übrige. Mit wunderbarer Schnelligkeit stieg das neuburgundische Reich empor. Zu der Bourgogne kam die zum deutschen Burgund gehörige Freigrafschaft, und noch größer waren die Erwerbungen im Norden am Meere, Flandern,

Artois und Picardie, Brabant und Limburg, der Hennegau, Holland, Seeland, Friesland; als auch das Herzogtum Luxemburg gewonnen wurde, fehlte nur noch das umklammerte Bistum Lüttich, um diese gewaltige nördliche Ländermasse einheitlich zu machen, und zwischen ihr und den beiden Burgund im Süden lag blos das schwache Herzogtum Lothringen. Der größte Teil waren dichtbevölkerte Landstriche, gesegnet mit natürlicher Fruchtbarkeit oder durchsetzt mit großen, durch Handel und Gewerbe blühenden Städten. Hier vereinigte sich eine Fülle von Kräften und Hilfsmitteln, wie nirgend anderswo, die auch eine minder ehrbegierige Seele als Herzog Karl den Kühnen verlockt hätte, sich zum Gebieter der Welt zu machen. Unermeßlich waren seine Schätze, unübertrefflich die Pracht seines Hofes. Nicht mehr Frankreich, sondern Burgund erschien als die Verkörperung aller irdischen Herrlichkeit. Die bunte burgundische Tracht mit dem hochragenden Kopfputz, der den Oberkörper nötigte, sich zurückzubeugen, und dem glatt herabfallenden langen Gewande, das die Fingerspitzen zierlich emporhoben, eroberte die ganze Damenwelt. Noch heute zeugen in unsern Sammlungen und Bibliotheken kostbare Edelsteine und herrliche Kleinodien, überreich mit farbigen Miniaturen verzierte Handschriften von dem blendenden Glanze, mit dem sich Karl umgab. Dem „neuen Alexander“, wie ihn sein Hof nannte, war kein Ziel zu hoch, daß es ihm nicht erreichbar schien; Deutschland, Frankreich und England umfaßten seine Pläne, bis nach Konstantinopel hin wandte er seine Entwürfe. Er wollte ein großes Königreich errichten zwischen Deutschland und Frankreich, das letztere zertrümmern und die Kaiserkrone erringen. Schon hatte er Lüttich und das an seine Niederlande grenzende Geldern unter seine Gewalt gebracht, und als ihm ein Vertrag mit dem österreichischen Erzherzoge Sigmund einen Teil des Elsasses und des Oberrheines zum Pfande einräumte, stand die Vereinigung seiner getrennten Gebietsmassen nahe bevor. Da traten ihm die Eidgenossen in den

Weg. Ihr heldenmütiges Fußvolk schlug zweimal die stolzen burgundischen Ritterscharen bei Granson und Murten, und vor dem belagerten Nancy fand der überkühne Mann am 5. Januar 1477 einen jähen, unrühmlichen Tod.

Nun begann die Bewerbung um seine einzige Erbin. Maria reichte ihre Hand dem ritterlichen Maximilian von Oesterreich, doch bald trennte ihr Tod das glückliche Ehepaar. Unter großen Schwierigkeiten kämpfte Maximilian standhaft für sich und seinen Sohn Philipp, den nunmehrigen Herrn der burgundischen Lande, und behauptete sie gegen Frankreich; nur die Bourgogne und die Picardie mußte er zurückgeben. Philipp heiratete dann 1496 Johanna, die Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien und der Isabella von Kastilien; bei seinem frühen Tode hinterließ er die Söhne Karl und Ferdinand.

Für das Deutsche Reich war diese Lösung ein Glück; was wäre geworden, wenn die burgundische Zwischenmacht weiter bestanden hätte? Die Lande blieben wenigstens in losem Zusammenhange mit dem Ganzen und gingen nicht unmittelbar verloren. Aber aus diesen Verhältnissen erwuchs die dauernde Feindschaft mit Frankreich.

Behauptete Oesterreich den Hauptteil der westlichen Erbschaft, so ging die östliche, die von Kaiser Sigmund herstammende, verloren. Auch hier handelte es sich um höchste Lebensinteressen des Reiches und des deutschen Volkes, vielleicht um noch wichtigere, als im Westen. Den herrlichen Früchten der Germanisation des dreizehnten Jahrhunderts drohte schon nach kurzer Frist Vernichtung. Sie waren gewonnen worden durch die geistige und wirtschaftliche Ueberlegenheit der Deutschen in einer Zeit, in der das Reich bereits zersplittert war, aber auch die dortigen Völker in politischer Ohnmacht lagen. Jetzt stand es mit diesen anders. Seitdem 1386 der heidnische Großfürst Jagiello von Litthauen, getauft und verheiratet mit der jugendlichen Königin Hedwig, die Krone Polens erhalten hatte, trat dieses Reich aus seiner Nichtigkeit hervor und wandte sich

bald gegen den preußischen Ordensstaat, der bis dahin in dem Kampfe gegen die Litthauer seinen kirchlich-kriegerischen Zweck verfolgt hatte. Durch ihre Bekehrung büßte der Orden seine geschichtliche Berechtigung ein, während zugleich in seinem Innern Sittenverfall und verderbliche Zwietracht walteten und sein Regiment in dem eigenen Lande als Fremdherrschaft verhaßt war. Der Orden nahm keine Söhne des preußischen Adels in seine Reihen auf, versagte ihm und den Städten die Teilnahme an der Staatsverwaltung und beengte mit seiner Großwirtschaft die bürgerlichen Betriebe. So verleitete, nachdem bereits Polen durch die Riesenschlacht von Tannenberg 1410 dem Orden einen nicht mehr zu überwindenden Stoß versetzt hatte, der Grimm die Preußen zur Empörung. Adel und Städte riefen Polen herbei und unterwarfen sich lieber den Slaven, als daß sie den Orden länger ertragen hätten; das Reich sah unthätig zu. Daher kamen durch den zweiten Thorner Frieden 1466 die besten Teile des Ordenslandes an der Weichsel unter polnische Herrschaft, während der in Ostpreußen gebliebene Rest die polnische Lehnshoheit anerkennen mußte. Vergebens suchte der Orden sich ihr zu entwinden, sein Schicksal war entschieden. Ein Glück, daß kurz vorher der brandenburgische Kurfürst Friedrich II. die dem Orden verkaufte Neumark eingelöst hatte; Polen würde sich sonst bis zur Oder als Keil in deutsches Gebiet vorgedrängt haben. Es war der erste große Dienst, den die Zollern dem Deutschtume leisteten.

Der Verlust Preußens war nicht der einzige Schlag, den das deutsche Wesen im Osten erlitt; er konnte das Vorspiel zu sehr viel größeren werden. Noch mehr als einst durch das Reich Ottokars war jetzt die ganze Flanke gefährdet. Als der nachgeborene Sohn König Albrechts II., Ladislaus Posthumus, 1457 plötzlich starb, vermochte das Haus Habsburg Böhmen und Ungarn nicht zu behaupten. In Böhmen hatte durch die Hussitenzeit das Czechentum über die Deutschen die Ober-

hand gewonnen. Hier wurde der kluge Georg Podiebrad zum Könige ausgerufen, während in Ungarn der heldenhafte, straffe Matthias Corvinus, dessen Geschlecht in den Türkenkriegen seinen Ruhm begründet hatte, die Krone davontrug. Ein wahres Glück für Deutschland, daß beide miteinander in Streit gerieten. Als Georg starb, folgte ihm durch Wahl der Böhmen ein polnischer Prinz Wladislaw, der dann nach dem Tode des Matthias 1490 auch auf den ungarischen Thron berufen wurde. Böhmen, die Lausitzen, Schlesien, Mähren und Ungarn waren so unter einem slavischen Herrscher vereinigt; wie leicht konnte nun das Slaventum, unterstützt von Polen, sich zum gebietenden Herrn in diesen Landen machen! Besonders bedroht war das in die Mitte eingezwängte Schlesien, wo sich das Deutschtum so kräftig entfaltet hatte. Nie ist die deutsche Nationalität in einer so bedenklichen Lage gewesen, wie damals! Das Haus Habsburg hatte zwar seine Ansprüche auf alle diese Länder nicht aufgegeben und Maximilian auch glücklich Wien und Niederösterreich, das Corvinus erobert hatte, zurückgebracht; ob aber der Nachfolgevertrag, den er Wladislaw aufnötigte, jemals von Wert sein würde, stand dahin.

Auch im Norden ging eine Veränderung vor sich, die leicht üble Folge tragen konnte. Das treffliche Geschlecht der Holsteiner Grafen aus dem Hause Schauenburg hatte seinen großen Verdiensten um die Stärkung des deutschen Elementes noch hinzugefügt, daß es 1386 von Dänemark die Belehnung mit dem einst von Kaiser Konrad II. abgetretenen Schleswig erreichte. Die beiden Länder verwuchsen nunmehr miteinander in treuer Freundschaft, und Schleswig wurde mehr und mehr deutsch. Als die Schauenburger ausstarben, wählten 1460 die Holsteiner und Schleswiger den König Christian von Dänemark zu ihrem Herrn, nur als Herzog und mit der Bedingung, für ewig ungeteilt zu bleiben. Immerhin wurde dadurch der dänische König zum Reichsfürsten und die Behauptung der Ostsee den Deutschen erschwert.

Auf ihr beruhte ein gutes Teil des deutschen Handels und ein ruhmreiches Stück deutscher Geschichte.

Ein schweres Mißgeschick hat die Deutschen, obgleich sich vor ihnen die Nordsee ausbreitete, lange Zeit von dem Meere fern gehalten. Die Küsten waren zum großen Teil im Besitze der Friesen, die sich wenig ums Reich kümmerten, und die sächsischen Kaiser, andern Zielen zugewandt, gaben die alten Verbindungen über das Meer hin auf. Da Süddeutschland, dem dann die Führung des Reiches zufiel, keine Veranlassung hatte, die Seefahrt aufzunehmen, wurde Deutschland ganz zum Binnenreich, und das Königtum hörte auf, für die im Norden liegenden Interessen zu sorgen; Friedrich II. und Otto IV. gaben sie sogar Dänemark preis, bis die norddeutschen Fürsten auf eigene Hand den gefährlichen Nachbarn zurückwarfen. Von den späteren Königen hat nur Karl IV. ein Verständnis für den Seehandel gezeigt. Daher half es dem Reiche wenig, als im fünfzehnten Jahrhundert Ostfriesland wieder in engere Verbindung mit ihm trat und dort das fürstliche Haus der Zirksena emporkam.

Für die Unterlassungssünden des Königtums hatten Reichsglieder reichlichen Ersatz gebracht. Wie die Germanisation des Ostens ohne Hilfe des Reiches erfolgte, so war die Ostsee zum deutschen Meere geworden allein durch die Thatkraft eines Teiles des Volkes. Man mag zweifelhaft sein, ob die Hansa zur politischen oder zur wirtschaftlichen Geschichte zu stellen sei, und darin zeigt sich ihr eigentümliches Wesen. Sie erwuchs langsam als ein Bund der deutschen Kaufmannschaft, die nach dem Auslande handelte, und umspannte mit ihrer Thätigkeit den ganzen weiten Strich von England bis nach Rußland hinein. Die niederrheinisch-westfälischen Städte legten ihren Grund. Ihre Fahrten gingen den Rhein hinab nach England, wo schon seit dem elften Jahrhundert die deutschen Kaufleute als eine Einheit galten, und ebenso nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung, wo sie den später entstehenden deutschen

Schwestern an der Ostsee bereits die Bahn brachen. Bald folgten diese rüstig nach, und die Deutschwerdung der ganzen Südküste der Ostsee gab dem Verkehr nach Rußland und Skandinavien erst Sicherheit und Stetigkeit. Die Ostseestädte begnügten sich sogar nicht mit diesem weitbemessenen Felde, obgleich sie seine Bebauung fast ganz an sich zogen, und griffen auch rüstig den Handel mit England auf.

Die Hansa war eine freie Genossenschaft. Die Gefahren, welche die See nicht nur durch die Gewalt der Natur, sondern auch durch Feindseligkeit der Menschen, der Seeräuber, brachte, die Notwendigkeit, in fremden Reichen nicht allein zu stehen, einigten die deutschen Kaufleute zu gemeinschaftlicher Fahrt, wie zur Erwerbung gemeinsamer Rechte im Auslande. Die dortigen Niederlassungen wurden gemeines Eigentum mit selbständiger Verfassung, der sich jeder aufs peinlichste zu fügen hatte. Härter und unnachsichtiger gehandhabt als die Zucht eines Klosters, band eine unverrückbare Ordnung die Gesellen, regelte ihr tägliches Leben im Geschäft und im Hause, schloß sie ab vom freundschaftlichen Verkehre mit den Heimischen und ließ nur den einen mit härtester Einseitigkeit verfolgten Zweck zu, den der Hansa und ihres Handels. Wer dagegen verstieß, wurde unerbittlich ausgeschlossen. Ebensowenig wie auf dem festländischen Kolonialboden gaben die Deutschen in den auswärtigen Seestädten ihr Wesen auf. Als gewaltige städtegleiche Festungen innerhalb der fremden Bürgerschaften hegten diese Niederlassungen ihre deutschen Insassen wie Staatsgefangene, die nur zur Arbeit herausgelassen wurden.

In London bestand der große Stahlhof, in den Niederlanden war der Hauptplatz zu Brügge, in Rußland diente der große Petershof zu Nowgorod am Ilmensee den Hansen; mehrere große Kontore gab es in Skandinavien, namentlich in Bergen. Der Mittelpunkt des Ostseehandels war die Insel Gothland mit der glänzenden Stadt Wisby, wo sich vielerlei Völker und Zungen trafen.

An den erworbenen Rechten durfte jeder deutsche Kaufmann teilhaben, der sich den Vorschriften und Gesetzen unterwarf. Waren diese Einrichtungen die feste, durch ihr inneres Gefüge sich selbst tragende Brücke, über die der deutsche Handel nach dem Auslande ging, so wurden ihre mächtigen Pfeiler gebildet durch eine Anzahl hervorragender Städte, denen in richtiger Erkenntnis der Selbstzweck gebot, für die Allgemeinheit thätig zu sein. In der großen Zahl der Hansestädte gab es wieder einzelne Gruppen, deren Glieder, einander näherstehend, eng verknüpft waren. Der gewaltige Bund ging hervor aus Vereinigungen daheim und sie verliehen ihm auch nachher die beste Kraft. Namentlich die Städte von Lübeck bis Greifswald, die sogenannten wendischen Städte, erstritten die Vorherrschaft auf der Ostsee und sicherten den Deutschen den skandinavischen Handel; sie wurden und blieben die Seele des Ganzen.

Die Hansa, deren Verein sich von Köln bis Reval in Esthland erstreckte, unterschied sich so von andern Bündnissen. Ohne auf eine dauernde, schriftlich niedergelegte Verpflichtung gegründet zu sein, bestand sie gewissermaßen fortwährend durch sich selbst, und daher konnte die Zahl der Mitglieder wechseln, bald größer, bald geringer sein, je nachdem es Städten nützlich schien, an großen Unternehmungen teilzunehmen. Nur die die eigentliche Kaufmannschaft betreffenden Verordnungen waren allgemein verpflichtend; Beschlüsse der Hansatage über hohe und auswärtige Politik, über durch sie erforderte Kriege banden nur diejenigen, welche bereitwillig die Lasten auf sich nahmen. Gewöhnlich war das nur ein Teil, aber er genügte, um die hansische Macht aufrecht zu erhalten. Der alleinige leitende Gesichtspunkt blieb stets der Handel. Daher war es möglich, daß mit wenigen Ausnahmen die Mitglieder der Hansa fürstliche Landstädte waren. Kam für sie der hauptsächliche Zweck der süddeutschen Städtebünde, die Reichsfreiheit zu bewahren, gar nicht in Betracht, so fehlte dafür das Band, das jene mit dem Reiche verknüpfte, und so Großes die Hansa für

das deutsche Volk leistete, für dessen politischen Körper blieb sie bedeutungslos; sie kümmerte sich nicht um das Reich, noch dieses um sie.

Da sie infolge ihrer Zusammensetzung nicht auf Eroberungspolitik auszugehen vermochte, mußte die Hansa darauf sehen, die staatlichen Zustände im Norden so zu erhalten, daß ihre Rechte und Privilegien nicht gefährdet wurden. Wiederholt hat sie dafür Kriege geführt, die stets siegreich endeten, so daß sie trotz mancherlei Veränderungen in den skandinavischen Verhältnissen ihre Obmacht in der Ostsee behauptete. Doch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ging Nowgorod an die rohe Gewalt des aufkommenden russischen Reiches verloren, und schon lange machte sich der Wettbewerb der Niederländer empfindlich, denen auch die Natur zu Hilfe kam, indem die Heringe ihre alten Laichplätze an der Küste von Schoonen verließen. Hochgefährlich wurde den Hansen das neuburgundische Reich und auch nachdem es an Habsburg gefallen war, konnten sie in jenen Gegenden das Uebergewicht nicht behaupten; Brügge büßte allmählich seine Bedeutung ein und trat sie an Antwerpen ab. Dazu kam manchmal arger Handelsneid zwischen den östlichen und den westlichen Städten; auch die deutschen Fürsten nötigten jetzt vielfach ihre Binnenstädte, von dem Bunde zurückzutreten, der ihrer Landesherrlichkeit unbequem war.

Auch hier drohte der Niedergang bereits zu der Zeit, wo ohnehin dem Weltverkehr sich ganz neue Wege und Ziele eröffneten, obgleich noch geraume Frist verstrich, ehe der deutsche Handel dadurch Beeinträchtigung erfuhr. Das Bürgertum hatte hier geleistet, was nur geleistet werden konnte, aber es hatte keine feste Einheit begründet, und hinter ihm stand kein Reich, das in Zeiten der Not hätte Stütze geben, das dem Volke hätte retten können, was seine Söhne geschaffen hatten, sobald diese zu schwach wurden. Der Fluch der Zerrissenheit des Reiches lastete auch auf der Hansa.

Fünfzehnter Abschnitt.

Die Reichsglieder und die großen Fürstenhäuser.

Gaben die Thaten der Kaiser den leitenden Faden für die ältere deutsche Geschichte, so wird das anders mit dem ausgehenden Mittelalter. Die treibende Kraft liegt nicht mehr im Reichsoberhaupte, doch es wäre schwer zu sagen, wo sie zu suchen sei. In der geistigen Entwickelung bestand allerdings immer eine gewisse Einheit, in der politischen schwand sie mehr und mehr, bis völlige Zerfahrenheit einriß und das Reich sich zersetzte in eine überaus große Zahl so gut wie selbständiger Teile.

Die Gründe dafür lagen schon in den früheren Zeiten, und der öffentliche Zustand wurde immer schlimmer. Furchtbar haben die Deutschen gegeneinander gesündigt mit blutigen Kämpfen. Die mittelalterliche Wirtschaft und das ihr entsprungene Lehnssystem hatten den angeborenen kriegerischen Sinn erhalten, und da die bäuerliche und dann die städtische Bevölkerung sich der friedlichen Arbeit hingaben, machte der hohe und niedere Adel, zu dem die Ministerialen wurden, einen besonderen Kriegerstand aus. Die industriellen Thätigkeiten verbreiteten sich nicht so allgemein, daß sie den kriegerischen Zuschnitt hätten erheblich beschränken können, und so blieb es beim Gegensatz ohne rechten Ausgleich. Der kleine Adel wollte vom Schwerte leben und auch der größere und selbst die Fürsten verschmähten keineswegs kriegerischen Erwerb und waren nicht ängstlich im Ergreifen der Gelegenheit. Sie hatten eben ihre Vasallen zur Verfügung und wollten sie verwerten; kamen sie doch damit deren Wünschen entgegen. Indessen war der Krieg stets eine sehr kostspielige Sache, wenn er nicht schnellen Erfolg gab.

Die Fürsten stürzten sich in Schulden und aus ihnen herauszukommen half oft nur ein neuer Krieg. Das steigende Bedürfnis nach barem Gelde, nach nutzbringenden Einkünften wurde häufig die Veranlassung, Streit zu beginnen. Menschen gab es genug und die blanken Groschen waren mehr wert als sie.

Die Meinung von der besondern Ehrenhaftigkeit des Kriegshandwerkes, persönliche Leidenschaft und zügelloses Kraftgefühl thaten das übrige, und da der König nicht genügend hindern konnte, wurden Kriege und Fehden die Tagesordnung im Reiche. Nur Verwüstung und Verwilderung kamen dabei heraus, denn die kleinen Vorteile, die etwa ein Fürst über den andern errang, das Recht, irgendwo sein Gericht auszuüben, oder eine Burg, ein Fetzen Land waren für seine Machtstellung ziemlich gleichgültig. Allerdings spielte eine bestimmte Absicht dabei eine besondere Rolle. Im früheren Mittelalter gab es keine geschlossenen Territorien. Der Besitz der Fürsten bestand aus allerlei getrennten Gütern und Rechtstiteln; hier war er Grundherr, dort hatte er nur das Gericht oder einen Teil davon, an andern Orten gebührten ihm gewisse Gefälle. Dazwischen hatten wieder andre Herren ihre Gerechtsame; alles lag wirr durcheinander. Jetzt galt es, die völlige Herrschaft zu erlangen, fremde eingesprengte Rechte auszuscheiden oder in eigene Gewalt zu bringen, das Ganze nach außen zu mehren und abzurunden. Auf diese Weise entstanden allmählich die Partikularstaaten; mit dem fünfzehnten Jahrhundert schließt dieser Prozeß ab, wie zugleich die volle reichsrechtliche Anerkennung erlangt wurde.

Die Territorien waren ebenso verschieden an Größe wie nach Rang und Stand ihrer Inhaber, die von Herzögen und Fürsten hinab zu Grafen und Herren und Reichsstädten reichten. Eine eigene Stellung nahmen die geistlichen Herren ein. Neben den sechs Erzbischöfen gab es an vierzig Bischöfe, die jedoch nicht alle Reichsfürsten waren, dazu kamen wohl an sechzig Abteien und Klöster, die eigene Herrschaft besaßen. Die

Bischöfe wurden gewählt von den Kapiteln; der Einfluß der Könige kam nur in seltenen Fällen zur Wirkung, während der Papst mit seinem Bestätigungsrechte die Hauptentscheidung hatte. Die Kapitel ergänzten sich selbst und nicht immer nach kirchlichen Gesichtspunkten. In ihnen überwog allenthalben der Adel und für die Aufnahme als Domherr war in der Regel der Nachweis alten Adels erforderlich. Einzelne Stellen blieben allerdings Studierten vorbehalten, weil man doch einige wirkliche Geistliche unter sich haben mußte, denn die Domherren, wie die Bischöfe, nahmen oft gar nicht die priesterliche Weihe, sondern zogen nur den Nutzen ihres Amtes. Demnach wurden die Bistümer und Kapitel Versorgungsanstalten für den Adel und die Besetzung eines Stuhles war oft viel mehr eine Familien- und Parteiangelegenheit, als eine kirchliche Sache. In ihren inneren Einrichtungen unterschieden sich die geistlichen Gebiete kaum von den weltlichen. An Kriegen nahmen sie nicht minder regen Anteil und so manche Bischöfe waren mit dem Schwerte besser vertraut als mit dem Meßbuche. Der stete Wechsel in der Regierung, die hohen Abgaben, welche an Rom zu zahlen waren, und die Fehden stürzten die geistlichen Herrschaften in schwere Schulden. Der schöne Vorrang, den einst die kirchlichen Länder vor den weltlichen hatten, die vortreffliche Pflege aller wirtschaftlichen Kräfte, war längst vorbei. Der hohe Klerus hatte mit dem engen Verhältnisse, in dem er einst zum Königtume stand, auch den besten Schirm verloren. Jetzt war er hinter die weltlichen Fürsten zurückgewichen und sah sich auf den Schutz der Kirche angewiesen, die seine Gebiete in ihrem Hauptbestande unantastbar erhielt. Die geistlichen Territorien bedingten die Zerstückelung im Süden und Westen Deutschlands und ließen die andern fürstlichen Gewalten nicht zur rechten Abrundung gelangen.

Auch die Reichsstädte verhinderten die Zusammenschließung der weltlichen Herrschaften. Ihrer gab es etwa siebzig, von

denen im Norden nur wenige und vereinzelte lagen. Am dichtesten gedrängt waren sie in Franken, Schwaben und im Elsaß, weil bei der Auflösung der staufischen Erbschaft es vielen früheren Landstädten gelang, beim Reiche zu bleiben. Denn die Eigenschaft, Reichsstadt zu sein, rührte von geschichtlichen Ursachen her, richtete sich nicht etwa nach Größe und Bedeutung. Viele Reichsstädte sind nie über die kleinlichsten Verhältnisse einer Ackerstadt hinausgekommen, während andre reiche und stark bevölkerte Städte, wie Soest, Münster, Erfurt nicht unter dem Reiche, sondern unter Landesherren standen.

Die Reichsstädte entrichteten dem Könige, als ihrem unmittelbaren Herrn, eine meist niedrig bemessene jährliche Steuer. Doch suchten die Könige auch sonst aus ihnen bare Einnahmen herauszuschlagen, wie es Karl IV. im größten Maßstabe that. Ueber den Reichsstädten schwebte lange Zeit als größte Gefahr die Verpfändung, daß nämlich der König die Reichssteuer und seine sonstigen Rechte einem Fürsten überließ, der dann, wenn das Verhältnis lange dauerte, die Stadt ihrer Freiheit berauben konnte. Daher schlossen die Städte Bündnisse untereinander, um sich gegenseitig vor Verpfändung zu schützen, und sie erreichten schließlich ihren Zweck, so daß im fünfzehnten Jahrhunderte solche Beeinträchtigungen nicht mehr vorkamen. Obgleich die Reichsstädte stolz darauf waren, nur dem Reichsoberhaupte unterstellt zu sein, konnte das Königtum von ihnen keine Hilfe zur Erweiterung seiner Macht hoffen. Trotz der vielen Bündnisse, die sie miteinander schlossen, kam nie eine wirkliche Einigung zwischen ihnen zu stande, die sie befähigt hätte, als geschlossene Körperschaft ihr Gewicht geltend zu machen. Jede Stadt berücksichtigte zuletzt nur ihr besonderes Interesse und verfolgte es in kleinlicher Weise.

Manche Reichsstädte erwarben ein stattliches Landgebiet; Nürnberg konnte sich in dieser Hinsicht mit kleineren Fürstentümern messen. Die Reichsstädte waren ebenso gut selbständige Territorien wie die geistlichen und weltlichen Herrschaften, und

trieben eine dementsprechende Politik. Daher gerieten sie oft in Zwist mit den benachbarten Fürsten. Die großen Städtekriege, wie sie unter Wenzel und dann wieder unter Friedrich III. Süddeutschland verheerten, hatten ihre Veranlassung zum guten Teile in Rechts- und Besitzstreitigkeiten. Allerdings spielte auch hinein der grundsätzliche Unterschied zwischen Bürger- und Fürstentum, den die Standes- und Wirtschaftsverhältnisse hervorriefen, doch waren die Reichsstädte nicht die Vertreter des gesamten Bürgertums, das nie zu einer Einheit gelangt ist.

Die einigermaßen größeren Fürstenhäuser alle zu nennen, wäre ermüdend, und die kleineren Territorien aufzuzählen, würde ganze Seiten in Anspruch nehmen. Dicht aneinander gedrängt, so daß jeder bei einiger Regung gleich an den Nachbar anstieß, wetteiferten die weltlichen Herren, durch Kriege, glückliche Heiraten und Erbschaftsverträge vorwärts zu kommen. Seit den staufischen Zeiten hatte sich der Bestand der großen Familien durch Aussterben mehrerer älteren und andre Vorkommnisse stark verändert. Da die geringe Entwickelung der Geldwirtschaft standesgemäßen Unterhalt der nicht regierenden Familienglieder erschwerte, machten fast alle noch den Fehler, zu teilen, und schädigten dadurch ihr Gedeihen. Nicht allein, daß ihre Kraft zersplittert wurde, bei den meisten führten die Teilungen zu den schlimmsten Zwistigkeiten, die wie eine tödliche Krankheit fortwährend an ihrem Marke fraßen. Die Goldene Bulle verbot die Teilung der Kurfürstentümer, auch Hausgesetze suchten dem Uebel zu steuern.

Geraume Zeit überwog keine einzige Familie derartig, daß sie sich über die andern hätte emporschwingen können. Erst das fünfzehnte Jahrhundert brachte Verhältnisse, die bis auf unsre Zeit von Dauer gewesen sind, und wie es die Luxemburger ausscheiden sah, förderte es andre Geschlechter zu vornehmlichen Ehren. So viele fürstliche Häuser es gab, vier von ihnen haben seitdem die Geschichte des deutschen Volkes hauptsächlich bestimmt, und obgleich eines das römische

Kaisertum als sein Erbteil behauptete, solange es bestand, wurden gelegentlich auch die andern vor die Frage gestellt, ob ihnen nicht die Führung Deutschlands zufallen sollte.

Als zur Zeit Friedrichs II. die Zähringer im Westen und die Andechs-Meranier im Osten erloschen, kam in ganz Süddeutschland niemand den Wittelsbachern gleich, und ihnen fiel auch ein großer Teil der staufischen Erbschaft zu, während deren Rest in kleinste Teile zersplitterte. Als die Besitzer Bayerns, wo ihnen eine erledigte Grafschaft nach der andern zufiel, der rheinischen Pfalz und eines Teiles von Schwaben, erstreckte sich ihr Einfluß vom Rhein und Neckar bis über den Inn und bis zum Fichtelgebirge. Doch wenn ein deutsches Geschlecht durch eigene Schuld und mit Gewalt das ihm holde Glück zurückscheuchte, waren es die Wittelsbacher. Sie spalteten sich zunächst in zwei Linien, die bayerische und die pfälzische, die oft genug einander eifersüchtig schädigten, statt sich gegenseitig zu unterstützen.

Das pfälzische Haus, dem trotz geringeren Besitzes die Kurwürde größeres Ansehen verlieh, brachte durchschnittlich tüchtige Männer hervor, die sich angelegen sein ließen, ihr Land in ruhiger Arbeit zu fördern; auch bei dem Anteil, den sie an der Reichspolitik nahmen, dachten sie zuerst an ihr Hausinteresse. Pfalzgraf Ruprecht I. erwarb sich den Ruhm, 1386 die Universität in Heidelberg zu gründen, der alle Nachfolger warmes Wohlwollen zuwandten. Sein Großneffe Ruprecht III. übernahm ehrlichen Sinnes, doch mit unzureichenden Kräften die schwere Aufgabe, das durch Wenzel vernachlässigte Reich zu heben; hatte dieses nur Schaden davon, fuhr doch die Pfalz nicht schlecht, da der König ihr einigen Zuwachs verschaffen konnte.

Alle früheren und späteren Angehörigen seines Geschlechtes überstrahlte Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, der böse Fritz, wie ihn seine Feinde nicht ohne Grund nannten. Ein genialer Mann, Freund der Wissenschaften und der schönen Künste,

unerschöpflich an kriegerischer Kraft und politischen Ränken, stets auf sich vertrauend und andrer Recht gering achtend, machte er seinen Nachbarn und dem Kaiser Friedrich III. das Leben schwer und erwarb sich Ansehen weit über Deutschland hinaus. Dennoch war die Summe seines Lebens nur eine kleine Erweiterung der Pfalz; in dem damaligen Deutschland verbrauchte sich die beste Kraft. Die Pfalz mit ihrem schlecht abgerundeten, nicht allzu großen Gebiete, allenthalben eingeengt durch geistliche Staaten, konnte nicht recht emporkommen.

Die Wittelsbacher, denen das Herzogtum Bayern geblieben war, teilten wiederholt. Brüder und Vettern verfolgten sich mit Neid und Mißgunst, die sogar zum mörderischen Hasse ausarteten, und alle ihre Eigenschaften, die starken wie die schwachen, wurden ihnen gegenseitig zum Verderben. Sehr verschiedene Charaktere brachte diese an Gliedern reiche Familie hervor. Den meisten war eigen die Lust, das Leben zu genießen und seinen Reiz durch Prunk und Aufwand zu steigern; neben einigen stillen Naturen gab es bewegliche, unstete und haltlose, auch Männer von wilder, dämonischer Leidenschaft. Düstere Familientragödien erschreckten die Zeitgenossen. Herzog Ludwig der Strenge verurteilte seine Gemahlin angeblicher Untreue wegen zur Enthauptung, Herzog Ernst ließ die liebreizende Gattin seines Sohnes, die Augsburger Bürgerstochter Agnes Bernauerin als Zauberin ertränken. Herzog Heinrich von Landshut brachte 1417 in Konstanz seinem Vetter Ludwig von Ingolstadt im heimtückischen Ueberfall eigenhändig schwere Wunden bei; jahrelang lagen sie dann im grimmigen Zwist, bis der greise Ludwig von seinem körperlich und geistig mißgeschaffenen Sohne ins Gefängnis geworfen wurde. Die großartigen Erwerbungen, die Kaiser Ludwig gemacht hatte, gingen durch die Schwäche und Zwietracht seiner Söhne und Nachkommen verloren, zuletzt fielen auch die niederländischen Gebiete der neuburgundischen Macht anheim. Erst als der

geistesklare und willensstarke Herzog Albert IV. 1504 alle Teile vereinigte, gewann Bayern die ihm gebührende Stellung, obgleich der Mangel der kurfürstlichen Würde den Einfluß auf das Reich minderte.

Nur eine Familie stand den Wittelsbachern im Wege, die habsburgische, die, nachdem sie durch König Rudolf Oesterreich und Steiermark erhalten hatte, allmählich Bayern von drei Seiten umklammerte. Durch die Landesteilungen behielten die habsburgischen Vorlande, wie man sie nannte, in Schwaben und am Rhein ihren Wert, der bedeutend stieg, als die Erwerbung Tirols, das die Söhne Ludwigs des Bayern aufgeben mußten, die Brücke zwischen Osten und Westen schlug. Namentlich Herzog Leopold III., der 1386 bei Sempach den Streichen der Schweizer erlag, erweiterte beträchtlich den Grundbesitz in Schwaben. Nachher brachte die Schweizer Eidgenossenschaft die ihr benachbarten Landstrecken an sich und behauptete sie trotz der Gegenbemühungen Friedrichs III. und Maximilians. Dafür fielen damals die Vorlande wieder unter die einige Herrschaft des regierenden Familienhauptes zurück. Als Maximilian I. die burgundische Freigrafschaft aus der Erbschaft Karls des Kühnen behauptete, erstreckte sich habsburgisches Gebiet fast ununterbrochen von der ungarischen Grenze bis an die Frankreichs und die Habsburger besaßen die Möglichkeit, auch innerhalb des engeren Reiches ihre Besitzungen auszudehnen.

Von einer andern gefährlichen Nebenbuhlerschaft waren die Wittelsbacher glücklich befreit worden. In dem Geschlechte der Burggrafen von Nürnberg zeigt sich früh eine gewisse Regelmäßigkeit des Wesens. Ueberschäumende Leidenschaft lag nicht in dem Charakter der Zollern, ebensowenig der Hang nach üppigem Lebensgenuß; durchschnittlich suchten sie den Pflichten und Aufgaben, die ihnen ihre Stellung auferlegte, in treulicher Arbeit, ohne Ueberschwang und Abenteuerlust gerecht zu werden. Tüchtige Krieger, sparsame Verwalter

wußten die Burggrafen mit ruhigem, treffendem Verstande die Umstände zu benutzen und die sich darbietenden Glückslagen festzuhalten. Auf diesem allgemeingültigen Untergrunde scheinen in der Familie früh zwei verschiedenartige Begabungen nebeneinander bestanden zu haben. Die einen, realistisch angelegt, fanden ihren Lebensberuf in praktischer Thätigkeit, die andern besaßen einen mystischen Zug, eine Hinneigung zu dem Idealen; einzelne besonders glücklich begabte Persönlichkeiten vereinigten in sich die Vorzüge beider Anlagen. Die Zollern kamen in die Höhe, indem sie engen Anschluß an das Königtum nahmen; erst hielten sie getreu zu den Staufern, dann verpflichteten sie sich die Habsburger, die Wittelsbacher und die Luxemburger nacheinander durch große Dienste. Nicht, daß die Zollern etwa an vaterländischer Gesinnung ihren Zeitgenossen weit vorausgeeilt wären, aber das Schicksal fügte es wunderbar, daß ihnen von Anfang an der Weg zum Glück derselbe war, auf dem Reich und Volk das ihre zu suchen hatten.

Gerade damals hat das Geschlecht Männer hervorgebracht, welche zu seinen bedeutendsten Gliedern zählen, vor allem Friedrich, den ersten Kurfürsten, einen Mann von ausgezeichneter Regsamkeit, von schnellem und sicherem Blick, bei allem Egoismus und einer den Gegnern oft unbequemen Verschlagenheit voll Verständnis auch für das, was dem Ganzen notthat. König Sigmund übertrug aus Dankbarkeit Friedrich VI. die Mark Brandenburg; wie einst das habsburgische, so wurde jetzt das zollernsche Haus von dem heimatlichen Boden hinweg auf eine größere Stätte der Wirksamkeit versetzt, auf der es sich erst zur rechten Bedeutung emporschwang. Friedrich I. nahm jedoch, nachdem er in der Mark die zerrüttete Landeshoheit wieder aufgerichtet hatte, in den fränkischen Landen seinen Aufenthalt und beteiligte sich lebhaft an den Reichssachen, wobei ihm wesentlich zu statten kam, daß er nun Kurfürst war. Während sein Nachfolger in Brandenburg, Kurfürst Friedrich II., trotz seiner Neigung zu Romantik und

Schwermut ein starker Charakter, in der Mark die Fürstenmacht befestigte, richtete dessen Bruder Albrecht Achilles, ein feuriger, von Narben bedeckter Kriegsmann, „der Sinnreiche", wie ihn seine Bewunderer nannten, der „Fuchs Deutschlands", wie ihn die Feinde schalten, seine rastlose Arbeit auf die Reichspolitik, um mit ihrer Hilfe sein fränkisches Fürstentum zu vergrößern. Wäre dieses Verhältnis dauernd geblieben, so hätten die Zollern erfolgreich den Wittelsbachern in Süddeutschland die Spitze bieten können, aber auch bei ihnen stellte sich die Notwendigkeit einer Teilung heraus. Sie entsprach allerdings der geographischen Lage der Gebiete, ließ zusammengehöriges bei einander und führte nicht zu verderblichem Zank. Nach dem Tode des Albrecht Achilles wurden die fränkischen Besitzungen selbständig abgezweigt und die Hauptlinie, die brandenburgischen Hohenzollern, zog sich ganz auf Norddeutschland zurück. Wenn sie auch als Kurfürsten mit den Reichssachen in naher Beziehung blieben, sie waren fortan nicht mehr mit dem Königtume und dessen Politik so eng verwachsen wie bisher; ihre Hauptzwecke beschränkten sich auf die nächstliegenden Haussorgen.

Sigmund führte noch ein andres Geschlecht in das Kurfürstentum ein, indem er dem Landgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen-Thüringen das durch das Aussterben der dortigen Anhaltiner erledigte Herzogtum Sachsen verlieh. Bisher hatte dieses wenig zu bedeuten, erst jetzt, wo die großen Hausbesitzungen der Wettiner in Thüringen hinzukamen, wurde es das bedeutendste weltliche Kurfürstentum und zugleich der wichtigste Staat in Norddeutschland. Die Wettiner zogen aus der großen, doch oft unerfreulichen Geschichte, welche sie hinter sich hatten, keine Lehre, sondern nach traurigem Streite trennten sie sich 1485 in die ernestinische und albertinische Linie, die gegenseitige Abneigung bewahrend. Scharf ausgeprägte Familienzüge sind bei ihnen wenig zu erkennen; neben einiger Leidenschaftlichkeit trugen sie vorwiegend Lust an stiller, ordnender Arbeit in sich.

Durch diese beiden Häuser gelangte erst das weltliche Kurfürstentum zu rechter Bedeutung, und da Böhmen so gut wie ausgeschieden war, konnten sie großen Einfluß im Reiche ausüben. Sachsen kam noch zu statten, daß es nach Mitteldeutschland hineinreichte und so den Norden mit dem Süden verband.

Diese Verhältnisse waren um so wichtiger, weil seit der letzten Stauferzeit Norddeutschland mehr und mehr eine selbständige Haltung eingenommen hatte. Auch in den braunschweigischen Welfen gab es dort ein vielvermögendes Herrschergeschlecht, obgleich sie ebenfalls durch Teilungen sich eine Gesamtwirkung unmöglich gemacht hatten. Die norddeutschen Staatsgebiete übertrafen an Umfang zumeist die süddeutschen, und die ebene Beschaffenheit des Landes begünstigte die Ausbildung der fürstlichen Gewalten, machte sie selbstbewußt und selbständig. Die geistlichen Staaten waren hier weder so zahlreich, noch, ausgenommen etwa das Erzstift Magdeburg, so groß, daß sie allzusehr hindern konnten; von Reichsstädten lagen hier nur Lübeck, Bremen, Goslar, Nordhausen und Mühlhausen. Durchweg überwog die ländliche Bevölkerung die städtische. Die kaiserliche Hoheit kam hier nur selten und schwach zur Ausübung, daher standen die norddeutschen Herren dem politischen Leben Süddeutschlands, das sich um das Königtum zu gruppieren pflegte, häufig ganz fern. Jetzt war wenigstens bei den großen politischen Fragen eine engere Verbindung gegeben, doch blieb sonst der Unterschied zwischen Süd und Nord bestehen.

Von den vier ersten Häusern in Deutschland war jetzt das habsburgische hoch emporgestiegen und trug auch bereits im dritten Gliede hintereinander die Königskrone. Obgleich dem Umfange der Länder die innere Macht nicht ganz entsprach, weil überall Hemmnisse ihrer rechten Entfaltung entgegenstanden, so winkte dennoch den Habsburgern eine große Zukunft. Es mußte sich nun zeigen, ob Reich und Dynastie zusammengehen, ob jenes dieser noch mehr Kraft geben und von ihr zurückempfangen würde.

Sechzehnter Abschnitt.

Die Reichsverfassung.

Das Reich war vornehmlich deswegen in seinen trostlosen Zustand geraten, weil lange Jahrhunderte hindurch kein Versuch gemacht wurde, die Verfassung oder deren wichtigste Bestimmungen schriftlich niederzulegen, während sich die Kirche von früh an in den kanonischen Gesetzbüchern ihre wohlgefüllten Rüstkammern zur Verteidigung und zum Angriff schuf. Daher war es ein hervorragendes Verdienst Karls IV., daß er zur schriftlichen Gesetzgebung griff und das erste und wichtigste Reichsgrundgesetz erließ, das in Kraft blieb, solange das römische Reich bestand. Die Goldene Bulle, die in zwei Abschnitten im Januar 1356 in Nürnberg und dann im Dezember desselben Jahres zu Metz veröffentlicht wurde, sollte vor allem zuverlässige und unverbrüchliche Normen für die Königswahl geben. Sie bestimmte genau, von wem und wie die sieben Stimmen bei der Kur zu führen seien. Der Erzbischof von Mainz beruft bei einer Thronerledigung seine Genossen, die Erzbischöfe von Köln und Trier, den Böhmenkönig, den Pfalzgrafen, den Herzog von Sachsen-Wittenberg und den Brandenburger Markgrafen nach Frankfurt am Main und leitet die Wahl. Wen die Mehrheit — mindestens vier Stimmen — kiest, der ist rechtmäßiger König. Somit war nur für die Kaiserkrönung eine Verständigung mit dem Papste erforderlich. Nach menschlichem Ermessen konnte fortan kein Zweifel über die Gültigkeit einer Wahl aufkommen; freilich sollte die grenzenlose Verwirrung in Deutschland zeitweilig auch diese Erwartung täuschen.

Die Goldene Bulle, richtig begriffen und ausgeführt, konnte zu einer neuen Krystallisation des Reiches führen. Karl IV. hob die Kurfürsten aus der Zahl der übrigen Fürsten durch

große Vorrechte hoch empor und beabsichtigte, das Königtum mit ihnen in enge Verbindung zu setzen: sie sollten die die Kuppel tragenden und von ihr aufrecht und zusammengehaltenen Säulen des Reiches sein. In der That kam es darauf an, die Kleinen in Zucht zu bringen, und dazu schien ein Ausschuß, der dem Königtum zur Seite trat, am besten geeignet. Die Verteilung der Kurfürsten durch das ganze Reich sprach ebenfalls für diesen Gedanken. Karl wünschte, sie möchten jährlich mit ihm zusammenkommen, um des Reiches Wohl zu beraten. Gewöhnten sie sich daran, so knüpften sie allmählich ihr Interesse an den König und das Ganze; sie konnten zu selbständigen Organen des Reiches werden, in ihren Kreisen eine weitere Auflösung verhüten. Was die alten Herzöge nicht geleistet hatten, wäre nun nachträglich den Kurfürsten zugefallen.

Das Kurfürstentum hat sein Gutes gehabt und dazu beigetragen, daß das Reich nicht ganz aus den Fugen ging. Doch für die weisen Absichten Karls fehlte den Herren das Verständnis. Die Kurfürsten hatten sich daran gewöhnt, die Wahlen als ihr Geschäft zu betrachten und sie möglichst auszubeuten; nur einmal, 1338 bei dem Renser Kurverein, waren sie gemeinsam in einer reichspolitischen Sache eingetreten, aber dem glücklichen Anfange folgte keine Fortsetzung. Es gab keine einheitliche kurfürstliche Politik, die dahin gestrebt hätte, entweder dem Könige zu dienen oder ihn unter den Gesamtwillen des Kollegiums zu beugen.

In andern europäischen Staaten, wie in England und in Frankreich, bildeten sich im dreizehnten Jahrhundert ständische Vertretungen. Im deutschen Reiche gab es schon damals keinen Platz für sie, denn das Fürstentum hatte sich bereits zu stark entwickelt, die hohe Geistlichkeit war ebenfalls zum selbständigen Fürstentum gelangt, und das Bürgertum konnte unmöglich zu einem einheitlichen Stande werden, da es in die Territorien zerlegt war. Eine Reichsvertretung konnte dem=

nach nur aus den selbständigen Gewalten bestehen. Von jeher pflegten die Könige die großen Reichsfürsten zu berufen, um ihren Rat zu vernehmen oder ihren Beistand zu gewinnen; es galt sogar für eine Pflicht der Herrscher, bei wichtigen Anlässen Reichstage zu halten. Eine feste Einrichtung kam jedoch nicht heraus. Wie früher die Teilnahme an den Wahlen, war auch die an den Reichstagen nicht streng begrenzt, und obgleich die großen Fürsten stets erscheinen durften, hing es von dem Gutdünken der Könige ab, wen sie sonst einluden. Der Zwang zu kommen hörte mit der Erschlaffung des Königtums auf. Der Besuch wurde unregelmäßig, die Schwierigkeit, Fürsten und Fürstengenossen untereinander nach Würdigkeit abzumessen, das Widerstreben des deutschen Charakters gegen neue und bindende Gesetze hielten die Reichstage in Unordnung, höchstens daß gelegentlich eine allgemeine Stimmung zum gewichtigen Ausdruck gelangte. Eine feste Regel über Beratung und Beschlußfassung fehlte. Der König war an die Beschlüsse nicht gebunden, und zweifelhaft blieb, wie es in dieser Hinsicht mit denjenigen Fürsten stand, welche nicht mitberaten hatten. Und wer sorgte für die Ausführung der Beschlüsse? Sie war zumeist dem Könige überlassen, der zusehen mochte, was er erreichte.

Bei der Handhabung der Reichsrechte war der König auf sich und den guten Willen der Stände angewiesen. Wer gerade ein besonderes Interesse hatte, that wohl mit, nur eben so weit, als dieses es ihm ratsam machte. Sonst konnte der Herrscher ermahnen, anordnen, befehlen, er fand wenig Gehör. Auch die Reichsacht erwies sich oft als ungenügendes Zwangsmittel. Der alte Fehler, daß jede Reichsbeamtenschaft fehlte, ließ sich schwer wieder gut machen. König Rudolf suchte in den Gegenden, wo viele Reichsstädte und kleine Herren saßen, die Reichslandvogteien dazu auszugestalten; sie wurden bald eine für den Inhaber recht nutzbare, für das Reich nutzlose Einrichtung.

Die Reichsjustiz schrumpfte durch die Ausbildung der Landeshoheit, durch mancherlei Befreiungen arg zusammen. Da die regelmäßige Rechtspflege in den Territorien lag, bildete die Reichsgerichtsbarkeit nur eine obere Instanz, selbst in dieser Hinsicht vielfach beschränkt. Das Reichshofgericht war keine ständige Behörde, sondern der König übertrug die an ihn gebrachten Fälle geeignet scheinenden Persönlichkeiten zur Entscheidung.

Mit dem Schwinden des Reichsgutes sanken die Reichseinkünfte auf lächerlich kleine Erträgnisse zusammen. Regelmäßige Einnahmen waren nur die Jahressteuern der Reichsstädte, die etwa 180000 Mark betrugen. Wie anders hätte das Reich dagestanden, wenn nicht frühzeitig alle Verkehrsregalien, die Zölle, die Münze wären fortgegeben worden. Während alles zur Geldwirtschaft drängte, verfügte das Reich weder über Finanzen noch über Güterbesitz. Die königliche Kanzlei steigerte die an sich nicht bedeutenden Nebeneinnahmen aus der Erteilung von Privilegien und dergleichen Regierungshandlungen nach Möglichkeit. Sie erweckte dadurch den Verdacht, bestechlich zu sein und nur zu oft war er durchaus begründet.

Den Frieden zu schirmen, reichte die Reichsgewalt nicht aus, und doch war dies die vornehmliche Forderung, die fortwährend an sie erging. Die Könige haben sich alle redlich bemüht, den Wünschen zu entsprechen, aber es blieb nichts übrig, als die Reichsstände selbst damit zu betrauen und ihnen die königlichen Befugnisse ganz oder teilweise einzuräumen. Seit Rudolf entstand unter der Einwirkung der Reichsregierung eine überaus große Menge von Landfrieden für einzelne Teile des Reiches, indem Gruppen von Gebieten, wie es passend schien, in bestimmter Organisation zusammengefaßt wurden; daneben vereinbarten die Reichsglieder für sich zahllose andre Landfrieden. Da sie Lasten, wie Geldbeiträge, Stellung von Polizeimannschaften gegen das streifende Gesindel und Hilfeleistung gegen mächtigere Friedbrecher auferlegten,

empfand man sie als Beschwernis, und weil niemand seine freie Bewegung dauernd binden wollte, wurden sie immer nur für wenige Jahre geschlossen und mußten dann wieder bestätigt oder neu gebildet werden. Ganz ohne Wert waren diese Landfrieden nicht und das einzige Mittel, den Verkehr durch die verschiedenen Länder hindurch zu sichern. Aber soviel man klagte, jeder Reichsstand betrachtete als sein höchstes Ideal, auf sich selber zu stehen und seine Zirkel nicht durch andre Verpflichtungen zu stören. Solange die Fehde bei wirklicher oder angeblicher Rechtsverweigerung gesetzlich statthaft war, ließ sich die öffentliche Ruhe gar nicht herstellen.

Den häufigen Rechtsverweigerungen und Rechtsverletzungen wollten die westfälischen Vemegerichte abhelfen. Erst das fünfzehnte Jahrhundert brachte sie zu allgemeinem Ansehen; unter Kaiser Sigmund war ihre Blütezeit, von der sie dann schnell herabsanken. Zum Teil hervorgegangen aus uralten Verhältnissen, gelangte die Veme zu ihrer Bedeutung nur durch die Unklarheit, in der das Reichsrecht stand. Sie trat auf als Reichsgericht, dem jeder Deutsche jeden Standes unterworfen sei, sobald er gewisser schwerer Verbrechen oder der Rechtsverweigerung beschuldigt wurde. Obgleich das Gericht nur in Westfalen gehalten werden konnte, durfte jeder freie Deutsche sich zum Wissenden, zum Freischöffen machen lassen und erlangte dadurch mancherlei Vorrechte, wenn er selbst klagen wollte oder angeklagt wurde; in den höheren Ständen gehörte es zum guten Ton, sich aufnehmen zu lassen. Einen großen Reiz übte das Geheimnis aus, welches die westfälischen Gerichte umgab. Nicht, daß die Freischöffen einen Geheimbund gebildet hätten; jedermann konnte wissen, wer Freischöffe oder Freigraf, der Vorsitzende des Gerichts, war. Auch fanden die Sitzungen nie im Verborgenen statt; im Gegenteil, nur am hellen Tage und unter freiem Himmel auf den alten Malstätten, die, Freistühle genannt, unter Bäumen oder auf kleinen Anhöhen oder an Brücken und Heerstraßen, manchmal

sogar auf städtischen Plätzen lagen, wurde das Gericht gehegt. Lediglich wenn der Angeklagte nicht erschien, verwandelte es sich in die heimliche oder geschlossene Acht; dann mußten alle nicht Wissenden aus der Hörweite zurücktreten. Bei der Aufnahme wurden gewisse Formeln gebraucht und Eide geschworen, die aufs strengste geheimgehalten werden mußten; die Freischöffen hatten untereinander Erkennungszeichen. Auch die Vorladebriefe, die Rechtsbücher, in denen die Grundsätze des Verfahrens aufgezeichnet wurden, trugen den Vermerk, daß nur Freischöffen sie lesen dürften. Wer verurteilt war, der konnte und sollte ohne weiteres von den Freischöffen, wo sie ihn griffen, durch den Strang gerichtet werden.

Einige Jahrzehnte herrschte eine ungemeine Scheu vor diesen Vemegerichten. Sie wich jedoch allmählich, als klar wurde, welche argen Mißbräuche bei ihnen unterliefen, die teils aus dem mangelhaften Verfahren, teils aus grober Bestechlichkeit hervorgingen. Denn die Besitzer der Gerichte, meist kleine westfälische Adelige, nutzten oft genug ihre Gerechtsame in unehrenwerter Weise aus. Außerdem war die Vollstreckung der Urteile immer eine bedenkliche Sache, und nach allem, was wir wissen, ist nur eine ganz verschwindend kleine Anzahl wirklich zum Vollzuge gekommen.

Die Vemegerichte in dieser ihrer Form waren nur das Erzeugnis mißverstandener, überlebter Rechtsverhältnisse und willkürlicher, glücklich durchgeführter Rechtsanmaßung und vermehrten nur die allgemeine Verwirrung. Bald wurden allenthalben Beschwerden über sie laut. Zunächst versuchte man, sie von Reichs wegen in gesetzliche Schranken zu bringen, bis die Reichsstände selber die Abwehr in die Hand nahmen und glücklich durchsetzten. Die Veme erhielt sich in romantischem Angedenken, das ihre Bedeutung weit übertrieb.

Ganz verfallen war das Reichsheerwesen.

Der König hatte das Recht, zum Römerzuge und zur Verteidigung des Reiches allgemeine Aufgebote zu erlassen.

Gewöhnlich kamen damals nur die Reichsstädte seiner Aufforderung nach, indem sie entweder Mannschaften stellten oder Geld entrichteten; mit den Fürsten mußte sich der König erst persönlich auseinandersetzen und den von ihnen gestellten Kriegern Sold zahlen. So war auch hier das alte naturalwirtschaftliche Wesen in die Brüche gegangen, ohne Ersatz zu erhalten.

Die Reichskriegsführung wurde eine so kostspielige Sache, daß unmöglich die ganze Streitkraft des Reiches für sie zusammengefaßt werden konnte. Die Fahrten nach Italien, die sie in früheren Zeiten in Fluß gehalten hatten, hörten teils auf, teils wurden sie zu persönlichen Unternehmungen der Könige. Zu gelegentlichen Feldzügen in Deutschland selbst gegen ungehorsame Reichsfürsten genügte meist die Anteilnahme der Nachbarschaft, weil diese dabei ihre eigenen Absichten verfolgte; zu wirklichen Kriegen gegen auswärtige Mächte, die vielleicht das Reichskriegswesen belebt hätten, kam es nicht. Nicht entfernt faßte man damals eine Verletzung der Reichsgrenze als einen Angriff auf die Gesamtheit, wie heute; sie galt mehr für einen örtlichen Handel. Nur der gewaltthätige Einbruch Karls des Kühnen von Burgund in das Kölner Erzbistum rief einmal für kurze Zeit nationale Empörung und tüchtige Rüstung hervor. Auch der Streit eines Reichsfürsten mit einem fremden Herrscher erschien als dessen persönliche Sache; gingen doch auch die Fürsten auswärtigen Regenten gegenüber kriegerische Verpflichtungen ein, selbst gegen Reichsglieder. So wetteiferten Frankreich wie England, in ihrem langdauernden Kampfe gegeneinander deutsche Fürsten auf ihre Seite zu ziehen.

Daheim nahmen die kleinen Kriege, die Fehden, kein Ende. Die Städte halfen sich, indem sie Söldner anwarben, deren Führung sie manchmal gedungenen Adeligen, meistens jedoch vornehmen Bürgern anvertrauten, die Fürsten boten ihre Lehnsmannschaft auf, der sie Sold und Entschädigung für Verluste an Pferden und Rüstzeug gaben. Daher wurden

Entscheidungen im offenen Felde meist geflissentlich vermieden, weil sie durch die Lösung der Gefangenen, durch den Ersatz gefallener Streithengste sehr kostspielig werden konnten. Viel lieber suchte man den Gegner heim mit Verwüstungen, mit grauenhafter Schädigung des offenen Landes, der Dörfer und Felder, die zugleich die beste Aussicht boten, den „Sackmann" zu machen, d. h. zu brennen und plündern, was die Hauptsache war. Auch an die Eroberung der zahllosen kleinen Burgen wurde aus demselben Grunde überflüssig viel Kraft gesetzt. Darum verlor die Kriegführung der Deutschen jeden größeren Schwung, sie entartete zum gelegentlichen Handgemenge und zur brutalen Mißhandlung Schwächerer oder Wehrloser.

Dieser Verfall der Kriegszucht wurde in den Hussitenkriegen furchtbar bestraft. Die gegen Böhmen entsandten sehr zahlreichen Kriegsheere waren zusammengesetzt aus lauter kleinen Teilen, die sich nicht in eine Einheit bringen ließen, aus Leuten, die den großen Krieg nicht kannten und daher, wenn die geschlossenen, wohlgefügten Heerhaufen der Feinde anrückten, allen Halt verloren und flohen.

Schon die Kämpfe der Schweizer hatten erwiesen, wie gewandtes Fußvolk den schwerfälligen Rittern überlegen war; jetzt entstand in Böhmen eine neue Taktik, hauptsächlich durch den genialen Geist Zizkas. Die Zusammensetzung der hussitischen Heere aus Bürgern und Bauern, die sich gegen schwerbewaffnete Ritter wehren sollten, nötigte zu einer Aenderung der Kampfesweise, gerade so wie später das republikanische Frankreich sich seine eigene bildete. Bei den Böhmen erschien zum erstenmal die nicht berittene Menge in großem Maßstabe als der eigentliche Träger der Schlacht. Daher wurde sie gründlich einexerziert und geübt, geschlossene Massenbewegungen mit Sicherheit zu machen, die ansprengenden Reiter in fester Linie zu empfangen. Der Marsch war nicht mehr ein bloßes Ziehen zum Kampfe, sondern als taktisches Mittel berechnet und geleitet. Die Bodenbeschaffenheit kam in Er-

wägung; man lernte, gute Stellungen zu nehmen und auch im freien Felde dem Feinde künstliche Hindernisse, Graben und Wall, entgegen zu stellen. Gerade der bei den Deutschen beliebte Ansturm, mit dem urwüchsige Tapferkeit den Sieg zu erzwingen suchte, sollte zum Beginn der Niederlage werden. Zahlreich mitgeführte Wagen, geschickt zusammengefahren, bildeten rasch Festungen, auf denen Geschosse aller Art, auch Feuergeschütze aufgestellt wurden. Wenn der angreifende Feind erschüttert war, brach die bis dahin wohlgeschützte Besatzung hervor, um die Vernichtung mit den Handwaffen jeder Art, selbst mit dem Dreschflegel, zu vollenden. Der geschlossene Anmarsch mit schallendem Kriegsgesang, das Dröhnen der heranrasselnden Kriegswagen genügten oft, um den Deutschen das Herz sinken zu machen. Dazu ließ der Aberglauben diese wilden Teufel, denen aller Fluch der Kirche nichts anhaben konnte, als unbesiegbar erscheinen. So zog auch den Husitenheeren, als sie ihre immer wiederkehrenden Einfälle in die Lande der Philister machten, der bleiche Schrecken voran; wenn die sonnenverbrannten Gesichter mit den funkelnden Augen, den Adlernasen und dem wirren Haar, die hageren sehnigen Leiber, oft nur dürftig bekleidet, sichtbar wurden, hörte jeder Widerstand auf.

Die Veränderung des Kriegswesens, welche die Husiten angebahnt hatten, führte bald zu einem völligen Umschwunge der Kampfesart. Da das Fußvolk der ausschlaggebende Truppenteil wurde, mußten die Soldaten erst eine gründliche Schulung im Exerzieren und Fechten durchmachen; der fortwährend steigende Gebrauch der Feuerwaffen erforderte gleichfalls Uebung. Da somit nur ausgebildete Leute recht brauchbar waren, stellten die gewerbsmäßigen Söldner die hauptsächliche Kriegsmannschaft. Die berühmten Landsknechte, deren Fechtweise Kaiser Maximilian heranziehen half, ein fröhliches, übermütiges, wildes Volk, bereit für jede Gefahr, den Tod nicht fürchtend und die Freuden des unsicheren Lebens nach Kräften erschöpfend, brachten als Krieger dem deutschen Namen neue

Ehre. Aber sie verlangten auch ihren Sold pünktlich, und wenn er ausblieb, war auf sie wenig Verlaß. So wurde Geld die Hauptsache, der Krieg das Vorrecht größerer Staaten und er ging aus dem ritterlichen Gefecht über in den Kampf geschulter Armeen.

Die Husitenkriege machten den heillosen Zustand nicht nur des Heerwesens, sondern auch der gesamten Reichsverfassung jedermann offenbar, doch guter Rat war teuer. Denn nur eine völlige Umkehr von dem bisherigen Verhalten konnte helfen.

Jetzt wäre es an den Kurfürsten gewesen, das Reformwerk zu übernehmen, allein sie hatten die rechte Zeit verpaßt. Sie erkannten wohl die Notwendigkeit, einzutreten, wo der in der Ferne weilende König zu versagen schien, doch als Sigmund ihnen notgedrungen die Führung der hauptsächlichsten Reichsangelegenheiten überließ, vermochten sie nichts zu leisten; das Einzelinteresse überwog auch bei ihnen das am Reiche. So wurde nichts Brauchbares geschaffen. Sigmund hatte den vortrefflichen Gedanken, die erforderlichen Kriegsrüstungen durch Geldbeiträge der Reichsstände zu beschaffen. Statt dessen versuchte man, nach mittelalterlichem Muster mit einer Matrikel auszukommen, die jedem Reichsstande vorschrieb, wie viel Mannschaft er zu stellen hatte. Damit wurde wenig erreicht; gab es doch nicht einmal ein amtliches Verzeichnis der Reichsglieder. Erst später griff man, um Söldner zu werben, zu einer allgemeinen Reichssteuer, die eine wahre Musterkarte verschiedener Veranlagungsarten nebeneinander enthielt. Blutwenig kam ein und mit dem Ende der Husitenkriege verschwand auch der Finanzplan. Noch auf den letzten Reichsversammlungen unter Sigmund wurde viel beratschlagt; alles blieb schätzbares Material.

Im Reiche herrschte ein allgemeiner Widerwillen gegen die Leistung von Steuern. Die Ritter wollten nur mit ihrem Leibe dienen; die Fürsten brauchten selber Geld und hielten

es möglichst im Lande. Von besonderer Wichtigkeit waren da die kapitalkräftigen Reichsstädte. Schon lange wurden sie zu den Reichstagen hinzugezogen, da man sie nicht entbehren konnte, doch hatten sie keinen rechtlichen Anspruch darauf und ebensowenig einen auf Mitwirkung bei der Beschlußfassung; in der Regel fanden mit ihnen besondere Verhandlungen statt. Sie waren immer mühevoll und schleppend, denn die Städteboten verweigerten meist eine sofortige klare Antwort; sie müßten erst die Sache „hinter sich bringen“, über sie zu Hause anfragen. Da die Bürgerschaften nicht mit Unrecht glaubten, man wolle auf sie die Hauptlast abwälzen, erachteten sie es für das beste, den Daumen fest auf dem Beutel zu halten. Man darf den deutschen Reichsstädten den Vorwurf nicht ersparen, daß sie Mitschuld daran trugen, wenn aus dem Elend nicht herauszukommen war. Sie fielen mehr und mehr der Kirchturmpolitik anheim, doch, weil sie Geld hatten, mußte auf sie immer Rücksicht genommen werden.

In diesem fortgesetzten Interessenkampfe aller vermochte ein Staatsgefühl nicht aufzukommen. Wo möglich für sich selber bleiben, galt als höchstes Glück. Maximilian hat einmal bitter geklagt, er sei ein König von Königen, weil ihm niemand gehorche. Dabei brannte allen das Feuer auf den Nägeln; aber statt die eigene Schuld zu erkennen, schrieb man sie dem Königtume zur Last. Obgleich das Reich selber den Regenten zur Unthätigkeit zwang, wollte man ihm noch seine Gewalt beschränken, in der Besorgnis, er möchte sie nur zu seinem persönlichen Vorteil verwenden. Das war der Fluch des Wahlkönigtums. Im Reiche herrschte derselbe Gedanke, der in den Konzilien wirkte; nicht Aenderung des bisherigen verderblichen Systems, sondern nur die Umwandlung der obersten Leitung erschien als genügende Auskunft. Wie sollte da die Reichsreform gedeihen?

Unter Friedrich III. stieg die Verwahrlosung des Reiches ins Furchtbare unter gleicher Schuld des Königs und der

Stände. Auch die Kurfürsten hielten nicht fest zusammen, weder in Reichs- noch in Kirchensachen. Regte sich doch in dem Widerstreite der großen Parteien sogar wieder die Absicht, einen Gegenkönig aufzustellen, und wer in Friedrich ein Hindernis seiner Pläne erblickte, strebte danach, ihm jede Reichsgewalt zu entwinden. Der Kaiser begehrte wiederholt Unterstützungen gegen die Türken; dafür ergingen an ihn Forderungen um Reichsverbesserung, und das Ergebnis war beiderseitig Ablehnung. So schleppte sich der traurige Zustand hin und etwaige nützliche Beschlüsse blieben auf dem Papier.

Indessen brachten die vielen Verhandlungen Klärung und bestimmtere Fassung der Absichten. Ein fester Landfrieden, zu seiner Handhabung ein ordentliches Reichsgericht, waren die Hauptforderungen. Unter dem Eingreifen Maximilians kam mehr Fluß in die Beratungen, namentlich erlangten nun die Reichsstädte das Recht, hinzugezogen zu werden.

Als Maximilian durch des Vaters Tod Selbständigkeit erlangte, trat er alsbald mit seinen politischen Plänen hervor, und so schuf der Reichstag zu Worms 1495 eine Reihe hochwichtiger Gesetze.

Siebzehnter Abschnitt.

Die Reichsreform.

Die Verhandlungen und Ergebnisse des Wormser Reichstages und der ihm folgenden haben die deutsche Verfassung in Formen gebracht, die nachher ausdauerten, solange es ein römisch-deutsches Reich gab. Schon damit ist ihre Bedeutung bezeichnet, doch sie verdienen Beachtung auch deshalb, weil sie einen Begriff geben von der politischen Auffassung jener Zeiten, und weil dieselben Fragen in den folgenden Jahrhunderten

wiederholt erwogen worden sind. Den Hauptstreitpunkt bildete die Stellung des Königtums. Niemand dachte daran, es zu beseitigen, um so lebhafter war das Bestreben, seine Macht zu beschränken.

Für die Einengung der königlichen Gewalt sprach besonders ein gewichtiger Grund. Das Reich wollte den Frieden, doch die Erbschaft des Mittelalters, welche Max aufnahm, die italische Politik drohte es in fortwährende Kämpfe nach außen zu verwickeln. Für diese verlangte der König Unterstützung von den Ständen, deren Wunsch darauf hinaus lief, nichts leisten zu müssen. So lehnte die Mehrheit die universalen Tendenzen entschieden ab. Die Politik der Fürsten könnte als national erscheinen, wenn nicht ihr innerster Beweggrund kleinlicher Art gewesen wäre.

Doch kamen noch andre Absichten hinzu. Die Herren wußten, welche Not sie in ihren Fürstentümern mit den Landständen hatten. Sie erfuhren an ihrem eigenen Leibe, wie eine starke Autorität durch solche Einrichtungen gebunden wurde, aber was sie dort unliebsam vermerkten, erschien ihnen nützlich dem Könige gegenüber. Sie gedachten daher, dem Oberhaupte ihren Willen für alle Reichssachen aufzuzwingen. Es handelte sich also schließlich darum, das Fürstentum in seiner reichsständischen Ausbildung zum gesetzlichen Abschlusse zu bringen und ihm zur erreichten Selbständigkeit noch ausschlaggebenden Anteil am Reichsregiment zu verschaffen.

Maximilian wünschte lediglich möglichst schnell eine reichliche Beihilfe für seine kriegerischen Entwürfe gegen die Türken und zunächst gegen Frankreich; er war bereit, dafür einen angemessenen Preis zu gewähren, doch nicht geneigt, mit Ergebung in vollkommene Unterordnung zu bezahlen. Denn behielt er in der äußeren Politik nicht freie Bewegung, so nutzten ihm die bewilligten Mittel nichts. Hier sprudelte nun die Quelle des Gegensatzes zwischen ihm und den Reichsfürsten. Die Seele der Reformbewegung war der Erzbischof Berthold von

Mainz, ein geborener Herr von Henneberg. Ein wackerer Mann, entschlossen und voll Gerechtigkeitssinn, hielt er streng auf Dogmen und Kirchenzucht; er beargwöhnte die neuen Ideen, wie sie jetzt die gedruckten Bücher verbreiteten und sperrte sie aus seinem Stifte durch eine Zensurbehörde aus. Ebenso stand er auf der hergebrachten, einseitigen Idee des Reiches, das ihm verkörpert schien in den Ständen, während der König nur der gewählte Vertreter war. Vornehmlich die Kurfürsten schienen ihm berufen, die Wage des Reiches zu halten und darauf zu sehen, daß das Zünglein nicht nach einer Seite überschlug. Sein Ideal war daher ein Reichsregiment, das dem Könige Weg und Ziel seines Verhaltens vorschrieb, hervorgehend aus dem Reichstage und von diesem getragen. In der Meinung, erst müsse in Deutschland selbst Ordnung sein, wollte er von Anstrengungen nach außen, von kostspieligen Unternehmungen wenig wissen, und soweit sie zuzulassen waren, sollten sie durchaus unter der Leitung des Reichsregimentes stehen. Maximilians italienische Pläne nahmen Berthold und seine Genossen als gegen Frankreich gerichtete Kriege, nicht als eigentliche Reichssache, wie der König es that.

Die Idee Karls IV., die Kurfürsten zu bevorrechtigten Gehilfen des Königs zu machen, wurde so auf den Kopf gestellt. Die Kurfürsten hatten es sich selber zuzuschreiben, wenn sie nun mit den andern Fürsten teilen mußten; die Anerkennung der zahlreichen selbständigen Gewalten war mit Bertholds Plane ausgesprochen. Das Reich hätte dagestanden als eine vielköpfige Bundesgenossenschaft, die sich in allen gemeinsamen Sachen durch einen Bundesrat selbst regierte, sich nur aus alter Gewohnheit den Luxus eines Oberhauptes gestattete, ihn aber möglichst billig machte. Der König hatte nur zu gehorchen, auszuführen, was man ihm vorschrieb, ohne dafür einen rechten Lohn zu erhalten. Der Entwurf war sonach verfehlt nach oben und nicht minder nach unten. Nur die regierenden Herren bildeten Reichsrat und Reichsregiment,

denn die Reichsstädte waren nicht wirkliche Vertreter des Bürgertums, nur anders geartete Reichsstände, als die Fürsten. Es hätte sich also keine ständische Zusammenfassung der Kräfte des Volkes, nur eine Verewigung ihrer Zersplitterung ergeben.

Unmöglich konnte daraus etwas werden. Das Projekt war totgeboren, eine ausgeklügelte Reform, deren leitende Ideen die Erhaltung einer elenden Vergangenheit, nicht die Schaffung einer besseren Zukunft waren. Wie seltsam war die Voraussetzung, daß die Stände, entbunden des letzten Zwanges einer höchsten Autorität, bereitwilliger am Ganzen mitarbeiten würden.

Der Reichsrat, wie er in Worms vorgeschlagen wurde, sollte aus siebzehn Personen bestehen. Der König ernannte nur ein Mitglied, das zugleich den Vorsitz zu führen hatte, sechs wurden von den Kurfürsten bestellt, die übrigen bestimmte der Reichstag, unter ihnen zwei für die Städte, während die andern gleichmäßig über das Reich verteilt werden sollten. Neben dem Präsidenten sollte ständig in regelmäßigem Wechsel einer der Kurfürsten an dem Orte des Reichstages, in Frankfurt, zugegen sein. Der Reichstag allein konnte gültige Befehle erlassen über den öffentlichen Frieden, über die Vollziehung der Kammergerichtsurteile, über die Verwaltung der Reichseinnahmen, für den äußeren Schutz des Reiches und das gesamte Kriegswesen; ohne seine Genehmigung durften weder der König noch ein Reichsstand mit fremden Herrschern Krieg führen, Verträge und Frieden schließen. Ein starker Einfluß war den Kurfürsten eingeräumt, die jährlich einmal, in Person versammelt, dem Reichstage zur Seite stehen sollten, ohne deren Wissen der König weder erledigte Reichslehen vergeben, noch neue Auflagen erheben oder über Zölle verfügen durfte.

Max widersetzte sich solchem Ansinnen, und ihn zu zwingen, war man nicht im stande. In ihm regte sich der König und der habsburgische Politiker zugleich. Er wollte den Reichsrat zwar zugestehen, doch sollte er nur während seiner Abwesenheit

vom Reiche walten und auch da nur seine Aufträge erfüllen und zum Vollzug bringen. Eine solche Verstärkung der königlichen Gewalt war gerade das Gegenteil von dem, was die Reformpartei wünschte; lieber ließ sie die Sache ganz fallen. Nach langem Hin- und Herreden blieb nur die Auskunft, der Reichstag sollte fortan jährlich zusammentreten, um die wesentlichsten Geschäfte zu regeln.

Ganz unfruchtbar verlief die Wormser Versammlung nicht, denn der König mußte, um Geld zu erlangen, auch einige Nachgiebigkeit zeigen. So kam zunächst ein Landfriede zu stande, der später der „ewige" genannt wurde, weil er nicht wie vordem für eine beschränkte Zahl von Jahren erlassen, sondern dauernd in Kraft blieb. Jede Fehde und Selbsthilfe wurde bei Strafe der Acht untersagt, ebenso die Unterstützung eines Landfriedensbruches, gegen den die nächstgesessenen Reichsstände dem Betroffenen Beistand zu leisten hatten. Das war ein großer, schon lange ersehnter Fortschritt.

Sollte die uralte Befugnis, sich selber das verweigerte Recht zu erkämpfen, außer Uebung kommen, so mußte ein Gericht geschaffen werden, das für sie ausreichenden Ersatz bot. An die Stelle des unzuverlässigen königlichen Hofgerichts, das Friedrich III. zeitweilig ganz nach seinem Belieben umgestaltet hatte, trat das Reichskammergericht mit festem Sitze in Frankfurt und mit ständigen Richtern. Den Vorsitzenden, den Kammerrichter, und die sechzehn „Urteiler", die Beisitzer, deren Mehrheit entschied, ernannte der König mit Rat und Willen des Reichstages, zur einen Hälfte Rechtsgelehrte, zur andern Laien von mindestens rittermäßigem Stande. Das Verfahren war in allen Teilen schriftlich. Das Gericht durfte sogar auf Acht erkennen. Zuständig waren Streitsachen Reichsunmittelbarer, andre nur, wenn sie bereits den ordentlichen Landesgerichten vorgelegen hatten. Auch Sachen Reichsunmittelbarer gegen Kurfürsten und Fürsten mußten erst einem von dem Beklagten bestellten Gericht unterbreitet werden, ehe Berufung

an das Kammergericht statthaft war. Feste Sporteln beugten der Erpressung und Bestechung vor.

Der Hauptwert der neuen Einrichtung lag darin, daß die oberste Justiz zu einer ständigen, vom Könige und den Fürsten unabhängigen Behörde werden sollte. Ihre Befugnisse waren freilich eng bemessen, die Gerichtshoheit der Fürsten blieb vollkommen unangetastet. Zunächst fehlte auch eine rechte Bürgschaft für die Wirksamkeit der Gerichtsurteile; sie zu schaffen, wurde der Zukunft vorbehalten.

Endlich kam auch der Beschluß einer allgemeinen Reichssteuer, eines „gemeinen Pfennigs" zu stande, und zwar für die nächsten vier Jahre. Jährlich sollten durch das ganze Reich bestimmte Zahlungen geleistet werden. Wer 500 Gulden (der Gulden etwas über acht heutige Mark wert) besitzt, oder eine Rente von 25 Gulden bezieht, zahlt einen halben Gulden, wer das Doppelte hat, einen ganzen Gulden; die Reicheren mögen über den Gulden „soviel ihre Andacht ist", entrichten. Die Aermeren, die über fünfzehn Jahre alt sind, leisten je vierundzwanzig zusammen einen Gulden Kopfsteuer. Alle Juden geben für das Haupt einen Gulden und haben diese Auflage unter sich angemessen zu verteilen. Fürsten, Herren und Stadtgemeinden mögen nach ihrem Stand und Wesen etwas mehr thun als andre; sie wurden also nicht veranlagt.

Einnehmer und Veranschlager des Vermögens sind die Pfarrer, welche die Erträgnisse an die in jedem Lande bestellten besoldeten Kommissarien einliefern. Diese werden ernannt von den sieben Schatzmeistern, die der Reichstag gleich einsetzte, und zwar je einen für die Länder des Königs, der Kurfürsten, der Fürsten, der Grafen, der Prälaten, für die gemeine Ritterschaft und für die Städte. Die Schatzmeister bringen alles Geld nach Frankfurt zusammen; über die Verwendung verfügt der Reichstag „zur Erhaltung und Handhabung der Christenheit und des heiligen Reiches, des Friedens und des Rechts".

Der Reichstag wirbt die Söldner an, wobei alle Reichsteile gleichmäßig berücksichtigt, doch die Adeligen bevorzugt werden sollen. Der König wird ohne Wissen und Willen des Reichstages keinen Krieg beginnen, noch mit fremden Mächten Bündnisse und Einungen schließen, die dem Reiche schädlich sind. Eroberungen bleiben dem Reiche vorbehalten, über die Verteilung der Beute einigen sich die Hauptleute mit dem Könige und dem Reichstage. Uebrigens sollte die Reichssteuer auch dazu dienen, größere Züge gegen Friedensbrecher innerhalb des Reiches zu veranstalten und das Kammergericht zu besolden.

Die Grundbedingung aller getroffenen Vereinbarungen war also der gemeine Pfennig; daher ist auf die Absicht zu schließen, ihn, wenn er sich bewährte, in irgend einer Gestalt nach Ablauf der vier Jahre beizubehalten. Der Gedanke war vortrefflich: die dauernde Einrichtung einer Reichssteuer brachte den Einzelnen wieder in Verbindung mit dem Ganzen, gab ihm das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem großen Volke.

Die Art der Veranlagung verrät, wie wenig Geschick man für solche Sachen besaß. Allerdings fehlten alle statistischen Grundlagen; niemand wäre im stande gewesen, anzugeben, wie viele Bewohner das Reich hatte und wie deren Vermögenslage war. Daher blieb nur übrig, die große Masse unter eine Kopfsteuer zu bringen, und wahrscheinlich sollte sie den Hauptertrag leisten.

Am stärksten getroffen wurden die kleinen Vermögen und Einkünfte, sehr schwach dagegen die Vermögen über 1000 Gulden, denn von der „Andacht" der Besitzer war nicht viel zu hoffen. Das große Kapital, das fast ausschließlich in den Städten lag, wurde also ängstlich geschont. An die Fürsten wagte man sich vollends nicht heran.

Das mühselig zusammengestoppelte Werk fiel alsbald auseinander. Max hatte die Opfer an seiner Obrigkeit nur gebracht, um Geld für die auswärtigen Unternehmungen zu erlangen, und da er seine Lande selbst in Anspruch nahm, ließ

er die Reichssteuer dort nicht erheben. Sein böses Beispiel fand Nachahmer genug; alles ging schief. Endlich mußte er sich überwinden und einige Jahre später, 1500, dennoch einen fortwährenden Reichsrat in Nürnberg zulassen. Außer dem vom Könige ernannten Präsidenten umfaßte er zwanzig Personen, sechs für die Kurfürsten, je einen für die weltlichen Fürsten, die geistlichen Fürsten, die Prälaten und die Grafen, zwei für die Städte und sechs Vertreter der Kreise, in die das Reich geteilt wurde. Mit Ausnahme der Bevollmächtigten der Kurfürsten und Fürsten erhielten die Reichsräte Gehalt; ernannt wurden sie vom Könige auf Vorschlag des Reichstages. Dieser Senat hatte zu beschließen über alle und jede Reichssachen, über Recht, Frieden und ihrer beider Vollziehung und Handhabung, bekam also das gesamte Reichsregiment in die Hand. Der König war nur Figur, da selbst die Heeresführung einem vom Reichsrate ernannten und von diesem abhängigen Reichshauptmanne übergeben wurde.

Weil der gemeine Pfennig fehlgeschlagen war, ersann man eine andre Ordnung, die die schnellere Aufbringung einer Streitmacht ermöglichen sollte. Je vierhundert Einwohner, die irgend welches Vermögen haben — doch Ehepaare mit unselbständigen Kindern als eine Person gerechnet —, sollen einen Mann zu Fuß stellen und unterhalten; auch jetzt erfolgte die Musterung nach den Pfarreien. Die Kurfürsten und Fürsten, in Anbetracht der Kosten, die sie schon tragen, und der Opfer, die ihre Unterthanen bringen müssen, sollen zusammen mindestens fünfhundert reisige Pferde, die Grafen und Herren für je viertausend Gulden ihrer Jahreseinnahme einen Reisigen zu Roß stellen, Ritter und Knechte nach ihrem Vermögen thun. Daneben wurde eine Geldsteuer eingerichtet. Wer kein Vermögen hat, zahlt den zwanzigsten Teil eines Guldens, Knechte und Mägde erlegen den sechzigsten Teil von jedem Gulden ihres Lohnes. Alle geistlichen Personen, ebenso alle Stifter und Ordenshäuser und die Städte zahlen von ihrem Ein-

kommen den vierzigsten Teil. Die Verwaltung und Verwendung des Geldes blieb wiederum dem Reichsrate vorbehalten. Die Auflage sollte sechs Jahre währen.

Der Anschlag war jedenfalls viel unglücklicher, als der von 1495. Der Ertrag ließ sich weder übersehen, noch die Ausführung unter sichere Aufsicht nehmen. Wieder war die Hauptlast auf die kleineren Vermögen und Einkünfte gewälzt. Zerwürfnisse konnten nicht ausbleiben. Max, der viel gewährt hatte und wenig empfing, hegte andre Ansichten als der Reichsrat, und das Ende war dessen Auflösung und gegenseitige Erbitterung. So ging es die nächsten Jahre weiter; der König erhob große Ansprüche, die Stände wiederholten ihre Gegenforderungen.

Das schließliche Ergebnis dieser Verfassungskonflikte war ziemlich dürftig. In Gültigkeit blieb der ewige Landfrieden. Auch das Reichskammergericht wurde nach mehrmaligem Verfall 1507 gemäß den Wormser Beschlüssen, die dann später Ergänzungen erfuhren, wieder aufgerichtet. Der König ernannte den Präsidenten, den Kammerrichter, der wenigstens freiherrlichen Standes sein mußte. Außerdem präsentierte er als Herr seiner Erblande zwei Beisitzer, die sechs Kurfürsten je einen, die sechs Kreise des Reiches gleichfalls; zwei Assessoren, die dem hohen Adel angehören mußten und später neben dem Kammerrichter Präsidenten waren, wurden von den gesamten Reichsständen vorgeschlagen. In der Folgezeit ergänzte das Gericht sich selbst gemäß diesen Präsentationen, wie es auch die Advokaten und Prokuratoren ernannte. Der ständige Sitz des Gerichtes wurde 1527 Speier, die Besoldungen deckten Beiträge des Kaisers und des Reiches, die mangelhaft eingingen, so daß wiederholt das Gericht ins Stocken kam. Durch besondere Deputationen konnte der Reichstag das Gericht revidieren lassen. Das Kanzleiwesen leitete der Erzkanzler, der Erzbischof von Mainz.

Die Befugnisse des Kammergerichtes blieben die früher

festgesetzten, doch erlitten sie eine Beschränkung durch den Reichshofrat, den Maximilian mittlerweile eigenmächtig eingerichtet hatte. Er behielt seinen Sitz in Wien. Die Mitglieder ernannte und besoldete der Kaiser. Nach mancherlei Wandlungen erlangte der Reichshofrat die alleinige Zuständigkeit in Reichslehensachen und Kriminalklagen gegen Reichsunmittelbare mit Ausnahme des Landfriedensbruches, sowie in allen kaiserlichen Reservatsachen. Beide obersten Reichsgerichte gerieten dadurch in Streit um die Zuständigkeit.

Um den Landfrieden zu handhaben, wurde das Reich in Kreise eingeteilt. Nachdem schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in dieser Hinsicht mancherlei Versuche gemacht worden waren, beschloß der Reichstag 1512 die Zerlegung des Reiches in zehn Parteien, in welche nun auch die habsburgischen Länder eingeschlossen wurden; die endgültige Ordnung erfolgte erst 1522. In jedem Kreise fanden nach dem Muster des Reichstages besondere Tage der einbegriffenen Reichsstände statt, die der vornehmste Fürst als Direktor ausschrieb und leitete. Ein Kreisoberster hatte das Kriegswesen unter seiner Aufsicht. Allmählich mehrten sich die Aufgaben der Kreise, indem ihnen auch die Verteilung und Aufbringung der Reichsanschläge in Geld und Truppen, die Aufsicht über Polizei und Münze zufielen. Sie haben manchen Nutzen gestiftet. Der Fehler war nur, daß ihre Zusammensetzung nicht den natürlichen Bedingungen, sondern den territorialen Verhältnissen entsprach, so daß der kurrheinische und der österreichische Kreis in viele Stücke zerrissen waren. Diese Unterabteilungen des Reiches bildeten demnach kein Gegengewicht gegen den Partikularismus und gelangten zu keiner lebendigen Wechselwirkung mit den Reichstagen.

Die Idee einer großen und allgemeinen Reichssteuer wurde vollkommen aufgegeben und damit das wertvollste Stück aus den Reformplänen herausgeschnitten. Sie scheiterte an dem Widerstreben aller Teile. So blieb dem Reiche von der

überlebten Naturalwirtschaft nur die Schale, den Kern hatte das Fürstentum aufgezehrt. Schon unter Maximilian griff man darauf zurück, das Reichsheer nach einer Matrikel aufzubringen, und 1521 wurde sie für lange Zeit endgültig geregelt. Das Heer sollte 4000 reisige Reiter und 20000 Mann zu Fuß betragen und sich aus gegen 400 Kontingenten, von denen die kleinsten vier Fußsoldaten betrugen, zusammensetzen.

Als die Kurfürsten 1519 Karl V. wählten, legten sie ihm eine Wahlkapitulation auf. Nur mit ihrem Willen und Wissen sollte er Kriege beginnen, Bündnisse schließen, Gesetze geben, Steuern ausschreiben und Reichstage berufen. Selbst ein Reichsregiment, wenigstens für die Abwesenheit des Kaisers, wurde wieder eingesetzt, doch auch dieses behauptete sich nicht lange. Die deutsche Fürstenschaft zeigte sich politisch nicht reif und nicht einig genug, um ihren Lieblingsgedanken durchzuführen. Da fortan üblich wurde, solche Wahlkapitulationen aufzustellen, traten sie in die Reihe der Reichsgesetze. Diese bestanden also außer ihnen hauptsächlich in der Goldenen Bulle, den Ordnungen von Worms über Landfrieden und Kammergericht und den „Abschieden“ der Reichstage, indem die Beschlüsse zusammengestellt und öffentlich verkündigt wurden.

Die Reichstage hatten bestimmtere Form angenommen. Es schieden sich die drei Abteilungen der Kurfürsten, Fürsten und Reichsstädte; die kaiserlichen Propositionen wurden zuerst den Kurfürsten vorgelegt und deren Gutachten den beiden andern Kammern mitgeteilt, dann suchte man eine allgemeine Verständigung. Doch blieb es dem Ermessen der Kaiser überlassen, Reichstage zu berufen. In dieser zusammengestückelten Reichsverfassung blieb vieles unklar, und der Kaiser konnte noch immer manche Handhabe finden, um sich geltend zu machen. Dabei hatte er freilich den Widerspruch der Reichsstände zu erwarten; in gewisser Weise also war die königliche Gewalt wie vordem eine Machtfrage. Ganz ebenso stand der Reichstag gegenüber den einzelnen Fürsten, denn mit seiner gesetz-

geberischen Gewalt konnte er sich in alle möglichen Dinge mischen. Doch war diese Gefahr nicht groß; die Reichsverfassung war nur eine Versicherung für die Stände, daß sie in ihrem Dasein nicht gestört werden sollten. Die wichtigen wirtschaftlichen Fragen rückten bei aller Ueberlegung nicht vorwärts.

Maximilian ist oft gescholten worden, weil er aus habsburgischen Rücksichten einen kräftigen Bundesstaat verhindert habe. Eher darf man ihm Dank sagen, daß er einen Bruchteil der Königsgewalt rettete, obgleich ihm andrerseits nicht der Vorwurf erspart bleiben kann, auch die nötigen Reformen nicht gefördert, sondern eher gehemmt zu haben. So ergab sich ein Kompromiß, der bei allen seinen Mängeln in dem Königtume das unentbehrliche Bindemittel erhielt und damit einige brauchbare Einrichtungen für das Reich verband. Besser als die vorherige bodenlose Verwirrung war die neue Ordnung immer noch.

Das Reich ging in die Folgezeit hinüber als ein sehr schwerfälliger Körper. Auch da, wo sie dem Ganzen dienten, beschränkten die Neuordnungen die fürstliche Gewalt nicht, und obgleich die Reichsstände ihre ursprünglichen Absichten nicht völlig durchgesetzt hatten, durften sie zufrieden sein. Das Fürstentum zu erschüttern, konnte nur ganz besonderen Gewalten gelingen. In der That rührten sich solche, denn gerade in dieser Zeit, wo der König sich wehrte, um nicht zum Diener der Fürsten herabgedrückt zu werden, setzte ein Teil des Volkes seine Hoffnungen auf ein allgewaltiges Kaisertum.

Achtzehnter Abschnitt.

Ständische und soziale Verhältnisse.

Wie es den Fürsten gelang, nach oben hin dem Reichsoberhaupte gegenüber die Selbständigkeit zu bewahren, gingen sie auch darauf aus, ihre Macht über die Unterthanen und Landeseingesessenen zu verstärken. Denn obschon sie unter den letzten Staufern die Landeshoheit erlangten, fehlte doch viel dazu, daß sie auch gleich ein einheitliches Regiment hätten begründen können. Im Gegenteil, es ging den Fürsten in ihren Landen ähnlich, wie den Königen im Reich: sie vermochten nicht so leicht, die Leistungen, deren sie benötigt waren, zu erzwingen. Unter Friedrich II. wurde reichsgesetzlich ausgesprochen, die Herren sollten keine neuen Bestimmungen treffen oder neue Rechte machen ohne die Zustimmung der „Besseren und Größeren des Landes"; doch kümmerte sich das Reich nicht um die Ausführung. Lange dauerte es, ehe die Landeseingesessenen feste Rechte erreichten; sie kamen vorwärts, indem sie Notlagen ausnutzten, in die die Fürsten gerieten. Geistlichkeit und Adel erlangten als Grundbesitzer am ehesten Berücksichtigung, anfangs mehr durch Unfügsamkeit und Trotz, als dem Rechte gemäß, doch auch die Städte blieben nicht zurück, weil sie als die Kapitalisten nicht übergangen werden durften. Ganz verschieden und zu verschiedenen Zeiten erfolgte die Ausbildung der landständischen Verfassungen durch das Reich, teilweise kam sie erst im fünfzehnten Jahrhundert zum Vollzug. Die Befugnisse der Stände umfaßten in der Regel die Bewilligung außerordentlicher Steuern und Anteil an der Gesetzgebung. Manchmal errangen sie sehr weitgreifende Rechte, sogar das des bewaffneten Widerstandes gegen Beeinträchtigungen ihrer Freiheiten.

Ihr eigentlicher Zweck war ein gemeinnütziger, dem Ganzen dienstbarer, sie sollten der fürstlichen Willkür steuern, das Recht des Landes bewahren. Auch der Fürst fuhr nicht durchaus schlecht damit, weil ihm wenigstens die bewilligten Mittel gesichert waren und eine rechtliche Ordnung ihm besseren Halt gab, als die frühere Nötigung, mit steter Daransetzung seiner persönlichen Macht seine Absichten durchzuführen. Im ganzen trugen die landständischen Verfassungen wohlthätig dazu bei, die Gebiete einheitlicher zu gestalten, die Klassen der Bevölkerung einander zu nähern, einen gemeinsamen Landessinn zu schaffen. Natürlich aber, daß der Zusammenhang mit dem Reiche durch sie noch mehr unterbrochen wurde.

Von vornherein lag jedoch in dem Landständewesen das Mißliche, daß es keine wirkliche Landesvertretung, sondern eine Interessenvertretung schuf. Die Stände waren zudem keine einheitliche Körperschaft, in den größeren Fürstentümern hatte meist jeder Landesteil seine besonderen für sich. Durchschnittlich war der Adel am stärksten. Jeder Stand erlag leicht der Versuchung, in erster Linie seinen Vorteil zu suchen, und die höchste Weisheit war auch hier, wie auf den Reichstagen, Lasten abzuwälzen. Daher traten die Stände nicht selten zum Schaden des allgemeinen Besten den Landesherren entgegen und machten ihnen viele Schwierigkeiten oder schoben, wenn es nicht anders ging, alles auf die nicht vertretenen untersten Schichten, die Bauern. Deshalb bemühten sich die Fürsten, ihren Einfluß zu mindern, indem sie zunächst für die Verwaltung zuverlässige Stützen schufen.

Die größte Schwierigkeit für die Fürsten war, den Veränderungen der Zeit zu folgen und ihre Regierung von der alten Naturalwirtschaft herüber auf finanziellen Boden zu stellen. Die ständischen Verwilligungen halfen dazu; außerdem wurde das Steuerrecht nach dieser Richtung hin umgestaltet. Obgleich das Finanzwesen noch recht bunt blieb, verschaffte es allmählich den Herren erheblich größere Einkünfte. Die besten Dienste leistete

dabei das ständige Beamtentum. Die ehemaligen Ministerialen und Ritter genügten nicht mehr den gesteigerten Anforderungen der Verwaltung und waren nicht abhängig genug. Jetzt setzten die Fürsten dauernd angestellte, festbesoldete Personen ein, die ganz auf den Herrn angewiesen waren. Da die richterlichen Aemter dazu am ersten Gelegenheit gaben, wurden, seitdem es in Deutschland Universitäten genug gab, mit Vorliebe Studierte angestellt, die meist aus dem bürgerlichen Stande hervorgingen. Sie brachten in der That eine bessere Ordnung zuwege, arbeiteten aber natürlich ganz im Interesse ihrer Herren, als deren privatrechtliches Eigentum sie die Länder behandelten. Durch ihre Studien allein mit dem römischen Rechte vertraut, wandten sie, wo es ging, dessen Sätze an, weil sie einmal dem Fürstentume günstig waren, dann gegenüber dem vielgestalteten mittelalterlichen Rechte eine einheitliche Norm boten. So hoch man den vortrefflichen Kern des alten deutschen Rechtes schätzen mag, die geschichtliche Entwickelung hatte ihn völlig überwuchert. Von dem Rechtsinhalte waren vielfach nur noch uralte Formalitäten übrig, die, so peinlich sie beobachtet wurden, der Fülle des neuen Lebens nicht mehr genügten. Die ehemalige Gemeinde war zerrissen und zerfetzt; ihre Mitglieder, ihr Besitz standen jetzt in voneinander abweichenden Verhältnissen. Am meisten hatte geschadet, daß die Gerichte ihrer Erträgnisse wegen zu nutzbringenden Dingen herabsanken, die wie eine Ware verhandelt wurden, und die Inhaber sahen nur auf die Einkünfte. Noch im dreizehnten Jahrhundert hatte das Recht in dem Sachsenspiegel und den ihm verwandten Rechtsbüchern eine großartige Kodifikation erfahren, aber seitdem eine wirkliche Pflege nicht mehr genossen. Daß in der Justiz Ordnung geschaffen wurde, war ein Glück. Ueberhaupt vermochte, wo die höchste Gewalt versagte, das Landesfürstentum allein aus dem Chaos egoistischer Bestrebungen, in das sich die Zustände aufgelöst hatten, herauszuführen. Nur das Fürstentum konnte den Adel in ein geordnetes

Staatswesen einzwingen und die Städte nötigen, dem Ganzen nutzbar zu werden.

Dem römischen Rechte hatte das kanonische vorgearbeitet; die lateinische Sprache war nie eine fremde gewesen und erfuhr durch den Humanismus neue Belebung und Verherrlichung. Das römische Recht entsprach ohnehin der kapitalistischen Umwandlung, dem beweglich gewordenen Besitze und der Verkehrsfreiheit; daher stellten auch die Städte als „Stadtschreiber" gern juristisch Geschulte an. Seit etwa 1450 kam es in größere Aufnahme und seine volle Wirksamkeit erlangte es erst im sechzehnten Jahrhundert. Die ländlichen Besitz- und Steuerverhältnisse wurden von ihm wenig berührt, doch es galt alsbald als undeutsch und volksfeindlich. Am widerwärtigsten empfand man sein Schreibwesen, sein dem bisherigen Rechtsgebrauche widersprechendes Verfahren, das die Entscheidung allein in die Hände des Richters legte.

Das Königtum hatte von der neuen Rechtslehre keinen Gewinn. Auch bei diesem Umschwunge ging es leer aus, während die Fürsten ihn zu verwerten wußten.

Weil viele Verhältnisse im unklaren lagen, verletzte das Landesfürstentum alle Stände, und in der That ging es oft genug willkürlich vor. Die Fürsten galten vielen als ausgemachte Bösewichter, als grausame und herzlose Tyrannen.

Höchst unbehaglich fühlten sich die Ritter, welche in die veränderte Zeit nicht mehr hineinpaßten. Sie beanspruchten, in alter Weise von Schwert und Schild zu leben, aber es gab für ihre gewaltige Menge keine ausreichende Verwendung. Der Besitz war oft sehr gering, eine Burg, mehr eine Höhle, als eine Wohnung, und glücklich, wer noch eine allein hatte, sie nicht mit Verwandten teilen mußte. Davon leben ließ sich nicht. Der Dienst der Fürsten war drückend und, da sie Vasallen genug hatten, auch bei dem übermäßigen Angebot Auswahl treffen konnten, schwer zu erlangen. Ebenso stand es mit dem städtischen Solde, und wenn die Fehde zu Ende

ging, für die etwa Ritter geworben wurden, war es auch mit dem Unterhalt vorbei. Viele dieser rauhen Gesellen, so stolz sie waren, unterschieden sich kaum von dem gemeinen Knechte, und hielten auch mit ihm gute Kameradschaft, denn sie lebten wie er. Was blieb da übrig, als das Schicksal zu verbessern durch Gewalt? Teils unter scheinbar rechtlichem Titel als Helfer bei einer Fehde, teils auf eigene Faust übten die Ritter einfach Raub, darin kein Unrecht erblickend. Die Raubritter wurden zu einer wirklichen Landplage und brachten Deutschland in den Ruf, ein Räuberneſt zu sein. Natürlich wehrte sich jeder, wie er konnte; die Fürsten schritten dagegen ein, die Bürger erst recht und auch die Bauern machten, wenn es ging, mit den Schindern kurzen Prozeß. Dem Feuergeschütz in seiner Vervollkommnung konnten die Mauern der Burgen nicht widerstehen, die Umgestaltung des Kriegswesens verdrängte den freien Reiterdienst und oft genug blieb dem Rittersmann nichts übrig, als in die Reihe der gemeinen Landsknechte zu treten. Endlich untersagte der Wormser Landfriede jede Fehde, und wenn er auch nur langsam in Kraft kam, dem Rittertum waren die Wurzeln abgeschnitten. Noch unliebsamer als die Fürsten erschienen den Rittern die Krämer, die Bürger. Sie konnten freilich ihren Neid erregen.

Wie die Städte über die einzelnen Gegenden Deutschlands ungleich verteilt waren, gab es unter ihnen auch gewaltige Unterschiede an Größe und Bedeutung, Riesen neben winzigen Zwergen. Allerdings umfaßten selbst die größten keine allzu zahlreiche Bevölkerung. Zuverlässige Ziffern sind wenig übermittelt, da es dem Mittelalter an jedem Sinn für Statistik, selbst in einfacher Schätzung, gebrach. Von den süddeutschen und den rheinischen Städten hat vielleicht keine über 40 000 Einwohner gezählt, die meisten, selbst bedeutendere, erheblich weniger. Obgleich die Bürger einen beträchtlichen Teil der Gesamtmasse der Bevölkerung ausmachten, war Deutschland nicht entfernt ein Städteland, wie es Italien immer gewesen ist.

Daher vermochten auch die Bürgerschaften nicht die allgemeine Entwickelung zu beherrschen.

Die Reichs- und Freistädte waren so gut wie selbständige Republiken, auch viele der größeren Landesstädte erzwangen oder erkauften sich eine fast vollständige Freiheit von ihren Herren. Durften doch diese manchmal nicht ohne Erlaubnis des Rates die Stadt betreten oder wenigstens in ihr nicht über Nacht verweilen. War hier das gute Verhältnis oft gestört, so pflegten geringere Städte nicht selten ein herzliches Verhältnis zu ihrem Herrn und dessen Familie. Allerdings fing das Landesfürstentum bereits an, auch seinen größeren Städten einigen Gehorsam aufzuzwingen. So manche mußten notgedrungen ihren teuer erworbenen und eifersüchtig bewahrten Privilegien entsagen und dem Oberherrn erhebliche Gerechtsame einräumen.

Das innere Leben war in den bedeutenderen Städten ziemlich dasselbe, mochten sie Reichs- oder Landesstädte sein. Soweit nicht die Landesherren Rechte bewahrt oder sich vorbehalten hatten, führte die Gemeinde ihre Angelegenheiten selbst, bildete also einen eigenen Staat. In den selbständigen Bürgerschaften kam zu der inneren Verwaltung die äußere Politik, das Verhältnis zu dem Reiche oder den Nachbarn hinzu, die nicht geringe Sorgen machte. Auch in den andern mußte die Obrigkeit mancherlei Dinge berücksichtigen, die heute wegfallen; die Verteidigung gegen Feinde, die Anordnung der kriegerischen Rüstung durfte nirgends vernachlässigt werden. Meist handhabten die Städte die volle Gerichtsbarkeit und Polizei und eigenes Steuerwesen, auch Handel und Gewerbe unterstand ihrer Aufsicht. Die Städte waren demnach scharf vom Lande gesondert. Sie besaßen das bestentwickelte Verwaltungssystem der Zeit. Die Gerechtigkeitspflege lag hier meist in guten Händen und ging schnell und sicher einher. Der Haushalt beruhte ganz auf baren Einkünften; daher war er übersichtlich und leicht nach dem jeweiligen Bedürfnis einzurichten.

Hier konnte man sich nicht durchhelfen mit altüberlieferten Satzungen, sondern mußte klare Gesetze haben und sie entsprechend den Zeitverhältnissen verbessern oder ergänzen. Auch das Schreibwesen bedeutete hier mehr, als anderwärts; es ist kein Zufall, wenn die städtischen Archive bereits Briefwechsel und andre geschichtlich wertvolle Schriftstücke aufbewahrten, während anderwärts nur die Rechtsurkunden der Erhaltung für würdig befunden wurden. Trotz der Unterschiede nach Familie und Reichtum galt gleiches Recht für alle und an der Erhaltung der städtischen Privilegien war jedermann interessiert, so daß ein starker Gemeinsinn obwaltete. Die Städte waren die Vorläufer des modernen Staates und wurden seine Vorbilder.

Anfänglich übten die alteingesessenen, grundbesitzenden Bürger, die Geschlechter, wie man sie zu nennen pflegte, das Stadtregiment. Sie walteten meist ihrer Aemter mit Eifer und ehrlichem Sinne für die Wohlfahrt der Stadt, wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung gegen die übrige Bürgerschaft. Gegen sie richteten sich daher die Beschwerden, sobald nicht alles gut ging; Mißtrauen, besonders in Geld- und Steuersachen, regte sich, manchmal begründet, und die Handwerker in ihrem fröhlichen Gedeihen wollten ihnen nicht nachstehen. Deswegen entstanden Bewegungen, die nicht selten zu argem Tumult und selbst zu Blutvergießen führten, zu dem Zwecke, das althergebrachte Regiment zu beschränken und zu beseitigen; fast alle größeren Städte haben sie durchgemacht. In den meisten Fällen drangen die Zünfte durch. In vielen Gemeinden zogen sie das gesamte Regiment an sich, in andern wenigstens einen bedeutenden Einfluß, eine Art von Aufsicht oder eine Mitwirkung bei wichtigen Fragen. Vielfach wurde die Stadt regiert von dem kleinen Rate, der, aus wenigen Personen zusammengesetzt, den Vornehmen ihren Vorrang sicherte und die laufenden Geschäfte führte, und dem großen, in dem besonders die Zünfte vertreten waren, und der nur bei besonderen Gelegenheiten seine

Meinung kundzugeben hatte. Für die allgemeine Haltung machte es keinen sonderlichen Unterschied, ob die Verfassung mehr aristokratisch oder mehr demokratisch war. Etwas von einer Oligarchie hatte jede an sich.

Die Zünfte, deren anfänglich geringe Zahl namentlich in den größeren Städten durch Zerlegung sich stark mehrte, erlangten meist freie Thätigkeit in ihren Angelegenheiten, doch konnten sie nicht überall die Beaufsichtigung durch obere Behörden ganz abstreifen, nicht Gewerbepolizei und Gewerbegesetzgebung für sich allein erstreiten. Indessen standen ihnen in allen Fällen große Befugnisse zu, denn sie verfolgten auch politische, militärische, sittliche und kirchliche Zwecke. Wer ein Handwerk in der Stadt ausüben wollte, mußte in eine Zunft eintreten. Sie regelte die Bedingungen der Aufnahme, das Verhältnis der Meister zu Gesellen und Lehrlingen, die Arbeitszeit, die Arbeit selbst, den Ankauf und die Verwendung des Rohstoffes; sie beaufsichtigte auch die Güte der Arbeit und traf Bestimmungen über den Verkauf. Wie sie die Interessen aller ihrer Mitglieder nach außen vertrat, legte sie ihnen auch Beschränkungen auf; während sie ihrem Handwerke die allgemeine Achtung erwerben und den Kunden die Bürgschaft gewissenhafter Bedienung geben wollte, sollte sie auch den Genossen eine möglichst günstige Lage bereiten. Daher verfolgten die Innungen auch sozialistische Tendenzen; um das Eindringen kapitalistischer Bildungen in ihren Kreis zu verhindern und jedes Mitglied vor dem Wettbewerb Leistungsfähigerer zu beschützen, wurde vielfach die Zahl der Gesellen und Lehrlinge stark beschränkt, ebenso war die Arbeitszeit gleich bemessen, auch die Menge der Erzeugnisse. Dadurch legte sich die Genossenschaft selbst Hemmnisse auf, welche die freie Entfaltung beeinträchtigten und der allgemeinen Entwickelung schädlich wurden.

Gerade bei den Zünften zeigte sich, wie das Genossenschaftswesen ausarten kann. Solange es nur eine Stütze für Vorwärtsstrebende ist, wirkt es vortrefflich; sobald es die Ge-

nossenschaft nur als engbegrenzte Versorgungsanstalt auf Kosten andrer betrachtet und statt Kräfte frei zu entfalten nur danach strebt, Kräfte zurückzuhalten, wird es schädlich. Je mehr die Zunft sich selbst als Zweck betrachtete, desto geringere Rücksicht nahm sie auf die übrige Gesellschaft; selbst die Prüfung der Erzeugnisse verlor ihren Wert. Schon früh wurde geklagt, daß die Fleischer, Bäcker und Brauer die Preise künstlich hoch hielten. Trotzdem stellte sich auch kapitalistischer Betrieb des Handwerkes ein, indem größere Meister sich auf den Vertrieb der von den kleineren gefertigten Waren warfen und ihnen die Preise drückten.

Allmählich kam das Streben auf, die Zahl der Meister zu beschränken und die Erwerbung der Meisterschaft zu erschweren. Dadurch wurde das Handwerk ein Vorrecht, oft ein erbliches, ausschließlicher Kreise und eröffnete nicht mehr tüchtigen Leuten einen freien Tummelplatz. Die Städte hörten auf, der Zufluchtsort derjenigen zu werden, welche sich draußen keine rechte Lebensstellung gründen konnten, und büßten den stetigen Zuzug frischer Kräfte ein. Auch die Gesellen hatten unter dem Ringe der begünstigten Meister zu leiden. Die meisten mußten ihr Leben lang in Unterordnung bleiben und auch die Löhne gestalteten sich ungünstiger. Deshalb schlossen sie sich im Gegensatz zu den Meistern enger zusammen, gaben sich eigene Vertretung und bildeten vielfach eigene Gesellschaften mit besonderen Trinkstuben, Festlichkeiten und Vereinskassen. Das alte Familienverhältnis im Handwerk verfiel, und darunter hatten auch die Lehrlinge zu leiden, die mehr unter die rauhe Hand der Gesellen kamen. Diese machten ihre Ansprüche den Meistern gegenüber geltend; zur Herabminderung der Arbeitszeit, zur Erhöhung des Lohnes kamen auch Arbeitseinstellungen vor. Da half nichts, als Vereinbarung, die leicht gegenseitig noch mehr entfremdete.

In den Städten war natürlich auch eine große Zahl von Lohn- und Tagarbeitern erforderlich. Ihnen drückte das große Angebot die Preise, während das Leben nicht billiger wurde. Die Abgaben waren nicht gering, da ein großer Teil der

städtischen Einnahmen aus dem Ungeld floß, einer indirekten Steuer auf Nahrungsmittel und dergleichen, die also auch der Aermste trug. Die Kriege, der durch die Selbständigkeit hervorgerufene Zwang, für eine Menge Dinge zu sorgen, die sonst das größere Staatswesen übernahm, verursachten schwere Ausgaben und führten nicht selten zu einem riesigen Aufgebot öffentlicher Mittel. Die Städte mußten ihr Sondertum teuer bezahlen. Das Sinken des Geldwertes steigerte gleichfalls die Not der Aermeren.

Das Vermögen war so verteilt, daß über der unteren Schicht der Dienstboten, Tagarbeiter und Gehilfen eine der mittleren Einkommen von größerer Gleichheit und Stärke als heute lag; darüber erhoben sich weniger zahlreich die großen Kapitalisten. Sie waren nicht ausschließlich Großhändler; es gab auch solche, die bedeutenden Landbesitz hatten und von ihm beträchtliche Renten zogen. Schon hielt das Patriziat die Kaufmannschaft „mit Maß und Elle" für unziemlich und beanspruchte adeligen Rang.

Die hauptsächlichste Mutter des Reichtums war der Handel. Er umfaßte die ganze bekannte Welt. Der Kaufmann bezog aus dem Auslande Waren, die er teils in Deutschland selbst absetzte, teils wieder, namentlich nach Norden und Osten, ausführte. Ebenso holte er für die heimische Gewerbethätigkeit Rohstoffe, die er in verarbeiteter Gestalt nach innen und nach außen vertrieb. Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr gaben gleichmäßig der Betriebsamkeit Nahrung. Süddeutschland pflegte durch die Vermittelung Italiens die Beziehungen zu dem Oriente, die Hansa empfing von ihm die fremden Artikel zum Vertrieb nach Skandinavien und Rußland. Mit Italien wurden Gewürze, Oel, Südfrüchte, Weine, Metall- und Glaswaren, auch Baumwolle gegen Leinwand, Wollgewebe und Lederwaren umgesetzt. Der Norden vertrieb allerhand Dinge wie Pelzwerke, Gewebe, Waffen, Erzgußsachen, Holzschnitzereien und verschiffte auch Getreide und besonders Bier. Eine sehr wichtige Erwerbs-

quelle bot ihm die Seefischerei, die die unentbehrliche Fastenspeise, den Salz- und Trockenfisch und den Hering lieferte.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert stieg der Handel beständig an Umfang; die Entdeckung der neuen Seewege übte erst später ihre verderbliche Wirkung. Der gewaltige Umsatz erforderte großen Metallvorrat und der deutsche Bergbau war im Uebermaß beschäftigt, ihn zu mehren. Da er hauptsächlich Silber ausbeutete, sank dieses in früheren Zeiten bevorzugte Metall stark herunter, so daß das Geld bedeutend an Wert verlor, die Renten fielen und die Preise stiegen. Eine nicht zu beseitigende schwere Schädigung, namentlich des kleinen Verkehrs, brachte die Zerrüttung des Münzwesens, da das Prägerecht schon seit längsten Zeiten von den Königen an Fürsten und Städte vergabt war. Zahllose Münzstätten wetteiferten, Geschäfte zu machen durch Verringerung des Gehalts und durch Verrufung der eben erst geprägten Stücke, um an dem Schlagschatz zu verdienen. Wie der Münzwert sank, zeigt am deutlichsten, daß alle späteren Namen, wie Gulden, Pfennig, Heller, Kreuzer, ursprünglich Geldarten von sehr viel höherem Gehalt bezeichneten. Daher begann man im vierzehnten Jahrhundert am Rhein Goldmünzen, die sogenannten Gulden zu prägen, um eine festere Währung zu haben; gleichzeitig kamen die schweren Silbermünzen auf. Das Geldwesen von Reichs wegen zu ordnen, wurde immer wieder versucht und mißglückte stets.

Trotz der gewaltigen Schwierigkeiten und vielen Gefahren, denen er ausgesetzt war, warf der Handel reichen, manchmal ungeheueren Gewinn ab, ebenso das durch die Ausbildung des Kreditwesens entstandene Bank- und Wechselgeschäft. Kleinere Leute beteiligten sich mit Einlagen, was schon damals auch zum völligen Verlust führen konnte. Manche Firmen, wie die sprichwörtlichen Fugger, wurden Geldwelthäuser ersten Ranges. Es kam sogar zu einer wirtschaftlichen Ueberspannung. Den Ertrag zu steigern, bildeten sich Kapitalsgenossenschaften, große Ringe, Handelsgesellschaften, die durch ihre Geldkraft den

Warenumsatz an sich zogen und ihn monopolisierten, sogar mit geradezu unredlichen Mitteln arbeiteten. Schon verstanden sie auch, durch plötzliche Preisherabsetzung den nicht beteiligten Kaufmann zu ruinieren. Die Verteuerungen, die sie in Notzeiten im Getreidehandel verursachten, riefen berechtigte Klagen hervor. Ein scharfer Gegensatz entstand zwischen den Großkapitalisten und den Krämern, die sich vom Zwischenhandel nährten. Die Folge von allem war das Aufkommen argen Geldwuchers trotz der strengen kirchlichen und weltlichen Verbote.

Offenkundig kamen alle Nachteile zum Vorschein, die der Kapitalismus durch die ungleiche Verteilung des Reichtums erzeugt; sie fielen um so mehr auf, weil ein großer Teil des Volkes noch in den alten Verhältnissen lebte. Vergebens erschöpfte man sich in Ratschlägen dagegen, die, wie Verbote aller fremden Waren und der Handelsgesellschaften, behördliche Festsetzung der Preise, undurchführbar waren. Unzweifelhaft brachten Handel und Wandel, die ohne Geldwirtschaft nicht bestehen konnten, auch große Vorteile, und wo Licht ist, fehlt der Schatten nicht. Man darf daher die Uebelstände nicht überschätzen und den leidenschaftlichen Anklagen nicht allzuviel Gewicht beilegen, denn die allgemeine Lage des Bürgertums war bei alledem eine günstige. Die zahlreichen Mißvergnügten und Armen machten allerdings den Regierungen große Sorgen; eine ernstliche Gefahr drohte von ihnen erst, wenn ihre Schar sich durch das ganze Reich hin vereinigte.

Den Wucher trieben Christen, wie Juden, aber letztere machte man vornehmlich für ihn haftbar; aus vielen Gegenden wurden sie vertrieben, ohne daß die beklagten Verhältnisse sich besserten. Seit den Kreuzzügen hatten sie furchtbare Verfolgungen zu erleiden; wie wilde Tiere wurden sie oft erbarmungslos abgeschlachtet oder verbrannt, ganze Gemeinden mit Weib und Kind ausgerottet; alle Augenblicke rief die Anschuldigung, daß sie Christenkinder ermordet hätten, die Volkswut wach.

Eingesperrt in abgeschlossenen Stadtteilen, durch äußere Abzeichen kenntlich und verächtlich gemacht, waren die Juden fast rechtlos; mißhandelte sie das Volk, so preßten die Obrigkeiten sie gelegentlich wie vollgesogene Schwämme aus. Dennoch konnte man sie schwer entbehren, und namentlich die Fürsten bedienten sich ihrer. Angewiesen allein auf den Handel und Wucher betrieben sie ihn mit habgierigem Geschick. Sicherlich waren die Klagen über die Juden berechtigt, aber die Gesellschaft trug einen großen Teil der Schuld und man schrieb ihnen alle Uebel zu, die der gesamte soziale Zustand erzeugte.

Es war gut, daß die Städte so stattlich dastanden, denn der Haß gegen die Söhne Israels galt im Grunde dem großen Besitz, und so wurde auf Fürsten, Kaufleute und Juden in einem Atemzuge gescholten. Der Adel, besonders der kleine Ritter, war ergrimmt gegen die Städte, die ihm so oft unerbittlich das Raubhandwerk legten, gegen die Kaufleute, die reichen Pfeffersäcke, deren Frachtzüge auf der Landstraße er von Gott und Rechts wegen als seine rechtmäßige Beute betrachtete, und gegen die wohlhäbigen Handwerker, die ein behaglicheres Leben hatten als er und doch nichts als „stinkender Pöbel" waren.

Die gegenseitige Feindschaft der höheren Stände gereichte leider dem untersten, dem Bauernstande, nicht zum Vorteil, denn er wurde von allen mißachtet. Der „arme Mann", wie er geringschätzig hieß, nicht wirklicher Armut, sondern seiner Niedrigkeit wegen, durfte sich mit Recht beklagen, daß niemand für ihn ehrliches Wohlwollen hegte. Fürsten, Geistlichkeit, Adel und Bürgertum sahen in dem Bauern das Lasttier, geschaffen, sie mit Nahrung zu versorgen, nicht berechtigt, dafür etwas sein zu wollen. Seine äußere Lage war nicht schlecht, wenigstens in den Gefilden, wo die Natur ihre Gaben reichlicher spendete. In Gebirgs- und Waldgegenden überschritt bereits die Urbarmachung das rechte Maß, so daß die Dörfer nicht bestehen konnten und nach nutzlosem Ringen eingingen;

so manche heutige Wüstung ist nicht auf die späteren Kriege, sondern schon auf die Unzulänglichkeit der ersten Anlage zurückzuführen. Die ländliche Bevölkerung mehrte sich stärker; als ihr gut war. Der Abfluß nach dem Osten hörte auf, auch die Städte boten nicht mehr dem Ueberschuß eine leichte Versorgung, und die furchtbaren Lücken, die der schwarze Tod und andre Pesten rissen, mochten sich schnell ergänzen. Der kleine Besitz wurde daher vielfältig zersplittert, die Allmenden reichten für eine verstärkte Benutzung nicht mehr aus. Sonst hatte der Bauer bisher sein reichliches Auskommen gehabt, sogar sich verhältnismäßig besser gestanden als der Gutsherr, weil die in früheren Zeiten, wo der Bodenwert gering war, festgesetzten Abgaben auch bei der jetzigen einträglicheren Bewirtschaftung dieselben blieben. Die eingetretene Verminderung des Geldwertes gereichte gleichfalls mehr dem Besitzer als dem Bauern zum Schaden. Daher war es natürlich, wenn die Herren die Nutznießung zu steigern suchten. Dazu dienten hauptsächlich außerordentliche Auflagen, die als unrecht und daher doppelt drückend erschienen. Der Bauer konnte sich dagegen schwer wehren, denn wo sollte er Hilfe finden? Daher kam noch das bittere Gefühl der Rechtlosigkeit hinzu.

Läßt sich so etwa der Zustand in den flüchtigsten Linien zeichnen, stand doch je nach den Ländern der Bauer recht verschieden. Im Osten, wo zusammenhängender Grundbesitz überwog, machte sich die gutsherrliche Gewalt am meisten geltend. Sie regierte über den Bauern, belastete ihn namentlich mit Frohnden und schmälerte seine persönliche Freiheit. Hier trieb der Gutsbesitzer meist selber die Landwirtschaft, während im Süden die Pacht überwog. Im übrigen Deutschland war der Landmann auch selten vollkommen frei, aber die verschiedenen Grade der Hörigkeit, die meist nur eine Grundhörigkeit war, die den Landmann an die Scholle fesselte, drückten nicht allzusehr; hier unterstand er auch mehr der landesherrlichen Gewalt, die ihn schützen konnte gegen den

Herrn, dafür aber mehr für sich ausnutzte. Wenn im Norden und Osten die Belastung allmählich und gleichmäßig fortschritt, wurde sie anderwärts mehr stoßweise auferlegt und dadurch im Augenblicke merklicher. Höchst erfinderisch ersannen die Herren fortwährend neue Gründe, um außerordentliche Steuern zu erheben. In vielen Gegenden räumten sie mit der Markgenossenschaft auf. Wo der Bauer früher freie Weide und freie Holzung genossen hatte, verlangte jetzt der Herr dafür Zahlung oder zog den Gemeindebesitz einfach ein. Ebenso wurde ihm das Jagdrecht genommen, dessen fürchterliche Ausartung zugleich begann. Die Beschränkung des Erbrechts verschaffte dem Herrn einen größern Anteil an der Hinterlassenschaft. Um die Zahl der Abhängigen zu mehren, wurden freie Mädchen gezwungen, sich mit Hörigen zu verheiraten, da dann ihre Kinder auch unfrei waren.

Manche dieser Mißbräuche hingen in der That mit der Einführung des römischen Rechtes zusammen, aber ihm wurde alles Unheil aufgebürdet. Dem Bauern, der mit der Markgenossenschaft sein bißchen Anteil am öffentlichen Leben einbüßte, war es anstößig, sein Recht an ungewohnter Stätte und nicht bei den Genossen zu suchen, und er verstand die neuen Sätze überhaupt nicht. Das schriftliche und langsame Verfahren erregte seinen Argwohn, in jedem Falle fühlte er sich verunrechtet. Gerade wie den alten Germanen das römische Recht in tiefster Seele verhaßt war, ging es jetzt bei den Nachkommen. Die Erbitterung sah in den gelehrten Juristen nur gewissenlose Werkzeuge jeder Schandthat und Vergewaltigung.

In den Schriftwerken der Zeit begegnet man oft Spöttereien über den thörichten Dünkel, die Verschwendungssucht der Bauern. Man nahm ihnen übel, wenn sie sich auch vergnügen wollten und dabei natürlich die vornehmeren Leute, die Städter, nachahmten. Schlüsse auf übergroßes Glück des Landvolkes daraus zu ziehen, wäre gewagt. Seine Existenz war vor allem eine unsichere, denn da die Kriege meist in Verwüstungen verliefen,

litt unter ihnen das offene Land am meisten, und daher kam es auch, wenn der Bau und die innere Einrichtung der ländlichen Hütten geringe Fortschritte machten, weil ihnen leicht die Zerstörung drohte. Um so mehr verfiel der Bauer darauf, seine Lebensfreude in Kleidung, in Schmuck, in Speise und Trank zu suchen. Doch den Fleiß büßte er darüber nicht ein; Deutschland wäre unter diesen unaufhörlichen Fehden zur Wüste geworden, wenn nicht der Landmann unentwegt bei allem Unglück getreulich seinen Beruf erfüllt hätte. Dafür erhielt er schlechten Dank und es war kein Wunder, daß er die Geduld verlor.

Der Bauer und sonstige kleine Mann war nicht taub und blind; er sah und erfuhr auch, was in der Welt vorging.

Der allgemeine Entrüstungssturm über die Geistlichkeit, den das Schisma und dann die Konzile hervorriefen, durchdrang derartig die ganze Welt, daß auch die Niedrigsten von ihm berührt wurden. Der Dorfpfarrer, elend gestellt, während die großen Prälaten im Ueberfluß schwammen, und trotzdem genötigt, zu allerhand vom Papste ausgeschriebenen Kirchenzehnten seine paar Pfennige zu geben, mochte in der Regel nicht gerade ein eifriger Lobredner seiner Oberen sein. Ein großer Teil von Grund und Boden war im geistlichen Besitz und gerade von dort hörte man die ärgsten Klagen über unrechtmäßige Bedrückung. Dem Bauer schmolz so seine eigene Not zusammen mit der allgemeinen Mißstimmung; die höhere Geistlichkeit wurde ihm als seine ärgste Feindin verabscheuungswert.

So ganz ruhmlos war auch der Bauernstand nicht. Hatten doch die Schweizer oft genug ritterliche Scharen niedergetreten! Und gar erst die Husiten, vor denen die größten Heere, von den höchsten Fürsten geführt, wie Spreu zerstoben! Der Fürsten Bäuche seien auch weich, raunte man sich mit grimmigem Hohne zu. Nicht die kirchlichen Lehren der Husiten zündeten, sondern das große Beispiel siegreicher

Auflehnung gegen alle bisherigen Großmächte erregte und reizte zum Nachsinnen, ob es nicht nachzuahmen sei. Während in Böhmen die Bauern nach den Kriegen in drückendere Unterordnung unter den Adel gezwungen wurden, als sie vorher auf ihnen gelegen hatte, spukten im Reiche die sozialistischen Ideen der Taboriten und andrer radikaler Sekten.

Seitdem das Fußvolk im Wert stieg, nahm mancher Bauer Kriegsdienst und gewann als Soldat Zuversicht und Trotz; zurückgekehrt konnte er wohl die heimischen Genossen aufstacheln und ihnen Lust zur Empörung machen. Auf die Universitäten zogen viele Söhne von Kleinbürgern und Bauern und kehrten zurück, vielleicht ohne mehr gelernt zu haben, als höhere Ansprüche und Gedanken, für die sie bereitwillige Hörer fanden, und auch diejenigen, welche in Amt und Würden kamen, zeigten, was ein Bauernkind werden könne.

Der Bauer begann sich zu fühlen und seitdem so große Teile des Volkes sich nicht mehr mit der Landwirtschaft beschäftigten, bekam er das Bewußtsein von seiner Unentbehrlichkeit. Der reichste Kaufmann lebte doch nicht von dem Golde, sondern von der Frucht der Felder. Die ganze Welt stand auf der bäuerlichen Arbeit, daher galt der Schweiß, den sie kostete, für köstlicher, als Reichtum.

Auch die Religion gab Anlaß zu Umsturzgedanken. Das Christentum hat immer herhalten müssen, um kommunistische Tendenzen zu verteidigen; hatte doch auch die alte Wirtschaft der Markgenossenschaft etwas vom gemeinsamen und gleichen Besitz an sich. Dann lehrte die Bibel, wie das Himmelreich der Armen und Unterdrückten sei, denen der Vorzug vor dem gefährlichen Reichtum gebühre. Armut und Entsagung galten als vornehmlichste Tugend; das Mönchstum hatte sie zum Grundsatz erhoben und in den Bettelorden aufs neue gepredigt. Gott hatte den Menschen geschaffen zu seinem Ebenbilde, nicht zum Sklaven. Wenn sich Kirche und Fürsten auf göttliche Begnadung beriefen, warum sollten es nicht die

Bauern thun? Sie deuteten sich nach ihrer Art die göttlichen Verheißungen aus, die nichts von Fürsten, von Zinsen und Abgaben, von blutiger Gewalt sprachen. „Nichts als die Gerechtigkeit Gottes", wurde das Losungswort der Kleinen.

Da nicht wahrscheinlich war, daß die herrschenden Klassen freiwillig auf ihre Macht verzichten würden, half nichts, als von unten her durchzudrücken.

Diese Ideen erstreckten sich allerdings nicht durch das ganze Reich. Süddeutschland, wo lauter kleine Herrschaften lagen, wo die Schweiz in nächster Nachbarschaft das Bild bäuerlicher Freiheit gab und das Land stark mit Städten durchsetzt war, auch das Landsknechtswesen blühte, wurde am meisten von aufrührerischen Gedanken ergriffen, während sie in den größeren norddeutschen Fürstentümern selten aufkamen. Der Süden hatte auch ein lebendigeres Bewußtsein von Kaiser und Reich, während dem Norden das Kaisertum fast völlig entrückt war.

Schon lange ahnten weise Männer, daß eine Revolution heranziehe. Bald wurde sie offen angekündigt als letzte Zuflucht in Schriften, die bereits Ziele und Zwecke ausmalten. Der erste Sturmvogel war die sogenannte, um 1438 verfaßte Reformation Kaiser Sigmunds. Sie entstand in Süddeutschland und hatte die dortigen Zustände im Auge. Vor allem ist die Geistlichkeit ihres Besitzes zu entkleiden und auf Gehalt anzuweisen. Nur die großen Fürsten dürfen Gerichtsgewalt haben, sonst steht alles in gleicher Freiheit, edel oder unedel, reich oder arm. Zölle sind nur zu erheben für Verkehrszwecke. Weide, Wald und Wasser müssen frei sein, der Gewinn der Kaufleute, der Preis der Lebensmittel dem Gutachten vereidigter Richter unterliegen.

Die künftige Gestaltung des Reiches knüpft der Verfasser an die kaiserliche Gewalt. Während die Fürsten meinten, die Verfassung auf eine möglichst weite Mitwirkung der Reichs-

stände zu begründen, wollten die Redeführer des Volkes eine über die Fürsten sich erhebende einheitliche Gewalt auf demokratischer Reichsgleichheit der Unterthanen.

Bald kamen die Versuche, das Wort in That umzusetzen. Die Unwissenheit der Bauern, der Aberglaube, genährt durch den kirchlichen Wunderglauben, der Grimm gegen die höheren Gewalten machten die Erhebungen überstürzend und phantastisch zugleich. So trat 1476 in der Würzburger Gegend ein Schwärmer Hans Böheim, ein Hirte, der bei Dorffestlichkeiten aufspielte, als Prophet auf. Er predigte die völlige Anarchie: kein Kaiser, kein Papst, keine Fürsten, keine Obrigkeit, keine Steuern. Die Geistlichen müssen erschlagen werden, die Fürsten und Herren um Tagelohn arbeiten. Zwar wurde er gefangen und verbrannt, aber der ungeheure Zulauf, den er gefunden hatte, zeigte, daß er nach dem Herzen der Menge sprach.

Ernster als dieser Unfug waren die Bauernaufstände, die in Süddeutschland einer nach dem andern ausbrachen, 1493, 1502, 1514. Den Empörern schwebte bald ein kommunistisches Gottesreich vor, bald beabsichtigten sie, den Kaiser zum alleinigen Herrn zu machen, doch immer wollten sie den Pfaffen an den Leib. Der „Bundschuh", der Bauernschuh wurde ihr Symbol, gleich den Orden der vornehmen Welt. Der Aufruhr erlag stets, aber alle Blutgerichte vermochten die Flamme nicht zu ersticken.

Neunzehnter Abschnitt.

Das Leben des Volkes. Litteratur und Kunst.

Wer damals Deutschland durchwanderte, würde zwar manche Unterschiede bemerkt, aber kaum bezweifelt haben, daß er ein in sich einheitliches Volk kennen lernte. Die schroffe Sonderung der Stämme bestand nicht mehr, von einem zum andern führten vermittelnde Uebergänge. Selbst die Sprachformen hatten sich einander genähert, obgleich noch jetzt der Niederdeutsche sich mit dem Oberdeutschen schwer verständigte. Die Litteratur, das kaiserliche Urkundenwesen, in denen beiden das Oberdeutsch vorherrschte, bereiteten schon eine einheitliche Schriftsprache vor. Dennoch war ein vollkommener Ausgleich der Volksgenossen nicht erfolgt. Der Norden nahm seit dem dreizehnten Jahrhundert eine politische Sonderstellung ein, die zwar bei den verwischten Grenzen kaum eine wirkliche Trennung hätte verursachen können, aber die Deutschen empfanden selber lebhaft, wie stark Lebensführung und Sitte dort von dem sonstigen Brauche abwichen. Zudem war die geschichtliche Entwickelung anders geworden. Sachsen und die Ostseeländer wandten ihren Handel nach dem Norden, Schwaben und Bayern nach dem Süden. Die Fürstentümer in der norddeutschen Tiefebene waren von großer Ausdehnung, nicht so auf Königtum und Reich angewiesen, wie die zersplitterten Landschaften in Bayern, Schwaben und am Rhein. Im Norden überwog in der Politik das fürstliche Element, das bäuerliche in der Masse. Daher stand noch wie vor Zeiten im mehr bürgerlichen Süden und Westen die durchschnittliche Lebensweise höher, das Volk war beweglicher und vergnügter. Im Norden umgab sich zwar auch der reiche und vermögende Bürger mit mancher Behag-

lichkeit, doch der ganze Charakter macht den Eindruck des Herben und Spröden.

Die deutschen Völkerschaften sagten sich einander wenig gutes nach und manches Verslein weiß von jedem mehr schlechte Eigenschaften aufzuzählen, als lobenswerte. An den Sachsen wird stets die Trunksucht, an den Oesterreichern der lockere Sinn getadelt. Die Schwaben galten als pfiffig und unzuverlässig, die Bayern als nicht ehrlich, die Thüringer als ungastlich. Doch ist auf diese Scherze nicht viel zu geben, wie noch heute allenthalben der Deutsche, namentlich im Süden, geneigt ist, die andern politischen Verbänden angehörigen Volksgenossen mit ungünstigem Auge zu betrachten.

Den Maßstab für die Lebensgewohnheiten gab das Bürgertum ab, weil es die für ein feineres Dasein notwendigen Dinge selbst schuf oder herbeibrachte und sie vor allem selber besaß. Die Fürsten konnten kaum mit den städtischen Großherren wetteifern; Glanz und Pracht waren nicht mehr ihr Vorrecht, die ritterliche Weise war abgeblaßt, und selbst die großen Festlichkeiten der Könige und höchsten Herren wurden nicht mehr mit der freigebigen Verschwendung des dreizehnten Jahrhunderts ausgerüstet. An den meisten Höfen lebte man ziemlich einfach und schlicht bürgerlich, obgleich natürlich Ausnahmen nicht fehlten. Die fürstlichen Paläste und Wohnungen unterschieden sich wohl an Raum, doch nicht in der Ausstattung allzusehr von den großen bürgerlichen Häusern, und so manche uns überkommene Hofrechnung verrät, welcher Sparsamkeit die fürstlichen Frauen und ihre Hofdamen sich befleißigen mußten.

Bei aller Bewunderung, die das Bürgertum des ausgehenden Mittelalters verdient, ist nicht zu übersehen, daß der Insasse einer heutigen Kleinstadt in vielen Beziehungen angenehmer lebt, als es damals selbst in den größten Mittelpunkten des Verkehrs möglich war. Nicht sowohl deswegen, weil uns weit mehr Genußmittel aus den fremden Erdteilen

zur Verfügung stehen, sondern weil die öffentliche Fürsorge besser geworden ist. Die Gesundheitspflege bethätigte sich allein in den zahlreichen Brunnen, die, künstlerisch ausgeführt, zugleich zum Schmuck der Straßen und Plätze dienten, und in den vielen Bädern. Nur die großen Städte hatten bereits mit Pflasterung begonnen, die mehr dem Fuhrwerk, als dem Fußgänger nutzte. Zur Regenzeit waren die stets schmutzbedeckten Straßen fast ungangbar; daher bediente sich besonders das weibliche Geschlecht viel der Sänften und Tragsessel. Beleuchtung zur Nachtzeit fehlte gänzlich; jeder mußte selber für Licht sorgen, und wer nicht durch Begleitung sich vor Unannehmlichkeiten schützen konnte, that besser, zu Haus zu bleiben. Wo nicht die häufigen Brände die Möglichkeit nachträglicher Erweiterung gegeben hatten, liefen die Straßen schmal und krumm, dazu verengt durch Verschläge, Vorbauten und Ziehbrunnen, und das in der Stadt gehaltene Vieh beanspruchte auch seinen Raum. Größere Plätze gab es wenig, und sie wurden häufig durch Kaufbuden eingenommen. In manchen Städten, welche die erste enge Umwallung durch eine weitergespannte ersetzt hatten, lagen allerdings auch große Gärten und Grasflächen innerhalb der Mauern.

Von der Ferne her kündete sich die Stadt durch die ragenden Türme der Kirchen und der Befestigung an, denn jede war ummauert. Schon in der ferneren Umgebung standen gewöhnlich Warten, um einen nahenden Feind zu beobachten und aufzuhalten. Dann machte sich unangenehm bemerklich das Hochgericht, der Galgen mit den Leichen der Gerichteten, die zum abschreckenden Beispiel hängen blieben, bis sie von selbst abfielen. Darauf durchschritt man die Vormauern, die den Zwinger, den Raum vor der Hauptumwallung umschlossen, der seiner geschützten Lage wegen zu allerhand Vergnügungen benützt wurde. Eine Kettenbrücke führte in das mächtige Thor, das mit Wächtern besetzte Türme behüteten; meist war die enge, tunnelartige Durchfahrt auch von einem Turme überwölbt, und

das Thor mit seinen Schutzbauten bildete eine starke Festung. Das Wappen der Stadt und andrer bildnerischer Schmuck gaben ihm ein stattliches Aussehen. An der guten Bewachung der Thore hing die Sicherheit der Einwohnerschaft, daher wurden sie auch mit Dunkelwerden geschlossen.

Während früher alle Häuser ziemlich einfach waren, begannen jetzt die Reichen, die ihrigen neu zu errichten, so daß manche Städte wie eben erbaut aussahen. Den alten Fachwerkbau verdrängten die Steinhäuser, mit denen der den Backstein verwendende Norden vorausgegangen war. Hier gaben Linienführung und bunte Glasur der Front reicheren Schmuck, der Süden verwendete dazu viel die Malerei, und auch wo der Holzbau beliebt blieb, zierten ihn reiche, mit Farben ausdrucksvoll gemachte Schnitzereien. Diese neuen Häuser stiegen oft zu bedeutender Höhe, und in Fachwerkbauten überkragten gewöhnlich die oberen Stockwerke die unteren. Durch die Größe und bessere Bequemlichkeit veränderte sich auch die innere Anlage, die früher wohl in den meisten Fällen noch der der Bauernhäuser geglichen hatte. Daher blieb auch der Küche mit ihrem großen Kamin ein Ehrenplatz. Die Böden dienten in den vornehmeren Häusern als Vorrats- und Lagerräume, in die am Giebel vorspringende Krahne die Lasten von der Straße aus emporwanden. Allgemein waren die Fenster mit gläsernen Butzenscheiben versehen. Die reichste Vermehrung und Verschönerung erfuhr das Hausgerät, aber im allgemeinen erreichte das vornehme Bürgerhaus erst in der Folgezeit seine höchste Vollendung. Lange dauerte es, ehe die an den Wänden hinlaufenden, mit Kissen bequem gemachten Bänke den Stühlen wichen.

Die Hauptzierde gaben den Städten noch immer die Kirchen und die Rathäuser. Bekundeten erstere oft mehr den selbstbewußten Stolz der Bürgerschaft als ihre Frömmigkeit, so offenbarte sich mildthätiger Sinn in den großen Anstalten für Leidende und Gebrechliche. Städtische Spitäler unter der

Aufsicht von Aerzten, denen auch schon Apotheker die Heilmittel bereiteten, gab es überall. Fromme Stiftungen sorgten für Arme und Alte. Manche größeren Städte nahmen das Armenwesen in ihre Obhut, anderweitig war es freilich dem Zufall anheimgegeben.

Die Lebensbedürfnisse hatten sich erheblich vermehrt, obgleich der kleinere Mann sich kaum viel anders nährte als in der Vorzeit; höchstens daß die fremden Gewürze bei der Speisenbereitung eine größere Rolle spielten. Bei festlichen Veranlassungen ging es jedoch hoch her und da kamen auch die fremden Weine zu Ehren. Oeffentliche Vergnügungen gab es nur bei besonderen Anläßen. Jede Stadt hatte ihre eigentümlichen Volksfeste mit Umzügen und Spielen; die großen regelmäßigen Märkte, die kirchlichen Feierlichkeiten gaben auch der allgemeinen Lust Raum. Sonst verlief das tägliche Leben in der Arbeit. Abends erholte man sich bei gutem Wetter durch ein Gespräch vor der Hausthür. Die jungen Leute führten Reigentänze auf, doch gab es auch Schankhäuser genug, die freilich zeitig schließen mußten. Die vornehmen Geschlechter, die Kaufleute und Zünfte hielten ihre eigenen Trinkstuben, denn die für das allgemeine Volk boten mit ihrer Enge und wüstem Lärm wenig Reiz. Ein Spaziergang in frischer Luft vor den Thoren war der Unsicherheit wegen namentlich zu Kriegszeiten nicht ratsam. Einen Mittelpunkt geselligen Verkehrs bildeten die Badestuben, die auch auf Dörfern nicht fehlen durften. Der Verkehr in ihnen war ein sehr ungezwungener, weil sich die Geschlechter nicht sonderten und während des Badens auch Speise und Trank genossen wurde. Die sich damals ausbreitende Lustseuche hat dieser uralt beliebten Gesundheitspflege ein rasches Ende bereitet.

Das Reisen bot geringen Genuß, weil zu viel Gefahren und Schwierigkeiten damit verbunden waren, und zum Vergnügen entschloß sich kaum jemand dazu. Die Wege waren schlecht, und die schweren Kaufmannswagen, die oft kaum

durchkommen konnten, machten sie nicht besser. Jedermann bediente sich daher der Reitpferde. Die Gasthäuser boten reichliches Essen, aber wer bei einem Freunde unterkommen konnte, war jedenfalls besser und sauberer aufgehoben. In Deutschland war das Gasthauswesen noch von schlechter Beschaffenheit; Nahrung und der notdürftigste Schlafraum erschienen als ausreichend, und die Wirte befleißigten sich nicht immer der Höflichkeit.

Weil das gewöhnliche Leben nicht zu großen Ausgaben verleitete, liebte der Reichtum, sich äußerlich bemerklich zu machen durch üppige Verschwendung bei festlichen Gelegenheiten, wie Hochzeiten und Taufen, und in Schmuck und Kleidung. Es ist eine sehr irrige Vorstellung, in jenen alten Zeiten hätte man wohl viel Geld in ein gutes Kleidungsstück gesteckt, doch nur, damit es ganzen nachkommenden Geschlechtern brauchbar sein möchte. Im Gegenteil, die Mode wechselte mindestens ebenso häufig wie jetzt, und oft jäher in dem Zuschnitt. Die bunten Farben, die vorherrschten, die Zusammensetzung verschiedener und kostbarer Stoffe, bei den Männern die Verbindung der Hose mit der Fußbekleidung, wie sie in den unförmigen Schnabelschuhen am eigentümlichsten hervortrat, machten die Gewandung viel empfindlicher gegen Beflecken und langes Tragen, so daß, wer sauber, geleckt und modisch sein wollte, viel dranwenden mußte. Bei den Frauen erforderte die zeitweilig übermäßige Bestickung mit Gold und Silber, bei den Männern die Zierde der Bewaffnung, bei beiden der Schmuck an Ketten und Ringen großen Aufwand.

Vergebens eiferten die Prediger, erließen die Obrigkeiten Verordnungen über Verordnungen gegen den Luxus. Doch nicht dieses Prunken berührt uns unangenehm, sondern die innerliche Roheit, die sich unter der glänzenden Oberfläche barg. Die Deutschen haben immer viel getrunken, aber damals begann die Zeit entsetzlichen Saufens, die das folgende Jahrhundert hindurch anhielt. Es verband sich natürlich mit

andern Untugenden. Nicht nur drückte der Rausch Schwert und Messer in die Hand, auch das wüste Spiel mit Würfeln und den eben aufkommenden Karten verwilderte; Fluchen und Schwören, gröbste Lästerung und gemeines Gerede waren an der Tagesordnung, so daß selbst die Reichsgesetzgebung dagegen einschritt.

Die Sittlichkeit hatte sich nicht gehoben. An die Stelle der unwahren Ziererei der Minnezeit traten leider Ungebundenheit und Unflätigkeit. In allen Städten gab es öffentliche Lusthäuser und selbst Könige und Fürsten verschmähten den offenkundigen Umgang mit den Dirnen nicht.

Nichts stößt mehr ab, als die Erbarmungslosigkeit, die allenthalben vorherrschte. Die Kriegführung begleiteten wilde Barbareien; gräßliche Verstümmelungen, mitleidsloses Abschlachten der Gefangenen kamen häufig vor. Ueberhaupt zauderte man gar nicht, als schädlich betrachtete Leute zu beseitigen. Der Wert von Menschenleben kam nicht in Anschlag. Auf die meisten Verbrechen stand Todesstrafe, viele Gefangene gingen schon vorher in den grauenhaften Kerkern zu Grunde. Mit erfinderischem Raffinement wurden die Hinrichtungen vollstreckt, die verschiedensten Weisen, die Todesqual zu verlängern, waren in Uebung. Es kam nicht darauf an, abzuschrecken, sondern schonungslose Rachsucht leitete die Justiz. Die Folter, die zum Schutz der Gesellschaft für notwendig gehalten wurde, verführte dazu, das gerichtliche Verfahren überaus summarisch u machen. Mag man die Inquisition noch so sehr als Ausfluß der Zeitrichtung entschuldigen, zur Menschlichkeit konnten die Ketzerbrände nicht entflammen. Gegen Ende des Jahrhunderts kamen noch die Hexenprozesse allgemein in Schwang, die in ihrer furchtbaren Ausdehnung vom Süden, namentlich von Frankreich her, Platz griffen, mit gleich traurigem Eifer von der geistlichen wie von der weltlichen Obrigkeit betrieben. Zwar lehrt heute die Wissenschaft, daß wie in den frommen Visionen und asketischen Wunderthaten auch in dem Hexen-

glauben hypnotische und andere die Sinne überreizende Vorgänge mitspielten, so daß gewiß manche Hexe überzeugt war von einer wunderbaren Begabung; doch in der großen Masse der Fälle verleiteten allein Aberglaube und furchtsamer Haß zum schrecklichen Urteile. Diese Greuel wurden noch fürchterlicher, indem sich roher Witz und grausamer Hohn an sie hafteten.

Zur Milde hatte also die kirchliche Erziehung so vieler Jahrhunderte nicht geführt. Gepredigt waren die Grundlehren des Christentums immer worden, aber die Veräußerlichung der Religion, das auf die Rechtgläubigkeit gelegte Gewicht drängten sie zurück. Werke der Barmherzigkeit wurden zwar pflichtmäßig geübt, reich gespendet für Kirchen, Klöster und Spitäler, aber nur zu oft geschah das nicht der Gutthat willen, sondern um Gott die dereinstige Seligkeit abzukaufen. Die Freigebigkeit traf oft Unwürdige, weil sie der Geber nur um seiner eigenen Person willen ausübte; die Bettelei fand reichliche Nahrung und züchtete ganze Scharen von Müßiggängern, die wie die Zünfte ihre Gebräuche und Gesetze hatten. Der Menge war kirchliche Frömmigkeit Gewohnheit, die sie ausübte, ohne innerlich berührt zu werden.

Die Kirchlichkeit nahm sogar eher zu, als ab. Der Reliquiendienst behauptete sich im vollen Umfange und die mit ihm verbundenen Wallfahrten fanden massenhaften Zulauf. Neue Gnadenorte, besonders mit wunderthätigen Hostien oder andern Heiltümern kamen auf; nach dem märkischen Wilsnack strömten ganze Scharen. Wie bei den Kreuzzügen wurden selbst Kinder von der Verzückung in weite Ferne getrieben. Den Ablässen, die teils das Papsttum, teils begünstigte Stätten in Uebermenge boten, fehlte es nie an begierigen Abnehmern. Gebetet wurde unendlich viel, denn die Masse brachte Sündenvergebung; zahlreiche Bruderschaften eröffneten ihren Mitgliedern Anteil an dem gemeinsam erworbenen Ueberschuß der guten Werke. Das gedankenlose Ergreifen des Göttlichen war nicht ausschließlich Folge religiöser Volkserregung, eines

gesteigerten Heilsbedürfnisses, sondern mehr der herrschenden sinnlichen Richtung, die auch in der Religion mächtig wurde.

Trotzdem wäre es das höchste Unrecht, zu verkennen, wieviel andrerseits zur sittlichen Hebung geschah und wie eifrig wackere Geistliche in dieser Hinsicht ihre Pflicht erfüllten. Zahlreiche volkstümliche Schriften, Beichtspiegel, Katechismen, Armenbibeln warnten oft mit Hilfe von anschaulichen Bildern vor der Sünde und mahnten zur Tugend. Meist tritt in ihnen das Dogmatische zurück, ganz im Sinne der Zeit wird das Praktische, das zum täglichen Leben Passende vorangestellt; die junge Presse hat in Deutschland am meisten die kirchlich-religiöse Litteratur vervielfältigt. Nicht selten durchdringt echte Frömmigkeit diese Schriften. Der hohe Ton der Mystik war jedoch verklungen, und die Brüder vom gemeinsamen Leben, eine von den Niederlanden ausgegangene und weit verbreitete Verbindung von Geistlichen und Laien zum gemeinschaftlichen gottseligen Leben, vermochten mit der Gefühlssüße, wie sie namentlich das berühmte Buch des Thomas von Kempen über die Nachfolge Christi erfüllt, jenen nicht gleichzukommen. Ihr Ideal blieb der alte Gedanke der Weltflucht, aber ihre schlichte Weise erwärmte viele Herzen.

Auch die Predigt suchte die irrenden Seelen zurückzuführen. Neben den Kanzelrednern, die in alter Weise dogmatisch-scholastisch die Richtigkeit des Glaubens bewiesen, verfolgten andere den Zweck, die Gewissen aufzurütteln, das strenge Strafgericht, das die Sünder erwartete, zu schildern. Die größten Prediger, wie Geiler in Straßburg, wandten sich an das Gemüt und den Verstand. Keinen Stand, auch nicht Geistlichkeit und Mönche schonend, hielten sie allen ihre Schlechtigkeit vor. Mit treffenden, dem Leben entnommenen Bildern, auch mit seltsamen und absonderlichen Vergleichen fesselten sie die Zuhörer. Indem sie Unterhaltung boten, regten sie zugleich zum Nachdenken an und gerade in der Anknüpfung an alltägliche Verhältnisse fanden sie das Mittel, den gewöhnlichen Mann anzuziehen. Leider

warf die oberste Kirchenleitung mit ihrem Gebaren nur zu leicht das mühselige Werk der kleinen Meister um.

Der Umschwung, der mit dem dreizehnten Jahrhundert eingetreten war, das Heraustreten der inneren deutschen Natur, führte zunächst zu einer schrankenlosen Entfaltung des Individualismus, und wie dieser sein Großes leistete, so brachte er auch seine Nachteile. Gewiß lag viel Schuld an der Auflösung der Nation, weil sie die Entstehung einer höheren allgemeinen Sitte verhinderte, die ihren heilsamen Zwang hätte ausüben können. Das Volkstümliche im niederen Sinne gewann allzusehr die Oberhand und ihm ging die Litteratur nach. Zwar war es von unschätzbarem Wert, daß jetzt die deutsche Sprache die volle Herrschaft besaß, wie sie auch in der Verwaltung und in dem gesamten Verkehrsleben überall angewandt wurde. Aber die Schöpfungen waren mehr als mäßig; nicht ein einziges Werk von dauerndem Werte läßt sich nennen. Inhalt, Sprachform, Versbau sind gleich verroht und verkommen.

In höheren Kreisen bestand noch hin und wieder Liebe für die alte Dichtung und selbst ihre Weise wurde noch nachgeahmt, freilich schwerfällig und überladen mit Zuthaten, wie sie dem Zeitgeschmacke entsprachen. Kaiser Max wäre richtiger als der letzte Ritter der letzte Epiker zu nennen, denn die unter seiner Mitwirkung entstandenen Werke, die sein Leben poetisch verherrlichen sollen, enthalten noch Nachklänge des früheren Epos.

Sonst überwiegt die bürgerliche Auffassung und beherrscht alle Dichtungsarten. Die dramatische zog am meisten an mit kirchlichen, moralischen und possenhaften Schauspielen. In den Fastnachtsspielen tobte die ausgelassenste Lust, das zügellose Gelächter; selbst die Aufführungen religiöser Stoffe gaben der niedrigen Komik, dem Unwesen des Teufels, dem rohen Witz übergebührlichen Raum.

Gesungen wurde noch allenthalben viel, und obgleich das Sängertum arg heruntergekommen war, vielfach öde Reimerei

sich breit machte, in dem Volksliede erhielt sich echte Empfindung und seelische Wärme. Die Gesangeskunst wurde auch zunftmäßig gepflegt in den Meistersingerschulen, die für die bürgerlichen Kreise ebenso einen Vereinigungspunkt boten, wie heute andre Geselligkeitsformen. Steif, geziert, in starre Gesetze gezwängt und wunderlich gespreizt, behandelte der Meistergesang alle möglichen Aufgaben, auch religiöse und selbst scholastisch-philosophische, und trug damit zur allgemeinen Bildung bei.

Auch das Lesen hatte viele Freunde. Die Prosa brachte Volksbücher, die oft alte Heldenstoffe nicht gerade zu ihrem Vorteile überarbeiteten, Erzählungen und Uebersetzungen aller Art hervor. Dazu kamen Predigten und Erbauungsbücher und die Erzeugnisse der Geschichtsschreibung, die, auf einen größeren Leserkreis berechnet, gern städtische und Landesgeschichte behandelte, schlicht und treuherzig, ohne Werke von besonderem Werte zu schaffen.

Die Litteratur giebt stets am getreulichsten die herrschende Sinnesweise wieder. Sie bedurfte starker Reizmittel, um packend und verständlich zu sein, und befleißigte sich zu diesem Zwecke einer rücksichtslosen Derbheit. Sie strebte dabei nach innerer Wahrheit und suchte die Welt, wie sie ist, darzustellen. Daher liebte sie die Sinnbildlichkeit, um an allerhand Beispielen den Gedanken klar zu machen, und sprach außer der ungebundenen, genußbegierigen Lebensfreude auch die anderen Stimmungen aus.

Die Satire gedeiht am besten, wenn die Luft schwül ist, wenn die Vorstellung, daß die öffentlichen Zustände faul seien, die Köpfe beherrscht; dann treten die Sittenprediger auf, die ihren Zeitgenossen den Spiegel vorhalten, der freilich oft ein verzerrender, übertreibender Hohlspiegel ist. Wie auf den Kanzeln, ließen sie sich auch in den Büchern vernehmen. Der Haß, den die Stände gegeneinander hegten, verleitete dazu, alle schlecht zu machen, als ob überhaupt keine anständigen Menschen mehr auf Erden wären. Daran fand man besondere Ergötzung. Das „Narrenschiff“ von Sebastian Brant, diese

wertvolle Fundgrube für die Sittengeschichte, wurde, so hölzern es uns erscheint, mit ungemeinem Beifall aufgenommen und vielfach aufgelegt.

Auch die Kunst unterstand den Einflüssen, welche die Litteratur beherrschten. Sie wurde jedoch vor dem Versumpfen bewahrt durch die Entwickelung der Technik in Farbe und Zeichnung und weil das Komische in ihr nicht so scharf und massenhaft gegeben werden durfte, da ihre Wirkung nicht für den Augenblick des Genusses allein berechnet war. In bescheidenem Maßstabe hat sich freilich die derbe Spaß- oder Spottlaune selbst in Heiligenbilder eingeschmuggelt.

Schon lange war die Ausübung der Kunst auf die Laien übergegangen. Rasch mehrte sich die Zahl ihrer Schöpfungen, namentlich in der Architektur; auch die kleinsten Städte begehrten ihrer Frömmigkeit und ihrem Können ein Denkmal zu setzen in möglichst großen Kirchen, an denen stattliche Türme nicht fehlen durften; selbst die reicheren Dörfer blieben nicht zurück. Da meist die Bürgerschaft der Bauherr war, entstanden vornehmlich Pfarrkirchen. Der herrschende Stil, die Gotik, nahm in Deutschland die Neigung nach der Vertikale, nach der Höhe. Der innere Raum der Gotteshäuser mußte gleichfalls groß sein und dabei lichtvoll, eine Forderung, der die Hallenkirchen am besten entsprachen. Auch des Profanbaus bemächtigte sich die Gotik; Rat- und Kaufhäuser, Gebäude für festliche Vereinigungen entstanden in reicher Fülle, mit allen Mitteln der Kunst hergestellt. Man suchte andre Werke zu überbieten, mit neuen Kunststücken zu überraschen. Darum wurde auf die technische Ausführung, die in der handwerksmäßigen Uebung wurzelte, das größte Gewicht gelegt, und die edle Einheit und Klarheit, welche der romanischen Zeit eigen war, wich üppigeren Formen. Die andern Künste mußten der Architektur dienen; wie die Glasmalerei das Fenster in buntem Glanze herstellte, das seine farbigen Lichter in das Innere warf, so gab die Bildhauerei den kunstreichen Rahmen und besetzte jeden geeigneten Platz innen

und außen mit Statuen, während an den Thüren und Mauern Ast- und Rankenwerk, auch dieses durch Figuren belebt, emporsteigt. Aehnlich war einst die spätrömische Zeit verfahren, aber dieser Ueberreichtum drängte den schlichten Gedanken zurück, und die Verwischung der Grenzlinie zwischen den Gebieten der Kunst war einer ruhigen Schönheit ungünstig. Gemäß dem herrschenden, nach Neuem und Ungewöhnlichem lüsternen Geschmack umgab den Menschen selbst in der Kirche die strotzende Fülle der Lebenskraft, um auch den Gottestempel zu einer traulichen Stätte zu machen.

Trotz dieser Schwächen, die eine glückliche Weiterentwickelung des Stils gefährdeten, entstanden fortwährend Werke von höchstem Wert. Alle Seiten der Technik bildeten sich aus; die Kleinkunst machte gewaltige Fortschritte. Die Kunst wurde Allgemeingut, volkstümlich. Jedes Gerät bekam etwas ab von dem Drange, nicht Alltägliches zu schaffen, und die Erfindung in Form und Verzierung war unerschöpflich. Goldschmiede und Erzgießer wetteiferten miteinander. Die größte Fruchtbarkeit zeigte die Holzschnitzerei, und die Bildhauerei in Stein blieb hinter ihr nicht zurück, stellte sich gleich schwierige und feine Aufgaben. Unübersehbar ist trotz der späteren ungeheuren Zerstörung der Reichtum an Altären, die erhalten sind. In ihnen vereinigte sich architektonischer Aufbau mit Bildhauerei und Malerei, indem teils die plastischen Figuren das Ganze füllten, dann mit Farben belebt, teils die Malerei die Hauptfläche des Innern und der Schreinthüren in Anspruch nahm und nur die Umrahmung der Schwester überließ.

In der Malerei überwog die Tafelmalerei, und die Oeltechnik gab ihr jetzt die rechten Mittel. Der ideale Charakter, die süße Weichheit der älteren Zeit, die Gesichter mit dem Oval, dem kleinen Munde und jugendlichen Zügen, verschwinden wie in der Plastik vor dem Wunsch, individuelle Figuren zu schaffen. Die Malerei ist ungleich beweglicher und freier als andre Künste; sie kann sich am leichtesten neue Ziele stecken

und am reinsten die wechselnden Neigungen zu Gestalt bringen. Daher folgte auch sie der Strömung der Zeit; sie sucht nicht mehr allgemeingültige Typen vorzuführen, in lehrreicher Weise die Phantasie zu befriedigen, sondern sie will den Vorgang dem wirklichen Leben anpassen, ihn erzählen und dramatisch darstellen. Daher ringt sie nach schärferer Fassung der Natur; sie nimmt den Menschen wie er ist zum Vorbilde und versetzt das selbst gesehene Einzelwesen auf die Leinwand, bildet nach ihm auch die Heiligen und ihre Umgebung. Das Muster wird nicht idealisiert; selbst seine mangelhaften Proportionen und Unschönheiten kehren auf dem Bilde wieder. Wie das Porträt beliebt ist, so porträtiert auch der Maler, ohne gerade nach einem bestimmten Modelle zu arbeiten, seine Umgebung. Nach ihr entwirft er auch die Staffage, unbedenklich bringt er das deutsche Haus in biblischen Bildern an. Selbst die herrschende Kleidermode erscheint in den Gemälden; es ist, als ob die Ereignisse längst vergangener Zeit sich in der Gegenwart abspielten. Damit mischt sich eine gewisse Unnatur infolge der Vorliebe für Ueberreichtum der Formen. Die Gewandung ist faltig, knittrig, weil sich so vollere Linien und bessere Farbenwirkung ergeben. Der Raum wird vollgepfropft mit möglichst vielen Figuren, die Handlung eng zusammen gepreßt, so daß die Harmonie verloren geht.

Die Malerei wurde die eigentliche Lieblingskunst. Ihr trat zur Seite die Vervielfältigung durch Holzschnitt und Kupferstich. Sie machten das Bild erst zum rechten, für jedermann leicht zu erwerbenden Gemeingut; es konnte nun auch in das ärmliche Haus eindringen. Der Holzschnitt diente allen denkbaren Zwecken, in erster Stelle der religiösen Erbauung und Belehrung, außerdem wählte er zu seinem Vorwurfe alles, was nur irgend ansprechen konnte. Das Bild trug zur Volkserziehung bei, selbst wenn das geschriebene oder gedruckte Wort unverständlich blieb. Die Erfindungsgabe wurde daher mächtig angeregt, weil nun der Künstler unschwer Gedanken und Ideen

verwirklichen konnte. Die Holzschnitte gaben auch Vorlagen für die geringeren, weniger anschlägigen Köpfe unter den Malern. Da sie zu sicherer Linienführung zwingen, bildeten sie den Formensinn tüchtig aus.

Der deutsche Künstler stand freilich in mancher Beziehung hinter dem italienischen zurück. Er war eingezwängt in die Bande des Handwerks; er erfreute sich nicht der öffentlichen Huldigungen und die Gunst der Reichen erleichterte ihm selten den Lebensweg; oft genug mußte er mühsam sorgen, wie er die Seinen durchbrachte. Der hohe Flug, die freie Entfaltung wurden dem Deutschen beschnitten; etwas Hausbackenes blieb an ihm haften, und die Notwendigkeit, sich nach den Neigungen der Käufer zu richten, statt sie zu bestimmen, hatte ihr Drückendes. Dennoch regte sich der Künstlerstolz, das Gefühl der Individualität. Der Schöpfer bezeichnete seine Werke mit dem Monogramm oder seinem ganzen Namen, brachte auch wohl sein eigenes Bildnis an. Die Bahn war gebrochen; nur noch einiger Anstoß von außen, um die aus deutschen Verhältnissen stammende Enge zu überwinden, und die deutsche Malerei konnte getrost mit der des Auslandes um die Palme ringen.

Nürnberg darf sich stolz die Heimat und Wirkungsstätte der größten Meister nennen. Der Erzgießer Peter Vischer vereinigte in seinem Sebaldusgrab vollendete Formbildung, entzückende Anmut, höchste Freiheit, volle Lebenswahrheit mit tiefsinniger und leicht spielender Phantasie. Albrecht Dürer beherrschte in Gemälden und Holzschnitten die Empfindungen seiner Zeit, nicht als bloßer Schilderer, sondern als sinnvoller Erklärer und Ausleger. Wahr und einfach, naturgetreu und phantasievoll, unerschöpflich in Erfindung von Vorwürfen, Gestalten und Scenerien, verständnisinnig auch die geistige Arbeit verfolgend und verwertend umfaßt er die ganze deutsche Welt mit ihrem realen Sein und ihrem idealen Streben. Freier Weg für die eigene Kraft, das Recht des natürlichen Seins wurden die Losung.

Mit dem kirchlichen Leben war bisher aufs engste verknüpft das geistig-wissenschaftliche, und das Individuum lag hier in strengen Fesseln. Wurden auch sie gesprengt, drang auch in die Wissenschaft der neue Zug ein, dann war kein Halten mehr, dann zerfiel der eherne Ring der mittelalterlichen Welt in Stücke, und die individuelle Freiheit erfocht über die Gebundenheit den letzten und entscheidenden Sieg. Dazu ist es in der That gekommen. Doch seltsam, in eben dem Augenblick, wo das deutsche Wesen sich zur reinsten Eigenart durchgerungen zu haben schien, nahm es auf einmal wieder Fremdes auf. Was die Deutschen an Wissen besaßen, verdankten sie allein der Kirche; sie selbst hatten von sich und von ihrer Vorzeit aus nichts dazu herbeigebracht. Was sie von der Kirche erlernen konnten, hatten sie geistig verarbeitet, aber weil sie auf diesem Felde keine eigene Frucht stehen hatten, konnten sie ohne fremde Hilfe nicht neue erzeugen. Da erhielten sie Zufuhr aus einer andern Welt, die seit einem Jahrtausende versunken war, von der sich nur eine dunkle Ueberlieferung erhalten hatte. Die germanischen Urväter hatten einst durch ihre Wucht die antike Welt in die Tiefen gedrückt, ihre Kinder, die Romanen und die Deutschen, hoben sie als kostbaren Hort begeistert wieder empor und machten die Schuld ihrer Vorfahren gut.

Die alten Deutschen hatten einst den fremden Bildungsstoff, den ihnen das Christentum mitbrachte, ergebungsvoll hingenommen, soweit sie ihn zu fassen vermochten. Die jetzigen Deutschen ergriffen die Elemente, die ihnen das Altertum zuführte, mit selbständigem Geist und mit eigener Kraft. Sie unterwarfen sich ihnen nicht willenlos, sondern entnahmen daraus, was ihnen nützlich schien, und verwandten es selbständig. Daher ergab sich das Merkwürdige, daß selbst der nationale Sinn aus dem alten Römertum Belebung und Selbstbewußtsein sog. Das heidnische Rom gab das schneidige Schwert gegen das päpstliche Rom.

Zwanzigster Abschnitt.

Die Wissenschaft und der Humanismus.

In Deutschland hatte einst die unter Karl dem Großen entstandene wissenschaftliche Thätigkeit eine schöne Nachblüte getrieben, und auch unter den ersten Kaiserhäusern deutschen Geschlechtes gab es manche tüchtige Gelehrte. Doch bald gewannen Italien und Frankreich den Vorsprung, um ihn für lange zu behaupten, und alle Männer, die in Deutschland etwas leisteten, legten den Grund ihrer Bedeutung an dortigen Schulen. Man war der Ansicht, Italien habe das Papsttum, Frankreich das Studium, Deutschland das Kaisertum; der Ruhm der Waffen schien unser Vorrecht zu sein. In der That brachten die Deutschen im vierzehnten Jahrhundert und noch am Anfang des fünfzehnten wissenschaftlich wenig hervor; in den großen kirchlichen Bewegungen, auf den Konzilen stand die deutsche Geistlichkeit weit hinter der andrer Länder, namentlich Frankreichs, zurück. Zum Teil lag das an den politischen Verhältnissen, und Deutschland hatte sich bereits gerüstet, um auch im Wissen den Wettstreit mit den bisherigen Lehrern aufzunehmen.

In den Städten entstanden gewöhnlich zuerst im Anschluß an die Pfarrkirchen, dann auch selbständig Schulen, deren Unterricht sich meist auf Lesen und Schreiben beschränkte. Volksschulen waren sie nicht und ihre Leistungen gering. Als die Herren dieser Schulen betrachteten sich die Ortsbehörden, auch die Landesfürsten; sie gaben die meist spärlich zugemessenen Mittel, stellten die Lehrer an und regelten die äußeren Verhältnisse. Die Schule entwickelte sich so in ziemlicher Unabhängigkeit von der Kirche, obgleich ihr eine Oberaufsicht nicht bestritten werden konnte. Die reicheren Bürger ließen ihren Kindern häuslichen Unterricht erteilen.

Die Geistlichkeit hatte natürlich von jeher ihre Unterrichtsanstalten besessen, Stifts- und Klosterschulen, von denen manche rühmlich bekannt waren. Die Dominicaner, die vornehmlich die Pflege kirchlicher Wissenschaft zu ihrer Aufgabe machten, blieben auch in Deutschland in dieser Hinsicht nicht zurück; die dort erteilte Lehre entsprach sogar oft dem Universitätsstudium. Doch wer Fülle und Abrundung des Wissens begehrte, mußte sie im Auslande suchen. Natürlich blieb deshalb die deutsche Gelehrsamkeit von diesem abhängig, kam nicht zu selbständigem Schaffen und erhob sich nicht über die dort vorgetragenen Anschauungen, welche ganz dem gebietenden kirchlichen System entsprachen. Die klassische Litteratur, die wenigstens formell früher die Muster gab, geriet seit dem zwölften Jahrhundert in den Hintergrund.

Von unendlicher Bedeutung war es demnach, daß Karl IV. 1348 in Prag eine Universität errichtete, die obgleich zunächst für seine Böhmen bestimmt, ihren Einrichtungen nach eine allgemein deutsche sein sollte. Sein Beispiel fand rasche Nachahmung. Herzog Rudolf IV. von Oesterreich gründete 1365 die Hochschule von Wien, Pfalzgraf Ruprecht I. 1386 die zu Heidelberg. Bald trachteten auch Städte nach solcher Auszeichnung; Köln und Erfurt statteten noch vor 1400 mit eigenen Mitteln Universitäten aus, als ob das Bürgertum erkannt hätte, daß es dadurch seinem rüstigen Geiste erst die volle Bedeutung verleihen würde. Als durch die böhmische Bewegung 1409 Prag für Deutschland verloren ging, trat sofort Leipzig an seine Stelle. In schneller Folge entstanden dann andere Hochschulen, so daß, als 1502 Wittenberg und 1506 Frankfurt an der Oder die Gründungen vor der Reformation abschlossen, ihrer bereits beinahe zwanzig vorhanden waren, darunter allerdings viele sehr kleine.

Die Universitäten riefen freilich nicht sofort einen neuen Geist hervor. Der Unterricht, der in der althergebrachten Schulweise erfolgte, regte nicht zu selbständiger Forschung an, son-

dern beschränkte sich auf die Ueberlieferung des vorhandenen Wissens, wie es in den Lehrbüchern niedergelegt war. Einen wichtigen Teil des Unterrichtes machten die Disputationen aus, die den Zweck hatten, zur leichten und schnellen Verfügung über den Kenntnisstoff, zu seiner formalen Beherrschung anzuleiten. Da viele ohne ausreichende Vorbildung auf die Hochschule kamen, fing die artistische Fakultät den Unterricht auf einer sehr niedrigen Stufe an, und nur wer sie durchgemacht hatte, konnte in die andern Fakultäten übergehen. Die Studentenschaft setzte sich demnach ganz anders zusammen, als die heutige. Obgleich die Studierenden in den Bursen eigentlich eine Art klösterlichen Lebens führen sollten, war von Zucht und Sitte bei ihnen oft nicht viel zu merken. Mit rohen Gebräuchen wurde der Ankömmling gepeinigt, Trinken und andre Untugenden füllten vielen ihre Zeit aus und nicht selten kam es in den Universitätsstädten zu argen Tumulten.

Die unbeschränkte Herrschaft hatte die scholastische Philosophie, die wohl subtile Gliederung der Denkthätigkeit veranlaßte, doch wenig frischen und ursprünglichen Denkstoff darbot, weil sie die Dinge mehr formal als ihrem Wesen nach betrachtete und den kirchlichen Glauben zur unverbrüchlichen Voraussetzung hatte. Seitdem sie in Thomas von Aquino das höchste erreicht hatte, was sie leisten konnte, war sie zum Stillstande gekommen. Der litterarische Fleiß, an dem es die Deutschen keineswegs fehlen ließen, erging sich in Kommentaren, besonders des Aristoteles, der als „der Philosoph" im höchsten Sinne galt, aber ebenfalls formal genommen wurde, und in Zerlegungen und Wiederzusammensetzungen bestimmter Gedankensätze. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst zwang auch der Mangel an Büchern zur Einseitigkeit und hemmte Lehrer und Lernende am freien Fortschritt.

Die Zeit der Konzile brachte viele neue Anregungen, ohnehin hielten die meisten Universitäten zu den Baselern gegen das Papsttum. Unter den deutschen Gelehrten der damaligen

Zeit steht obenan Nicolaus von Kues, reich an vielseitigen Kenntnissen, ausgerüstet mit kritischer Schärfe und von der scholastischen Doktrin unbefriedigt. Er nahm seinen Ausgang von dem konziliaren Widerspruch gegen die papale Gewalt und erkannte auch die Schäden des Deutschen Reiches, zu deren Heilung er geistreiche Vorschläge machte. Nicolaus wechselte später die Partei und wurde zum Vorkämpfer des Papsttums, das ihn mit der Kardinalswürde belohnte; schließlich verzettelte er als Bischof von Brixen seine Kraft in einem mit hierarchischer Leidenschaft und Anmaßung geführten Kampf gegen Herzog Sigmund von Oesterreich. Auch in dieser sturmvollen Zeit setzte er seine schriftstellerische Thätigkeit fort. Die Theologie in mystischer Auslegung nahm in ihr die Hauptstelle ein, sie erstreckte sich außerdem auf Mathematik, Physik, Astronomie und verwandte Gegenstände. Auch in den altklassischen Schriften war Nicolaus wohl beschlagen.

Einen ähnlichen Wandel der Gesinnung, wie Nicolaus Kusanus, hatte Aeneas Silvius, der spätere Papst Pius II. vollzogen; anfänglich der geschickteste Verteidiger des Baseler Konzils, bewirkte er nachher im Dienste der kaiserlichen Kanzlei die Unterwerfung Deutschlands unter Rom. Doch er übte noch einen andern Einfluß aus, indem er den humanistischen Studien Anhänger warb. Die Zuneigung zu ihnen flößte Aeneas Silvius auch einem Deutschen ein, der sonst sein Gegenteil war. Gregor von Heimburg, eine ehrliche, knorrige Kraftnatur, ein leidenschaftlicher Gegner des Welschtums in seinem ganzen Wesen und ein plänereicher, juristisch geschulter Staatsmann, hat sich später von der Humanistik abgewandt, weil sie seinen für den politischen Kampf geschaffenen Sinn nicht befriedigte, aber wenn er, der echte Deutsche, mit jenem Italiener eine Zeit lang gemeinsame Bestrebungen haben konnte, so mußte ein tief innerer Grund dafür vorhanden sein.

In der That, die Humanistik dehnte ihren Triumphzug auch nach Deutschland aus. Selten ist in einem großen Teile

der Gelehrten und Gebildeten ein so schneller Wechsel der Ideen eingetreten, wie ihn diese neuen Studien hervorriefen. Die alten Gedanken waren abgenutzt, hier kamen andre ganz entgegengesetzte und der Boden nahm bereitwillig den Fruchtwechsel an. Der alte Trank war schal geworden, hier entsprang für die durstigen Seelen ein frischer Quell. Die Welt wollte los von dem Banne der Kirche, da bot sich ihr eine Wissenschaft dar, welche die Scholastik verachtete und als veraltetes Gerümpel beiseite warf. Die Menschen fühlten sich als Bürger der Erde, berechtigt, sich ihrer zu erfreuen, und sie vernahmen mit Entzücken das Evangelium, das den Genuß als nicht nur erlaubt, sondern als selbstverständlich verkündete und ihnen lehrte, daß sie Menschen sein dürften. Die Menschheit atmete auf, befreit von dem Drucke asketischer Vorstellungen; sie schaute um sich und sah die Natur in ihrer Schönheit und in ihrer wahren Gestalt, nachdem die dunkeln verhüllenden Schleier gefallen waren.

Die Thüren zu dem verschlossenen Paradies hatte der Geist des Altertums geöffnet, der mit unwiderstehlicher Kraft aus den Denkmälern und Schriften, wie eine lebendig gewordene Mumie aus ihrem Sarge emporstieg und alle mit seinem Zauber begeisterte. Die Sage erzählt von einem Quell, der Greise und Greisinnen wieder jung mache. Freilich das Bad, welches diese Wiedergeburt bewirkte, war nichts andres, als der Drang der Zeitgenossen, ihre unklar empfundenen Stimmungen in Ideen umzusetzen. Sie fanden diese in einer Vergangenheit, die mit den gegenwärtigen Verhältnissen nichts Gemeinsames hatte, und ergriffen sie eben deswegen mit Inbrunst und legten in sie ihr eigenes Wesen hinein. Der Geist der Antike, wie ihn die ersten Humanisten schauten, war im Grunde ihr eigener, umstrahlt von dem lichten Glanze der römisch-klassischen Litteratur.

In Italien hatten sich immer Reste römischer Bildung und Schulung erhalten und die Erinnerung an das heidnische

Rom und seine Größe war nie ganz erloschen. Selbst im rechten Mittelalter dachte man in Rom an den alten Senat und dessen Weltherrschaft; der phantastische Schwärmer Cola Rienzi zur Zeit Karls IV. unternahm es sogar, sie wieder herzustellen. Doch nicht die Form, nur der geistige Inhalt war lebensfähig geblieben, und Petrarca und Boccaccio wurden die Wiederhersteller der antiken Wissenschaft. Sie dachten wie Cola als italische Patrioten, und eben dieses italische Bewußtsein machte auch Kirchenfürsten und Päpste zu Freunden der klassischen Studien, deren Gefahren sie nicht erkannten. Bald erstanden der Humanistik überzahlreiche Jünger in Italien, von hier aus verbreitete sie sich nach den übrigen Ländern Europas.

Auch nach Deutschland kam sie, verhältnismäßig erst spät, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, doch hier erfuhr sie eine tiefgreifende Umwandlung; sie wurde sozusagen bürgerlich. Es ging hier den Gelehrten ähnlich, wie den Malern; obgleich sie der fürstlichen Gunst nicht ganz entbehrten, schien ihnen die warme Sonne Italiens nicht. Der enge Zuschnitt des Lebens gab ihnen nicht Ruhm und Ehren über das ganze Volk hin; das vornehmlichste Ideal der italischen Humanisten, überall gefeiert, reich belohnt zu werden, winkte keinem Deutschen. Was in Italien national war, konnte es nicht in Deutschland sein; Sprache und Geschichte standen im Wege. Daher stellte sich die deutsche Humanistik ihre Aufgaben anders. Die formale Vollendung der lateinischen Sprache wurde zwar auch als Wichtigstes erstrebt, das Dichten ebenfalls als höchste Bethätigung angesehen, aber die Schöngeisterei, das Spielen mit dem Altertum trat hier zurück hinter der schweren gelehrten Arbeit. Man studierte die alten Sprachen nicht bloß um ihretwillen, sondern um in ihnen ein Mittel zu finden zur Aufschließung der bisher unbenutzten oder nicht genügend verwerteten Erkenntnismittel. Daraus ergab sich die weitere Folge, daß zurückgegangen wurde auf die eigentlichen Grundlagen. Die Scholastik hatte sie durch ihre Kommentare entbehrlich gemacht

und überschüttet; jetzt suchte man Belehrung an erster, ursprünglicher Stelle. Es galt nicht bloß zu wissen, sondern auch zu erforschen, woher das Wissen komme und wie seine gegenwärtige Gestalt sich vertrage mit der rechtmäßigen. Man wollte auf die Urform zurückgehen und sie unter den entstellenden Ablagerungen der Zwischenzeit hervorziehen, nicht gläubig hinnehmen, sondern selber prüfen. So begann die Riesenarbeit nach echter, quellenmäßiger Erkenntnis, die seitdem nicht mehr geruht hat. Eine Umwälzung des ganzen geistigen Seins bahnte sich an, von unendlicher Ausdehnung, da sie alle Seiten des Wissens ergreifen mußte.

Zu eben dieser Zeit wurde eine Erfindung gemacht, welche erst die Bürgschaft für schnellen, gründlichen und dauernden Erfolg gab. Um die Mitte des Jahrhunderts stellte Johann Gutenberg zum Gensfleisch in Mainz den ersten Bücherdruck her. Schon waren unvollkommene Versuche mit Abdrücken von in Holz geschnittenen Bild- und Schrifttafeln gemacht worden. Der eigentliche Druck entstand erst, als Gutenberg die metallenen Einzeltypen erfand, die leicht in größter Menge gegossen, beliebig zusammengesetzt und zu neuem Satz verwendet werden konnten. Zu statten kam, daß seit einiger Zeit das billige Leinenpapier an Stelle des kostbaren Pergamentes in Gebrauch gekommen war und auch in Deutschland, zuerst in Nürnberg, fabriziert wurde. Rasch verbreitete sich die Erfindung, erst in Deutschland, dann über seine Grenzen. Begierig nahm man die neue Erwerbsquelle auf, schon vor Schluß des Jahrhunderts gerieten die Buchdrucker durch Uebererzeugung an manchen Orten in Not. Die ersten Drucke ahmten die Handschriften nach; daher schnitt Gutenberg seine Typen entsprechend der damals in Deutschland für reicher ausgestattete Bücher üblichen eckigen Schreibeschrift. Diese Formen blieben dann etwas umgewandelt in Deutschland für Drucke in heimischer Sprache gebräuchlich, während für lateinische Werke von Italien her unser heutiger lateinischer Satz, die sogenannte Antiqua,

eingeführt wurde, weil die Humanisten in ihrem Eifer für das Altertum die älteste bekannte Schreibeschrift, die der karolingischen Aera, hervorgeholt hatten.

Nun erst wurde eine gemeinsame Arbeit der Gelehrten über das ganze Abendland möglich. Die Studien, gestützt auf die jetzt leicht zugänglichen Forschungen aller, schritten rasch vorwärts und gewannen ungemeine Vertiefung. Wer früher ein Buch schrieb, that es für sich und einen kleinsten Kreis; was andre geschaffen hatten, blieb ihm oft verborgen. Nun wuchs das Material gewaltig rasch an, der schnellere Austausch beschleunigte seine Verwertung. Wie viele Kopfarbeit war früher verrichtet worden, ohne daß die Allgemeinheit davon Nutzen zog! Jetzt durfte jeder darauf rechnen, einen Leserkreis zu finden. Die Lust, an der Gelehrsamkeit mitzuthun, stieg, aber auch die Verantwortlichkeit nahm zu; der Autorenstolz begann, gerade so wie der Künstlerstolz.

Langsamer, aber dann mit um so größerer Gewalt übte die neue Kunst ihren Einfluß auf das Volk aus. Die Ideen flogen nun mit Sturmeseile durch die Welt auf billigen Blättern. Des Lesens Kundige gab es überall, und wer es selbst nicht verstand, fand Vorleser genug. Schuf der Buchdruck die erste Grundlage einer allgemeinen Volksbildung, so trug er in die Menge auch politische Anregung. Jene Reformation Kaiser Sigmunds ist vor 1500 viermal gedruckt worden.

Die deutsche Humanistik hat sich bald reich verzweigt; keine Wissenschaft, die nicht durch sie gefördert wurde. Auch die Kunde von der Natur und ihren Kräften wandte sich von der Grübelei ab zur Entdeckung sicherer Thatsachen, zu wirklicher Kenntnis; die antiken Schriftsteller gaben ihr den Anstoß zu selbständiger Forschung. Peurbach und Regiomontan gingen einer großen Gefolgschaft voran. Die Kunstfertigkeit unterstützte die mathematischen und astronomischen Studien mit der Erfindung und Vervollkommnung von Instrumenten; Erd- und Himmelskugeln, Planetarien, Karten vermittelten die Anschauung.

Während die meisten italischen Humanisten die Kirche mit Gleichgültigkeit oder Spott behandelten und nicht den Ehrgeiz hatten, sie zu reformieren, ergab sich ein solches Bestreben in Deutschland gewissermaßen von selbst. Die halbheidnische Jungfrau Humanistik wurde hier gleich zum Christentum bekehrt. Zahlreiche der älteren Humanisten waren durch und durch kirchlich gesinnt und blieben es auch bei ihren Studien, indem sie vermittelnd den bisherigen Stand nur geistig beleben, nicht umändern wollten, wie Geiler, Brant und Wimpheling. Indem man herabstieg zur echten Erkenntnis, wurde die Bibel als hauptsächlichste Fundgrube betrachtet. Jetzt erst konnte die oft aufgestellte Forderung, auf sie allein das Christentum zu bauen, zur Durchführung kommen, weil die heilige Schrift nun volle Verbreitung fand und ihrer reinen Ueberlieferung nachgeforscht wurde. Die „beiden Augen Germaniens“, Reuchlin und Erasmus, erschlossen die Kenntnis der hebräischen und der griechischen Sprache. Reuchlin, eine etwas schwerfällige Gelehrtennatur, geneigt zu mystischen Spekulationen, bei aller Wahrheitsliebe vorsichtig, begründete die wissenschaftliche Grammatik beider Sprachen. Erasmus, das fast wie ein Gott bewunderte Weltgenie, gab das neue Testament in griechischer Sprache und die wichtigsten Kirchenväter heraus. Obgleich der gelehrte Mann bei seiner zarten, nervösen Beschaffenheit den Lärm und öffentliches Treiben haßte, schleuderte er von seinem Studierzimmer aus in elegantem Latein Pfeile des giftigsten Spottes gegen die Scholastiker. Ganz ein Mann des Verstandes, dabei voll höchsten Selbstbewußtseins bis zur Eitelkeit, die ihm allerdings die allgemeine Bewunderung anerzog, und zur größeren Wirkung Uebertreibung nicht scheuend, unterzog Erasmus das alte Lehrsystem seiner schonungslosen Satire. Auch dessen Verteidiger durften nicht frei ausgehen, die Pfaffen. Der grelle Widerspruch zwischen dem Wesen der Kirche und den Lehren des Christentums konnte diesem scharfen Geiste nicht entgehen. In dem „Lob der Narrheit“, dem gefeiertsten

Buche der Zeit, voll boshaften, aber sprühenden Witzes, führte Erasmus die schärfsten Hiebe auf die Mißgestalt der Kirche. Darin Voltaire ähnlich, ging er doch nicht so weit wie dieser. Er bekämpfte nicht die Dogmen, sondern schob sie nur beiseite, er suchte nicht nur zu verneinen, er wollte für das, was er zerstörte, Ersatz leisten. Sein „Handbüchlein des christlichen Ritters", das Dürer zu seinem berühmten Bilde „Ritter, Tod und Teufel" den Vorwurf gab, zeigte, wie der Christ durch die Gefahren des Lebens hindurch geht, gewappnet mit innerlicher Gesinnung, im Anschluß an die Person des Heilandes, den allegorischen Wahrheiten der Bibel folgend. Wissenschaft und sittliche Reinheit sollten der eigentliche Inhalt der Religion sein. Es war ein Erbauungsbuch für die Gebildeten, mehr aus der Ueberlegung, als aus dem Herzen geschrieben, für das Volk zu fein.

Die Humanistik berührte so die höchsten Fragen, und auch sonst griff sie mitten in das Leben hinein. Der italische Zug nach Ruhm und Genuß blieb auch Deutschen nicht fremd, und manche Jünger der neuen Richtung fielen haltlos der Sinnlichkeit und der Ausschweifung zum Opfer. Sobald einmal die Natur auf den Altar gestellt war, lag die Versuchung nahe, ihr übermäßig zu opfern. Doch schlug die Sinnlichkeit in Deutschland nicht so allgemein durch, wie in Italien, weil einmal nur ein geringer Teil der Bevölkerung von der Humanistik berührt wurde, und weil außerdem der übliche derbe Genuß der Verfeinerung, die oft zur Sittenlosigkeit führte, keinen Zutritt ließ. Die breite deutsche Behaglichkeit blieb auch denen, welche rechte und echte „Poeten" nach italischem Vorbilde sein wollten. Von ihnen erreichte das Höchste Konrad Celtis. Ungemein vielseitig, Dichter, Philosoph, Mathematiker, Historiker, Herausgeber mittelalterlicher und klassischer Schriften, rastlos umherwandernd und für die Wissenschaft werbend, zu deren Pflege er gelehrte Gesellschaften gründete, fand er an der Wiener Universität einen glücklichen Ruhehafen, aus dem

ihn nur zu schnell der Tod wegraffte. Er verherrlichte seine wechselnden Geliebten mit feurigen Liedern, wie er die Lehrmethode verbesserte und die Schüler durch seine Vorträge begeisterte. Offenen Blickes für die Natur und die geschichtlichen Eigentümlichkeiten der Länder, plante er eine vollständige Beschreibung Deutschlands.

Denn obgleich in lateinischer Sprache redend, hatten diese Gelehrten ein warmes Herz für ihr deutsches Vaterland. Die wissenschaftliche Forschung setzte bei der ältesten Geschichte der Deutschen ein; ihre Kämpfe gegen die Römer wurden zum Vorbild für den gegenwärtigen Streit gegen römisch-päpstliches Unwesen; der Cherusker Hermann ist erst von den Humanisten als Nationalheld entdeckt worden. Ebenso groß erschienen die Zeiten des deutschen Kaisertums, eines Otto I., und vor allem die der Staufer. Wie die klassischen Schriften, wurden die Werke der Roswita, das Friedrich I. feiernde Gedicht Ligurinus und andre Bücher über deutsche Geschichte aufgestöbert und herausgegeben. Franciscus Irenicus unternahm, Deutschland zu beschreiben, wie Celtis beabsichtigt hatte. Beatus Rhenanus behandelte die alte Zeit, und Jakob Wimpfeling veröffentlichte 1505 die erste deutsche Geschichte. Peutinger in Augsburg, die Pirkheimer in Nürnberg und viele andere trieben diese historischen Studien, und auch Kaiser Maximilian widmete ihnen warmes Interesse.

Die Humanistik drang rasch in den Unterricht ein. Unter Alexander Hegius in Deventer und Ludwig Dringenberg in Schlettstadt entstanden ihr hochberühmte Schulen. Schwerer wurde es, an den Universitäten festen Platz zu erobern. Die Vertreter der alten Wissenschaft sahen mit nicht ungerechtfertigtem Argwohn auf diese Neuerer, die ihnen in schärfster Weise entgegentraten und nicht selten von zweifelhafter Moralität waren; sie wollten nicht mit einem Schlage die mühsame Arbeit von Jahrhunderten vernichtet sehen. Auch die Ehrlichsten und Besten unter ihnen wurden von den Humanisten zum alten Eisen

geworfen; natürlich, daß sie sich wehrten. Doch sie thaten es nicht immer mit Geschick, und an Gewandtheit, an raschem Wort konnten sie sich mit den heißblütigen Gegnern nicht messen.

Die jüngeren Humanisten ergossen, wie Erasmus, im Hochgefühl des Besserseins die beizende Lauge ihrer Verachtung über Gerechte und Ungerechte ihrer Gegner oder der Halben, die sie ohne weiteres mit den Lotterpfaffen zusammenwarfen. Da entbrannte um die Frage, was die alten jüdischen Schriften wert seien, heißer Streit, den alle Humanisten als gemeinsamen aufnahmen, weil er sich gegen Reuchlin wandte und die Angreifer Dominikaner und scholastische Kölner Professoren waren. „Die dunkeln Männer", das heißt die unberühmten im Vergleiche zu den hellen Leuchten der wahren Wissenschaft, wurden mit furchtbarem Hohn überschüttet, jede Waffe der Satire, der Lächerlichkeit, der Verleumdung gegen sie geschwungen; trotz aller boshaften Uebertreibung waren die hauptsächlich von Johann Jäger verfaßten Epistolae virorum obscurorum eine gewaltig wirkende Abrechnung des neuen Geistes mit den Sünden und Schwächen des alten.

In diesem Streite ergriff auch das Wort der Mann, in welchem alle Leidenschaft der Zeit verkörpert war, Ulrich von Hutten. Geboren 1488 als Sohn eines ritterlichen Geschlechts, entzog sich der Jüngling durch die Flucht dem ihm unerträglichen Zwange des Klosterlebens und brachte dann Jahre voll Entbehrungen, Leiden und Krankheit auf Irrfahrten an deutschen Universitäten zu, dem dichterischen Humanismus ergeben. Ein Aufenthalt in Italien weckte in ihm patriotische Gefühle der Abneigung gegen die Welschen, dem Zurückgekehrten drückte dann der Zorn über die Ermordung eines Vetters durch den Herzog Ulrich von Württemberg die Feder in die Hand, um die Welt gegen den fürstlichen Verbrecher zu entflammen. Schon war Hutten den Humanisten wohl bekannt, als er die allen teure Sache Reuchlins zu der seinigen machte. Doch nicht als

Lehrer und Verteidiger der Wissenschaft oder als Dichter sollte Hutten seinen Ruhm begründen. Er vergaß nie, welcher Abkunft er war; das ererbte kriegerische Blut seiner Ahnen wurde durch die Wissenschaft nicht gebändigt. Hutten war stolz, ein deutscher Ritter zu sein, und immer hat er sich zu diesen gerechnet. Sie galten ihm für die edelste Kraft Deutschlands, während er die Bürger, so viele gelehrte Freunde er auch unter ihnen zählte, gleich seinen Standesgenossen als Krämer gering achtete. Selbst über die ritterlichen Untugenden bis zur Wegelagerei herab urteilte er mild. Daher lag ihm nahe, die kriegerische Stärke der Ritter, die ihm Deutschland verkörperten, anzurufen; der blutige Kampf war Huttens Sinn vertraut und verlockend. Bei aller revolutionären Gesinnung schwebten ihm die Ideale der versinkenden Zeit vor.

Der kleine, blasse, hagere, kränkliche Mann war jedoch mehr ein Ritter des Geistes, als des Schwertes. Ihn empörte es, daß die Welschen in der Welt die Oberhand über die Deutschen hatten, und den Grund erblickte er in der Herrschaft der Kurie, in der Aussaugung und Entnervung durch das Papsttum. Hutten rechnete im Leben menschlich; er war kein Held strenger Sittsamkeit und überwand in sich nie den herumschweifenden Abenteurer, er unterdrückte sogar manchmal die offene Aussprache seiner Gedanken um eigener Notlage willen, doch stets bewahrte er eine große und echte Leidenschaft, die Liebe zu Deutschland. Die Todfeindschaft gegen Rom, wo alles feil ist, wo selbst Gott verkauft wird, packt ihn mit dämonischer Gewalt, und er muß sie in die Welt hinausrufen, koste es auch sein Leben; „der Würfel ist gefallen“. Seine Schriften werden zu Reden, zu Brandreden an das Volk, gehalten von einem aufreizenden Volkstribunen. Begeisterung, Witz, Spott, Haß, alles, was beredt macht, waren ihm eigen. Er kennt keine Schonung, und der Feind wird ihm zum abscheulichen Ungeheuer, dem er jede Schandthat zutraut. Hutten läßt sich hinreißen zu den leidenschaftlichsten

Anklagen, ohne ängstlich die Worte zu wägen; er schäumt über auch in ungerechtfertigten Angriffen; wie er selber sein ganzes Sein in die Schanze schlägt, will er auch das des Gegners bis zur Wurzel vertilgen. Da nichts andres hilft, muß die Gewalt heran: „es muß durchgebrochen werden". Der erste große Publizist Deutschlands, war Hutten mehr Politiker als Gelehrter, und mehr Kämpfer, als Staatsmann. So gewaltig wie er hat kein andrer geschrieben, keiner so feurig angetrieben zum Kampfe, der ihm zur Zerstörung der römischen Zwingburg unumgänglich schien.

Einst hatte Hutten an seinen Freund Pirkheimer geschrieben: „O Jahrhundert! O Wissenschaft! Es ist eine Freude zu leben; die Studien blühen, die Geister regen sich!" In der That, die Geister regten sich überall und allenthalben, auf jedem Lebensgebiete, dem nationalen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen, religiösen und wissenschaftlichen.

In Deutschland herrschte eine Stimmung ähnlich der, welche der französischen Revolution voranging. Nur daß man in Frankreich das Königtum, in Deutschland die Kirche für alle Gebrechen verantwortlich machte. Die Kirche zehrte von ihrem einstigen Ruhm, doch das Leben schreitet erbarmungslos auch über das Gute hinweg, das dem Veralteten noch anhaften mag. Noch stand das römische Papsttum äußerlich unversehrt aufrecht, doch es erfüllte nur den Zweck der Selbsterhaltung; die Hoffnungen, die einst alle Gläubigen auf eine allgebietende Kirche gebaut hatten, waren nicht erfüllt worden. Das Mittelalter lag in dem Prozesse der Selbstauflösung, dem alle Dinge auf Erden anheimfallen; es hatte sich überlebt.

Sein Zerfall dauerte schon lange, und darum war möglich, daß er friedlich vorüberging. Weil in der That eine plötzliche Umwälzung eintrat, sucht der Forscher vielleicht zu eifrig nach ihren Vorzeichen und erklärt sie für unvermeidlich. Der Mensch reißt sich jedoch nicht gern gewaltsam von der Vergangenheit los. Von dem Bauernstande war nur ein Teil

aufrührerisch gesinnt, das durchschnittliche Bürgertum kümmerte sich nicht um die neue Wissenschaft, und die Masse nahm noch immer andachtsvoll von der mißachteten Geistlichkeit die Gnadenmittel. Der nationale Gedanke war lebhaft, doch nicht ausgereift; er bestand mehr aus dem Hasse gegen die Welschen, als aus dem Bedürfnisse nach einer Einheit des Volkes, das in feindselige Stände zerfallen war.

Das deutsche Wesen hatte sich herausgearbeitet durch die romanische Ueberdeckung und Kräfte im Ueberschuß entfaltet, so daß sie sich im engen Raume stießen. Dieser allmählich ausgebildete nationale Charakter zeigte wiederum grelle Widersprüche, wie einst in der Vorzeit. Ueberwog das Gute? War das Volk im Aufgange oder schon im Niedergange?

Kein Mensch hatte eine sichere Vorstellung von dem, was werden sollte. An eine völlige Losreißung von Rom dachte kaum jemand; selbst ein Hutten wußte keinen andern Ausweg, als den längst abgethanen, ein Konzil. Da erhob ein andrer Mann seine Stimme, nicht für die unzähligen Klagen seiner Landsleute, sondern nur für sich, um seinem Gewissen Klarheit und Wahrheit zu erringen.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Der Beginn der Reformation.
Der Bauernkrieg.

Was ist eigentlich die treibende Kraft im Völkerleben? Wie entstehen und vollziehen sich große Veränderungen? Hier liegt eines der schwierigsten Probleme der Geschichtsforschung.

Umgestaltungen, welche durch kriegerische Gewalt bewerkstelligt werden, sind meist das Werk einzelner Männer, denen

Thatkraft oder Glück zur Seite steht. Oft jedoch ist nur die Ausführung ihr Verdienst, während sie Absicht und Zweck des Unternehmens aus gegebenen Vorbedingungen schöpfen. Geistige oder sittliche Umwandlungen dagegen sind stets die Folgen einer langen Entwickelung, man kann sagen, der ganzen vorangegangenen Geschichte; ihre Anfänge reichen, kaum faßbar, in ferne Vergangenheit hinauf. Daher hat an ihnen die Gesamtheit vollen Anteil; sie ist gewissermaßen der Stoff, dessen Teile infolge der durch die Zeit bewirkten Zersetzung zur Veränderung drängen. Der Vorgang beginnt unmerklich, um stetig zu wachsen, bis er auf einmal jäh und gewaltig wird.

So ist die große Volksmenge thätig und leidend in gleichem Maß. Sie fühlt die Notwendigkeit des Wandels und ohne diese Empfindung wäre er unmöglich; sie hat auch ein mehr oder minder bestimmtes Bewußtsein, welche Richtung er einschlagen soll, aber sie ruft ihn nicht selbst hervor; ihre stärkste Seite ist die Verneinung des Bestehenden, die Schaffung des Neuen dagegen wird das Werk der führenden Geister. Die Volksgenossen werden jedoch sofort von dem Geschehenden ergriffen und ergreifen es selbst mit Leidenschaft, und so macht sich die Masse zum Träger des Neuen in seinem Gesamtwesen, ohne die besonderen Formen, unter denen es ins Leben tritt, zu bestimmen. Das ganze Volk kann immer nur dem großen Wurf Stimmung und Begeisterung entgegenbringen, die Weise der Ausführung und der Durchbildung muß es den leitenden Personen überlassen. Seine Anteilnahme ist ganz unentbehrlich für das Allgemeine, seine Mitwirkung an dem Einzelnen bleibt gering.

Kaum jemals hat sich ein so schneller, so tief gehender, so weit verbreiteter Umschwung vollzogen, wie während der wenigen Jahre nach 1517. Selbst der Islam, diejenige Religionsform, welche die raschesten Fortschritte gemacht hat, brauchte mehr Zeit, um Wurzel zu fassen. Zwar entstand in Deutschland nicht eigentlich eine neue Religion, aber vielleicht noch

zäher und beharrlicher als hohe religiöse Ideen pflegen religiöse Gebräuche zu haften. Gerade über diese erging damals eine mächtige Sturmflut, die hinwegschwemmte, was seit Jahrhunderten heilig war, und Einrichtungen, Uebungen und Vorstellungen in Abnahme und selbst Verachtung brachte, welche bisher für die meisten das eigentliche Wesen der christlichen Kirche bedeutet hatten. Wie wäre das möglich gewesen, wenn nicht schon eine Strömung bestanden hätte, die zu so mächtiger Wirkung angespannt werden konnte? Gewiß jubelten zuerst die von der Wissenschaft durchdrungenen oder berührten Geister dem begonnenen Kampfe zu, aber auch das Volk, mit dem sie wenig Fühlung hatten, schlug sich alsbald mit freudiger Entschiedenheit zu den Gegnern des bisherigen Kirchentums. Der Fehler des Papsttums, durch künstliches Stauen die Flut des Unwillens aufzuhalten und sie gleichwohl zu nähren, rächte sich furchtbar.

Alle die in den Herzen aufgespeicherte Sehnsucht nach einer Kirchenreform brach gewaltsam durch. Denn die Seele des Mittelalters, der religiöse Drang, war in dem altersschwach gewordenen Körper noch lebendig geblieben und das kirchliche Interesse, in den letzten Zeiten von so vielen Seiten her angeregt, überwog alle andern.

Geboren in einer bäuerlichen Familie, doch aufgewachsen in städtischen Verhältnissen, als Knabe von Armut bedrückt, durch seine Universitätsstudien bekannt mit der alten und mit der neuen Wissenschaft, dann dem Mönchstum beigetreten, nachher Priester und endlich Professor in Wittenberg geworden, war Martin Luther ein rechter Sohn des Volkes, vertraut mit dem Wesen und den Bedürfnissen des kleinen Mannes und kundig der sich widerstreitenden geistigen Strömungen. Ganz aus eigenem Antriebe hatte er sein Schicksal gewählt; er war in das Kloster gegangen, allein bewogen von dem Wunsche, der göttlichen Gnade teilhaftig zu werden. Erfaßte er damit die alte asketische Richtung, so widerstrebte es doch seinem

kräftigen Geiste, ihr sein selbständiges Sein zu opfern; eben aus dem Gegensatz zwischen willenloser Hingabe und bewußter Bethätigung entsprang der innere Kampf, der seinen Charakter zur Reife brachte. Luther machte in seinem Innern die ganze Entwickelung durch, welche das Volk in langen Jahrhunderten durchlebt hatte. Aufklärung seiner qualvollen Zweifel suchend, fühlte er sich angezogen von denjenigen Schriften, welche seiner Sinnesart entsprechend eine unmittelbare Beziehung zu dem Göttlichen anbahnten und den Menschen anwiesen wie berechtigten, selber das Heil zu suchen. Hatte er anfänglich nur für sich gedacht und geforscht, so wandten dann Lehramt wie Kirchenamt seinen Blick weiter auf die ihm zur Seelsorge Anbefohlenen, um auch sie zur göttlichen Gnade zu führen. Da rückte Tetzel heran. Durchdrungen von dem Gefühl, der von den Dominikanern vertriebene päpstliche Ablaß verhindere die wahre Läuterung der Seelen, die bessernde Herzensbuße, und doch im ungewissen, ob seine Meinung die richtige sei, entschloß sich der Theolog, die Wissenschaft anzurufen. Indem Luther am 31. Oktober 1517 seine fünfundneunzig Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, handelte er als Gelehrter und als Christ, aber auch als freie Persönlichkeit, die vor sich und vor Gott verpflichtet ist, nach bestem Vermögen die Wahrheit zu suchen.

Obgleich Luther meinte, in den Thesen nur die rechte Lehre der Kirche darzulegen, trat er durch das Wagnis, eine Einrichtung zu bekämpfen, die der Segen des Papstes deckte, bereits aus dem System der Kirche heraus. Schon andre hatten vor ihm und schärfer als er gegen den Ablaß geschrieben; doch eben die gelehrte und dabei öffentliche Form, die er wählte, die Notwendigkeit, seine in sich zusammenhängenden Sätze im einzelnen zu widerlegen, welche er den Gegnern aufzwang, und die fortwährend gestiegene Entrüstung über das Ablaßwesen gaben dem Anschlage bald weite Verbreitung. Längere Zeit hielt sich der Streit in theologischen

Grenzen. Indem Verteidigung und Angriff fortwährend neue Fragen heranzogen, dachte Luther halb freiwillig, halb gezwungen seine innersten Gedanken weiter aus und vertiefte sie durch Forschung; mehr und mehr erkannte er, wie wenig dem Papsttume seine gewaltige Stellung gebühre. Die Leipziger Disputation im Sommer 1519 führte endlich zum entscheidenden Bruch. Luther, um den Einwänden seines gelehrtesten Gegners, des Ingolstädter Professors Johann Eck, zu begegnen, sah sich genötigt, wie die Autorität des Papstes so auch die der Konzilien zu verwerfen. Den ganzen historischen Bestand der Kirche focht er damit an.

Der kühne Mann trug kein Bedenken, die letzten Folgerungen seiner Ansichten zu ziehen, unbekümmert um sein Schicksal. Jetzt wurde auch ihm bewußt, daß die Kirche nicht allein auf Dogmen und Lehren beruhte, daß sie zugleich eine weltlich-politische Macht war. Wer mit ihr in Kampf geriet, mußte auch diese Seiten berühren, da er hier überreiche Waffen zum Angriff fand, und wer auf ihre Reinigung hindrängte, durfte auch die öffentlichen Zustände nicht unberücksichtigt lassen. Was war ferner natürlicher, als die Bundesgenossenschaft mit den Humanisten, welche bereits die Schlacht eröffnet hatten? Hutten selbst wandte sich an den neuen Kämpen, seine ritterlichen Gesinnungsgenossen boten Luther ihren Schutz an.

So schritt der Theologe hinaus auf das ihm bis dahin fremde politische Feld. Im Hochsommer 1520 erschien in deutscher Sprache seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung". Sie wandte sich an den Kaiser und die Fürsten und zugleich an das Volk; mit mächtiger Sprache und feurigem Zorne schilderte sie das herrschende Unwesen. Luther schrieb ähnlich wie Hutten, aber er ging weiter als dieser in seinen Vorschlägen zur Abhilfe; er zerstörte nicht nur, er baute gleich wieder auf. Nicht setzte er wie der Ritter seine Zuversicht auf die Waffen, er

beabsichtigte mehr ein einmütiges Handeln der deutschen Fürsten gemäß den christlichen Einrichtungen, wie sie die Bibel lehrte. Abschütteln sollten sie die Lasten und Fesseln, die Rom auferlegte, weil der Papst nicht das allein gebietende Haupt der Kirche sei, weil das Christentum ein allgemeines Priestertum begründe; nötig sei vor allem, die Geistlichkeit selbständig zu stellen, durch Gestattung der Ehe den Priestern ihr natürliches Recht und sittliche Wahrheit wiederzugeben, durch allgemeinen Unterricht auch die Laienschaft der göttlichen Lehren kundig zu machen. Das Recht der Weltlichen und Laien wird dem ausschließlichen Vorrechte, wie es der Papst für sich und die Priesterschaft beanspruchte, entgegengehalten. Das war die völlige Verneinung der mittelalterlichen Idee von der Kirche, Gedanken, welche eine neue Welt eröffneten und zugleich der Bedeutung, die das Laientum sich in den letzten Jahrhunderten erobert hatte, gerecht wurden. Doch blieb Luther bei den kirchlichen Fragen; auf die Reichsverfassung und die sozialen Zustände, mit denen die Zeitlitteratur sich so viel beschäftigte, ging er nicht ein.

Ein zweites Buch „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, bestimmt für die Theologen, hochwichtig für die künftige Gestaltung des Dogma, widerlegte die Sakramentenlehre der Kirche, verwarf Transsubstantiation und Meßopfer. Diesen streitbaren Werken folgte noch vor Schluß des Jahres das lieblich milde Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, bestimmt für die Ungelehrten, Luthers schönste Schrift, ewig gültig, da sie erhaben ist über den Augenblick. In ihr ließ er seine Seele ausströmen in freier tiefinnerlicher Empfindung der christlichen Liebe, die er an die Stelle der egoistischen Lehre von den guten Werken setzt. Gute Werke machen nimmermehr einen guten Mann, sondern ein guter Mann macht gute Werke; sie sollen nicht Zweck, sondern Folge sein. Der Glaube an Gott und sein Wort gibt allein die Rechtfertigung, er führt von selbst zur freien, selbstlosen Dienst-

barkeit gegen den Nächsten. Die Predigt dieser religiös-sittlichen Freiheit des Menschen vollendete den Gegensatz zu der Gebundenheit der alten Kirche. Zu Ende des Jahres kam die päpstliche Bannbulle. Indem Luther sie öffentlich verbrannte, sagte er sich vor aller Welt vom Papsttum los.

Schritt für Schritt war Luther vorgegangen, oft zaudernd und ungewiß, nicht ohne Schwankungen und gelegentliche Widersprüche, stetig mit ungeheurer Arbeit nach der Wahrheit suchend. In dieser Zeit erscheint sein innerliches Sein am reinsten und größten. Frei und kühn quellen die Gedanken hervor, noch nicht gedrückt durch die Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen.

In allen Ständen fanden Luthers Schriften begeisterte Aufnahme; er wurde zum Volksmann. Die meisten freilich begrüßten in ihnen nur den entschlossenen Angriff auf das verhaßte Rom, während die dogmatischen Ausführungen weniger beachtet, von manchen Gelehrten schon mit Bedenken und Ablehnung vernommen wurden. Eine ungeheure Aufregung ging durch ganz Deutschland, die Hutten leidenschaftlich schürte; seine Freunde waren bereit zum Aufstand, allgemein herrschte das Gefühl, große Dinge ständen bevor. „Das ist nicht mehr das katholische Deutschland von ehedem; neun Zehnteile erheben das Feldgeschrei: Luther! — und für das übrige Zehntel lautet die Losung wenigstens: Tod dem römischen Hofe!"

So berichtete entsetzt der päpstliche Nuntius Aleander an die Kurie. Er war zu dem Reichstage gekommen, den der junge Kaiser Karl V. im Januar 1521 zu Worms eröffnete.

Maximilian hatte sich vergeblich bemüht, seinem Enkel Karl die Nachfolge zu verschaffen. Als der alte Kaiser am 12. Januar 1519 starb, war daher die Thronbesetzung ungewiß. In sie spielte die große europäische Politik hinein. Karl hatte von seinem Großvater Ferdinand Spanien, Neapel und die überseeischen Lande geerbt, von seinem Vater Philipp die Niederlande; jetzt fielen ihm auch die habsburgischen Ge-

biete in Deutschland zu. Darum wollte König Franz I. von Frankreich, die glänzendste Persönlichkeit unter den damaligen Fürsten Europas, vor allem die Wahl Karls verhindern, und auch der Papst Leo X. war ihr anfangs abgeneigt. Franz bewarb sich selber um die Krone und seine reichen Geldspenden waren nicht ohne Erfolg, aber gegen ihn erhob sich der nationale Unwille, drohend vertreten durch die Ritterschaft unter der Führung des thatkräftigen Franz von Sickingen. Da Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen ablehnte und für Karl eintrat, wurde der Habsburger am 28. Juni 1519 einhellig gewählt. Allgemeiner Jubel begrüßte diesen Ausgang, doch er war ein Sprung ins Unbekannte. Die Hoffnung, Karl werde sich als Deutscher fühlen und als solcher regieren, an sich unbegründet, ging keineswegs in Erfüllung.

Der zwanzigjährige Jüngling, klein und schwächlich, mit blassem hagerem Gesicht, rötlichem Haar und glitzernden Augen, den Mund der starken Unterlippe wegen geöffnet, hatte sich auch geistig langsam entwickelt. Ein Kriegsheld wurde er nicht, obgleich er seinen widerstrebenden Leib zu ritterlichen Uebungen und großen Anstrengungen zwang, wohl aber ein Staatsmann voll weltumfassender Entwürfe. Kalt, selbstsüchtig und vorsichtig berechnend, nicht ohne starke Leidenschaft trotz seines zurückhaltenden Wesens, voll Stolz und Beharrlichkeit, wollte Karl der Beherrscher Europas sein. Nicht eigentlich die alte universale Kaiseridee bewegte ihn; obgleich das Kaisertum ihm unentbehrlich war, erfüllte den Gebieter mehr das persönliche Streben nach Macht, und Deutschland war ihm nur ein Teil, nicht der Mittelpunkt seiner Herrschaft, deren Kern stets die Niederlande und Spanien bildeten. Karl hatte mit seinen Ländern auch deren alte Gegnerschaft gegen Frankreich geerbt und sein großes Ziel war, dieses niederzuhalten; vielleicht mag er auch in seinem Herzen bitter empfunden haben, daß er sich persönlich mit einer die Welt blendenden Erscheinung, wie Franz I. war, nicht messen konnte. Der französische König

hatte vor kurzem Mailand erobert und dachte daher Italien in seine Gewalt zu bringen. Auf Mailand konnte nun Karl als Kaiser Anspruch erheben, als solcher kam er auch zum Papste in die engsten Beziehungen. So wurde wieder Italien entscheidend für die deutschen Geschicke.

Die Feindschaft gegen Frankreich ist für Karl sein ganzes Leben maßgebend geblieben, nach ihr richtete er seine gesamte Thätigkeit. Bundesgenossen waren erforderlich, und wenn die deutschen Fürsten auch nicht unmittelbar mithalfen, durfte doch der Kaiser sie nicht erbittern, damit sie ihn nicht in seinem Hauptzweck hinderten. Friede in Deutschland, Beschwichtigung der dortigen Fürsten war für Karl V. gerade so Notwendigkeit, wie vordem für Friedrich II. Auch in Italien bedurfte er der Freundschaften, und seitdem die Päpste sich ein stattliches Fürstentum geschaffen hatten, fielen sie für die dortigen Zustände stark ins Gewicht. Demnach mußte Karl bemüht sein, den römischen Bischof auf seine Seite zu bringen. Da spielte nun die kirchliche Frage hinein. Karl selbst war gut katholisch und jede Abweichung von der offiziellen Lehre erschien ihm ketzerisch und verwerflich. Doch weil ihm eine höhere Auffassung der Religion fehlte, neigte er nicht dazu, ein Martyrium für die Kirche zu tragen, und so sehr er der Ketzerei Feind war und sie, wo er frei handeln konnte, mit furchtbarer Härte unterdrückte, das Papsttum war ihm nicht viel mehr als eine Figur seines politischen Schachbrettes. Karl erblickte in dem Papste nicht allein das Haupt der Kirche, sondern auch den Politiker, und indem er meinte, eine Scheidung dieser beiden Eigenschaften vornehmen zu dürfen, schädigte er in dem staatlichen Gegner die katholische Kirche. Zudem verschlossen er wie seine Umgebung sich nicht den Klagen über die Kirchenverderbnis, und eine Besserung wollte auch er.

Diese Gesichtspunkte sind für Karl die längste Zeit der Leitfaden gewesen; aus ihnen folgte, daß die Reform nicht vom Reiche in Angriff genommen wurde, andrerseits, daß der

Kaiser die Dinge in Deutschland möglichst gehen ließ, um nicht in den ihm wichtigeren Sachen gestört zu werden.

Gleich seinen ersten Reichstag, den zu Worms, lenkte Karl so, daß er möglichst allen Wünschen gerecht wurde. Die so hoch angeschwollene Bewegung konnte er nicht unbeachtet lassen. Sie widerstrebte seiner Gesinnung und Leo X. forderte scharfe Maßregeln. Karl mußte dem Papste willig sein, da er ihn als Bundesgenossen gegen Frankreich brauchte; in der That wurde bald ein Vertrag zwischen beiden abgeschlossen. Wenn jedoch der Kaiser ohne weiteres gegen Luther einschritt, drohte ein Volkssturm auszubrechen. Außerdem durfte Karl dessen einflußreiche Freunde nicht zurückstoßen und auch die dem Mönche abgeneigten Fürsten forderten nachdrücklich endliche Erledigung der Beschwerden gegen Rom. Daher war es unmöglich, Luther, in dem viele nur den mutigen Volksanwalt erblickten, ungehört zu verurteilen, wie es Karl am liebsten gethan hätte. So wurde er vorgeladen, nicht um seine Lehren zu verteidigen, sondern nur, um seine ketzerischen Meinungen zurückzuziehen. Mit freudigem Mute gehorchte er dem Gebote und kam nach Worms, unterwegs und bei seinem Einzuge von bewundernden Volksmengen begrüßt. Am 17. April erschien er vor dem Reichstage. Ueberrascht von der bündigen Aufforderung, zu widerrufen, überwältigt von dem Glanze der Versammlung und der Verantwortlichkeit, die ihm auferlegt wurde, erbat er Bedenkzeit. Am folgenden Tage war alle Scheu gewichen; in klarer Rede erklärte er, ohne Widerlegung nichts zurücknehmen zu wollen; er könne nicht anders. Vergeblich wurde noch eine Vermittlung versucht, doch durfte Luther frei Worms verlassen. Erst als die ihm günstig gesinnten Fürsten abgereist waren, teilte Karl dem Reste des Reichstages das Edikt mit, welches Luther als Ketzer erklärte und seine Auslieferung befahl, seine Bücher verbot.

Wiewohl der sächsische Kurfürst es für geraten hielt, Luther zunächst auf der Wartburg zu verbergen, schwand bald jede

Gefahr. Karl ging nach Spanien und in Italien begann der Krieg gegen Frankreich, der ihn ganz in Anspruch nahm. Das Reichsregiment in Deutschland faßte nur halbe Beschlüsse und sah sich bald außer stande, auch nur die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Denn die mächtige Erregung der letzten Jahre griff weiter um sich. Luther bändigte durch sein persönliches Erscheinen in Wittenberg dort Karlstadts gewaltsame Beseitigung der bisherigen Kultusformen und die aus dem husitischen Böhmen stammenden mystisch-apokalyptischen Schwärmereien, ohne ihre Verbreitung anderwärts hindern zu können.

In seltsamer Mischung der durch Luther wachgerufenen Ideen, des durch den streitbaren Humanismus eines Hutten angefachten Hasses gegen die Rom anhangende Geistlichkeit, des ritterlichen Mutes und der Beutelust unternahm es Franz von Sickingen, dem Evangelium eine Oeffnung zu machen durch seinen Angriff auf den Erzbischof von Trier. Ein berühmter Kriegsmann, zu jeder gewinnbringenden Gewaltthat geneigt, mochte Sickingen wohl meinen, die Sache Luthers, dessen Schriften er mit Eifer studiert hatte, zu verfechten, doch sein Unterfangen war im Grunde nichts andres, als ein unklarer Versuch des erbitterten Ritterstandes, auf Kosten der geistlichen Fürsten emporzukommen. Der Zug mißlang; die benachbarten Fürsten vereinigten sich gegen Sickingen und eroberten im Mai 1523 seine Burg Landstuhl, in deren Trümmern der Ritter den Wunden erlag. Hutten verlor in ihm seinen einzigen Schutz; als elender Flüchtling starb er bald nachher auf der Insel Ufnau im Züricher See. Das Zeugnis der heißen Vaterlandsliebe darf ihm nicht versagt werden; sein letztes Verhängnis war, daß der neue Kaiser die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllte.

Sickingens Sturz traf die gesamte Ritterschaft; ihr blieb fortan nichts übrig, als dem Fürstentume untergeordnet sich zu bescheiden, und das war kein Unglück. Da brach, während

der Zug gegen Trier nur ein Handstreich gewesen war, eine wirkliche Revolution in gewaltigem Umfange los.

Es war natürlich, daß die seit langem gereizte Stimmung der Bauern sich unter solchen Zeitläuften nicht beschwichtigte. Noch nie war eine solche Flut von Schriften über das Volk ergangen, die mit Begierde verschlungen wurden. Die Presse übte zum erstenmal ihre Macht auf die Masse aus. Diese Flugschriften in deutscher Sprache waren auf das allgemeine Verständnis berechnet; zu den lutherischen gesellten sich so manche andre, die im leidenschaftlichsten Tone alle bestehenden Zustände anfochten. Kein Wunder, wenn der kleine Mann durch diese ihm gewordene Teilnahme an großen Dingen sich gehoben fühlte, wenn er herausnahm, was ihm zusagte, wenn er die Aenderung, die als notwendig erwiesen wurde, auch auf die drückenden täglichen Verhältnisse ausdehnen wollte. Schon vorher durchdrungen von dem Gefühl, das göttliche Recht stehe auf seiner Seite, hörte er, wie das göttliche Wort bisher gefälscht worden sei, daß jeder Christ das Recht und die Pflicht habe, zur Besserung beizutragen; das „Evangelium" wurde bald zum Schlagwort. Auch die weltliche Obrigkeit sollte ihre Gewalt nicht mißbrauchen, um gleichberechtigte Christen zu drücken.

Die enge Berührung mit der städtischen Bevölkerung, die überall den lebhaftesten Anteil an den großen Tagesfragen nahm, äußerte jetzt ihre Wirkung, und grade aus diesen Kreisen wurden die neuen Ideen auf das Land getragen und in Form gebracht. Schulmäßig Gebildete, Prediger, Beamte machten oft die Wortführer, wie nachher in der französischen Revolution die Juristen. Auch die Schweiz, wo in einzelnen Gegenden die reformatorische Bewegung schon gesiegt hatte, gab wieder ein hoffnungerweckendes Beispiel. So verquickten sich alte und neue Ideen, obgleich sie, weil aus ganz verschiedenen Gründen hervorgegangen, nicht zusammengehörten. Eine herrschende Idee pflegt alle andern zu durchsetzen. Zu den rein

auf bäuerliche Verhältnisse bezüglichen Begehren traten kirchliche; auch die Wünsche nach einer Reform des ganzen Reiches auf Grund einer starken kaiserlichen Gewalt tauchten wieder auf.

Im Sommer 1524 brach der Aufstand an mehreren Stellen Süddeutschlands aus, am stärksten in der Bodenseegegend, und da ihm nicht gleich begegnet wurde, griff er schnell um sich. Zu Memmingen schlossen die Bauern eine „christliche Vereinigung"; in zwölf Artikeln wurde der verlangte neue Rechtszustand niedergelegt. Die Gemeinden wählen frei einen Pfarrer, der das Evangelium lauter und klar, ohne menschlichen Zusatz predigen soll und seinen Unterhalt aus dem Kornzehnten bezieht, der einzigen kirchlichen Abgabe, die bestehen bleibt. Jeder ist frei, doch soll er der Obrigkeit in allen ziemlichen Sachen gehorchen. Wildbret, Geflügel und Fisch, das Holz im Gemeindewald sind frei nutzbar, Gemeindewiesen und Gemeindeäcker werden zurückgestellt. Die Fronden sollen auf den alten Stand zurückgebracht, die sonstigen Leistungen aufgehoben oder angemessen geregelt werden.

Diese Forderungen erscheinen uns nicht übertrieben, doch schlossen sie eine starke Beschränkung des bisherigen Herrenrechtes ein. Daneben wurden jedoch viel höher gespannte Ansprüche erhoben und schon gingen einzelne Bauernhaufen zur rohen Gewalt über. Der Aufstand verbreitete sich über ganz Süddeutschland; der Anschluß der Bürgerschaft von Rotenburg an der Tauber und darauf andrer machte ihn zu einer Erhebung des unteren Volkes; einige Führer dachten auch daran, den Adel zu gewinnen. Während zahlreiche Grafen und Fürsten sich gezwungen sahen, mit den Empörten einen Vergleich einzugehen, wuchs leider der Uebermut und verführte zu gräßlichen Thaten. Schon richteten sich die Pläne über die zwölf Artikel hinaus auf eine Umgestaltung der Reichsverfassung, wie sie in mancherlei Schriften vorher gefordert war. Ein Entwurf, den man unrichtig als in Heilbronn aufgestellte Artikel zu bezeichnen pflegt, faßte die Vorschläge in ein Ganzes zusammen.

Die Geistlichen erhalten einen angemessenen Unterhalt, der Ueberschuß an kirchlichem Gut wird zum allgemeinen Nutzen eingezogen. Die geistlichen Lehen fallen den Inhabern als freier Besitz zu, kein Kleriker darf ein weltliches Amt bekleiden, die Gemeinden setzen selbst ihre Pfarrer ein. Auch die weltlichen Fürsten und Großen bekommen nach Stand und Würde ihr entsprechend Teil. Die Fürsten dürfen untereinander keine Bündnisse schließen; die Städte und Gemeinden werden ebenfalls brüderlicher Eintracht gemäß reformiert. Die Hauptsache ist die allgemeine Gleichheit vor dem Recht. Daher fällt der Schwerpunkt der Gerechtigkeitspflege in die vierundsechzig Freigerichte, in die das Reich einzuteilen ist und die aus allen Ständen besetzt werden. Sie sind der Berufungsort für die niederen Gerichte, während große Sachen von ihnen an Landgerichte, Hofgerichte und an das oberste Reichsgericht gehen.

Das römische Recht bleibt von der Urteilssprechung ausgeschlossen. Sämtliche Zölle, Steuern und Abgaben sind aufzuheben, nur alle zehn Jahre fällt eine Reichssteuer für den Kaiser. Der Verkehr auf den Straßen ist frei; eine einheitliche Reichsmünze, gleiches Maß und Gewicht verhindern Uebervorteilungen. Die großen Handelsgesellschaften werden verboten.

Der Grundgedanke ist also die Befreiung des kleinen Mannes von allen schweren Lasten und die Sorge, daß ihm sein Recht werde; er ist wesentlich sozialistisch. So nebelhaft die Stellung des Kaisers bleibt, die Idee der Reichseinheit, der Beschränkung der Einzelstaaten gibt dem Entwurfe auch einen stark politischen Inhalt, und nur auf diesem Wege ließ sich eine wirkliche Besserung der Verfassung erreichen, nur noch nicht damals. Der Entwurf war der Wirklichkeit gegenüber ein Phantasiestück.

Ganz andres Wesen nahm der Aufruhr in Thüringen an. Thomas Münzer, dem Luther viel zu zahm erschien und der nur von einer vollständigen Umgestaltung der Gesellschaft durch

ein großes Blutbad die Wiedergeburt der kranken Welt erhoffte, betrieb von Mühlhausen aus seine wahnsinnigen Hetzereien mit traurigem Erfolge; er predigte verzückte Anarchie. Ihn ereilte das Schicksal am schnellsten; schon im Mai 1525 wurden seine ungeordneten Haufen bei Frankenhausen von den Fürsten auseinander gesprengt, er selbst ergriffen und hingerichtet. Jetzt rafften sich auch die Herren und Fürsten im Süden auf, da erst die Ausdehnung der Revolution allen die gemeinsame Gefahr fühlbar machte, und schlugen die Bauern in einer Reihe blutiger Gefechte. Ungezählte fielen, furchtbar wütete nachher vieler Orten die Rache der Sieger. Die alten Verhältnisse wurden wieder hergestellt, manchmal noch erschwert.

Luther hatte die Vorgänge mit Entsetzen gesehen. Auf ihn, dessen Name in jedem Munde war, hofften die Bauern; man wünschte ihn in erster Stelle neben andern durch die religiöse Bewegung bekannt gewordenen Männern als Schiedsrichter über das göttliche Recht. Er verkannte nicht, wie schwer die Last der Bauern war und wie die zwölf Artikel manche gerechte Forderung enthielten, aber es widersprach seinem Wesen, die Religion mit weltlichen Dingen zu vermischen; in diesen verlangte er leidenden Gehorsam. Er beurteilte den Staat vorwiegend von religiösen Gesichtspunkten aus, zu politisch-juristischen Erwägungen war er nicht angethan. Obgleich er in schärfster Form den Fürsten ihre Verschuldung vorhielt, forderte er die Bauern auf, von dem Aufruhr zu lassen. Als er dann die verübten Greuel erfuhr, da wallte sein Zorn furchtbar auf und in leidenschaftlichen Sätzen trieb er zur gewaltsamen Bändigung der Frevler.

Luther handelte lediglich nach seiner ehrlichen Ueberzeugung. Von Anfang an wollte er nur Kirche und Glauben reinigen, und wenn dabei Streifzüge in die Politik unerläßlich waren, machte er sie allein um christlicher Reformen willen. Er begehrte nur die religiöse Freiheit; die politischen und sozialen Zustände gewaltsam zu ändern, lag ihm durchaus fern.

Offenbar stand der Bauernaufruhr mit den Wirkungen seines Auftretens im Zusammenhange, weil durch sie die längst vorhandene Erbitterung neue Nahrung und neue Ziele erhalten hatte. Um so mehr mußte er Sorge tragen, daß über seine wirklichen Absichten kein Zweifel bestehen konnte, daß sie nicht in dem Strudel der Empörung untergingen.

Es ist wohl gesagt worden, Luther habe durch sein Auftreten die unteren Volksklassen von sich gestoßen und aufgehört, der Volksmann zu sein, er sei fortan nur der Führer einer kirchlichen Partei gewesen. Das ist schon deswegen nicht richtig, weil der wichtigste Teil des Volkes, das Bürgertum, ihm treu blieb. Und konnte je daran gedacht werden, daß er sich zum Führer der Bauern hergab? Wenn nicht seine Denkungsart, die Klugheit hätte ihn abhalten müssen. Unter dem ersten Eindruck der Ereignisse meinten wohl auch Zeitgenossen, hätten die Bauern tüchtige Führer gehabt, wäre ihr Aufstand geglückt. Doch das ist mehr als unwahrscheinlich; bei fortschreitenden Erfolgen hätten sich alle andern Kräfte gegen sie vereinigt, selbst die jetzt durch den Religionsstreit getrennten sich wieder zusammengefunden. Der Verlauf des Bauernkrieges, die vollständige Unterwerfung zeigen nur zu deutlich, daß mit diesen tobenden und trunkenen Massen nichts zu machen war, daß ihnen echte und todesmutige Begeisterung, einheitliche Ziele durchaus fehlten. Selbst mit Luther an der Spitze wäre der Ausgang kein andrer geworden.

Es war ein letzter Versuch, die Verschärfung der obrigkeitlichen Gewalt, die Folgen des Ueberganges zur Geldwirtschaft zu verhindern. Da er mit den früheren Bewegungen im Zusammenhange steht, würde der Bauernkrieg wahrscheinlich auch ohne die Reformation ausgebrochen sein. Er schloß, so modern die gestellten Forderungen klingen, wirtschaftlich das Mittelalter ab, das die Bauern hatten erhalten wollen. Sie mußten sich fügen und mit ihnen sank der gesamte untere Stand zur politischen Bedeutungslosigkeit herab. Ihre Niederlage bestätigte die schon fest-

stehende Unmöglichkeit einer monarchischen Reichsreform gegen den Willen der Fürsten. Daher begannen jetzt die mit ihr verschwisterten Ideen abzusterben. Aus der Religion schieden die sozialistisch-kommunistischen Elemente aus, welche das Christentum so oft ins Leben gerufen hat und immer wieder hervorruft. Das wäre nicht zu beklagen gewesen, wenn nicht auch die wahre Menschlichkeit Schaden gelitten hätte. Die niederen Volksklassen verharrten in der dumpfen Erbitterung, enttäuscht und gebrochen ließen sie mit sich machen, was die Herren wollten, und selbst die Religion wurde vielen gleichgültig.

Die Fürsten waren nun völlig und allein die Beherrscher der Lage.

Indem Luther frei seinem Herzen und Geiste folgte, hatte er bereits die religiöse Sache auf das dogmatische Gebiet geführt. Wiewohl geraume Zeit verging, ehe ihm selbst und der Mitwelt zum vollen Bewußtsein kam, daß der eingeschlagene Weg nur zu einer völligen Sprengung der Kirche führen konnte, so war doch dieses Ergebnis schon in den Jahren 1519 und 1520 notwendig und unvermeidlich. Die Ausführung, die er in der nächsten Zeit seinen Meinungen gab, vollendete den Zwiespalt. Da nicht allein unter den Bischöfen, sondern auch unter den andern Fürsten viele waren, die aus inneren und äußeren Bedenken so jähe Sprünge nicht mitmachen wollten, ging nur ein Teil Deutschlands mit Luther, und so wurde eine einheitliche national-kirchliche Reichsreform unter Mithilfe der gesamten Stände gleich unmöglich. An dem persönlichen Willen der Fürsten hing nach dem Siege über Ritter und Bauern auch die Entwickelung der Religion.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Der Fortgang der Reformation. Der Augsburger Religionsfrieden.

Mehrere Jahre vergingen, während deren Kaiser Karl in Spanien saß, mit dem Kriege in Italien beschäftigt. Der glänzende Sieg über Franz I., der bei Pavia gefangen wurde, erregte ihm die Hoffnung, nunmehr in Deutschland einschreiten zu können, bis der seiner Haft entlassene französische König die Eide brach und der Kampf von neuem begann, um erst 1529 durch den Frieden zu Cambrai sein Ende zu finden. Papst Clemens VII., der nur seine politischen Pläne im Sinne hatte, nahm Partei gegen Karl, dessen Heer 1527 sogar Rom stürmte und plünderte. So hemmten sich Kaiser und Papst gegenseitig, der fortschreitenden kirchlichen Bewegung ernstlich Einhalt zu thun.

Die Statthalterschaft in Deutschland und die Regierung der habsburgischen Lande hatte Karl seinem Bruder Ferdinand übergeben. Der junge Fürst war nicht in der Lage, kräftig aufzutreten. Zwar kam es zu festen Parteibildungen, indem Ferdinand mit den bayerischen Herzögen Wilhelm und Ludwig, denen der Papst große Zugeständnisse gemacht hatte, und mit süddeutschen Bischöfen in Regensburg eine katholische Konföderation schloß, mit der auch eine Anzahl großer norddeutscher Fürsten im Einverständnis war, während Sachsen und Hessen sich in Gotha verbanden und ebenfalls Anhang fanden. Doch der Speierer Reichstag von 1526 stellte den Ständen anheim, in Sachen des Wormser Edikts bis zu einem allgemeinen Konzil mit ihren Unterthanen so zu leben und zu regieren, wie sie es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten hofften. Obgleich damit keine dauernden Rechte

begründet werden sollten, blieben die evangelisch Gesinnten vorläufig unbehindert.

Ferdinand stand damals vor großen Aussichten. Soeben hatte der König von Ungarn und Böhmen, Ludwig II., in der Schlacht bei Mohacz gegen den Sultan Suleiman den Tod gefunden. Auf Grund seiner erblichen und verwandtschaftlichen Ansprüche, noch mehr durch Verhandlungen, gelang es Ferdinand, in Böhmen und Ungarn zum Könige gekrönt zu werden. Damit trat Neu-Oesterreich, das österreichisch-ungarische Reich, ins Leben, das für die nächste Zeit mehr Kräfte erforderte, als gab, weil die nunmehr unmittelbare Nachbarschaft mit dem türkischen Reiche unter dem großartigsten Herrscher, den es je gehabt hat, unaufhörlich schwere Kämpfe mit sich brachte. Denn Ferdinand behauptete nur einen geringen Teil Ungarns; selbst die Hauptstadt Ofen wurde der Sitz eines Pascha. Drangen doch die Türken 1529 bis nach Wien vor und belagerten die Stadt mehrere Wochen. Für Deutschland war es von höchster Bedeutung, daß das Haus, dem einmal die Kaiserkrone für die Dauer gewiß war, nun zu seinem schon so gewaltigen auswärtigen Besitze ein neues fremdes Land hinzufügte, das die Habsburger noch mehr von der Sorge für das deutsche Reich abzuziehen drohte. Doch war gleich der Gewinn auch für Deutschland ein so großer, daß er schon einigen Schaden aufwog. Die überaus bedenkliche selbständige Zusammenballung Ungarns und Böhmens mit ihren Nebenländern war endgültig beseitigt und daher auch die stets mögliche Gefahr einer Vereinigung mit Polen und der vollkommenen Lostrennung Böhmens. Dem Deutschtum in jenen weiten Ländern, vor allem in Schlesien, war nunmehr die Erhaltung gesichert; auch die wirtschaftlichen Vorteile durften nicht unterschätzt werden.

Merkwürdig genug, daß zur selben Zeit an einer andern Stelle des von den Slaven bedrängten und schon eroberten deutschen Gebietes ebenfalls eine Rettungsthat geschah. Der

Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, am Widerstande gegen Polen verzweifelnd, gab die alte Verfassung und Religion auf und machte Preußen zum weltlichen Herzogtum. Die meisten Ordensmitglieder, die hohe Geistlichkeit und die Städte waren mit diesem Schritte einverstanden. Blieb auch das Lehnsverhältnis bestehen, so hörte jetzt die aus der Geschichte des Ordens entspringende verderbliche Feindschaft gegen Polen auf. Da dieses Reich den Katholizismus aufrecht erhielt, bildete bald die Religion eine feste Grenzmauer zwischen dem Deutschtum und dem Polentum; ersteres erhielt sich in Ostpreußen, während in dem polnischen Westpreußen nur die Städte, die gleichfalls lutherisch wurden, deutsch blieben und so die Verschuldung ihrer Voreltern sühnten, während Adel und Landvolk durch den Katholizismus meist im polnischen Wesen aufgingen.

Wie in Preußen, so vollzog sich auch anderwärts der Wechsel der kirchlichen Uebung freiwillig mit Zustimmung oder auf Wunsch der Bevölkerung. In vielen Reichsstädten gewann die neue Richtung die Oberhand oder Herrschaft. Auch in fürstlichen Gebieten entsprach dem Entschluß des Regenten meist Neigung und Wille des Landes. Daneben gab es allerdings auch einigen Widerstand und bei seiner Beseitigung fiel manches Häßliche vor, wie jede Umwälzung Schmutz aufwirft und die bei ihr mitwirkenden Persönlichkeiten nicht alle von echter Ueberzeugung durchdrungen und nicht immer untadelhafte Leute sind. Wenn man erwägt, daß hier Jahrhunderte alte Zustände beseitigt wurden, so zeigt der geringe Widerspruch, wie wenig fest sie in den Herzen wurzelten. In den katholisch bleibenden Ländern mußte dagegen nicht selten harte Verfolgung die nach Neuerung Begierigen zurückhalten.

Im großen und ganzen gestaltete sich schon in diesen Jahren die neue Kirche äußerlich und innerlich. Das Beispiel gab Sachsen unter der Führung Luthers, der von manchem tüchtigen Genossen unterstützt wurde. Kurfürst Friedrich der

Weise hatte noch keine klare Stellung genommen; sein Nachfolger Johann der Beständige, voll unerschütterlicher Begeisterung für die religiöse Sache, der er von Anfang an sein Herz gewidmet hatte, folgte ganz den Ratschlägen seines Wittenberger Freundes. Die neuen Einrichtungen erfolgten daher im Anschluß an die höchste Landesgewalt, die sie von sich aus traf und durchführte. Die Messe wurde abgeschafft, der Gottesdienst auf Predigt und Gemeindegesang gestellt. Um dem Stande der verheirateten Pfarrer die volle Achtung zu verschaffen, entschloß sich Luther selbst in die Ehe zu treten. In Sachsen, Hessen, Ansbach-Baireuth, Limburg, Ostfriesland, in Schlesien kam gleichfalls die neue Kirche zur Einführung.

Noch fehlte die Anerkennung des Reiches, obgleich infolge der Beschäftigung Karls durch die große Politik der Umschwung ein so festbegründeter und ausgedehnter geworden war, daß er sich nicht mehr rückgängig machen ließ. Jetzt, als Karl sich zum Frieden mit dem Papste und mit Frankreich entschlossen hatte, wollte er die deutschen Angelegenheiten fest zu Händen nehmen. Seine Bevollmächtigten setzten mit der katholischen Mehrheit des Reichstages zu Speier schon im Frühjahr 1529 Beschlüsse durch, die den Bestand des neuen Wesens unmöglich machten. Da legte die Minderheit Widerspruch ein; sie erklärte, der Beschluß von Speier 1526 könne als einmütig gefaßt auch nur durch Einhelligkeit wieder aufgehoben werden, und fügte hinzu, in Sachen, welche Gottes Ehre und das Seelenheil beträfen, müsse ein jeglicher für sich selber vor Gott stehen und könne durch keinen Mehrheitsbeschluß entschuldigt werden.

Die Protestation war mannhaft und notwendig, wenn die Urheber nicht selbst ihre Sache aufgeben wollten. Jede von der Gerechtigkeit ihrer Bestrebungen überzeugte Partei wird Mittel und Wege suchen, sich zu verteidigen, und wenn das alte Recht ihr entgegensteht, seine Kraft anfechten. Jedenfalls war damit die Einheit in kirchlichen Sachen gelöst, das Reich geteilt in zwei Parteien, deren Ausgleichung nur durch gegen-

seitige Verständigung, nicht auf dem Wege des Rechtes zu erreichen war. Wenn nicht gütliche Einigung, für die geringe Aussicht war, zu stande kam, mußte über kurz oder lang das Schwert entscheiden.

Daher lag den Protestanten, wie sie nun für die Folgezeit hießen, die dringende Sorge ob, ihre Kräfte zusammenzuhalten. Desto mißlicher war, daß bereits zwischen ihnen eine Spaltung bestand.

In der Schweiz, wo man auf den Kaiser keine Rücksicht zu nehmen brauchte, war inzwischen die von Ulrich Zwingli selbständig angeregte Reformation rasch durchgeschlagen, erst in Zürich, dann in Bern und anderwärts, in Basel durch einen Aufstand der Zünfte.

Ganz anders als sein großer Zeitgenosse hatte Ulrich Zwingli sich zum Reformator entwickelt. War Luther durch sich selbst zuerst in der Stille geworden, bildete Zwingli seine Ansichten in dem Strome der Zeit, indem sein scharfer, ruhig erwägender Geist die ihm von außen dargebrachten Eindrücke aufnahm und verarbeitete: die humanistische Wissenschaft, der er liebevolles Studium widmete, die Litteratur, namentlich die Schriften des Erasmus, die politischen Ereignisse und deren Einwirkung auf seine Schweizer Heimat und die bürgerliche Thätigkeit in kleinen republikanischen Staatswesen. Während Luther ursprünglich nur für sich handelte, beabsichtigte Zwingli von vornherein auf seine Umgebung, auf sein Geburtsland einzuwirken. Er wollte ebenso politisch wie religiös reformieren. Das Schweizer Republikanertum lag in seinem Blute und bestimmte ihn, das kirchliche Wesen entsprechend dem Gemeindebegriffe unter der Hoheit der weltlichen Obrigkeit umzubilden. Zwingli war vorwiegend Verstandesmensch und faßte die Dinge in ihrem einfachen, schlichten Sein. Daher konnte er, im allgemeinen mit Luther übereinstimmend, sich leichter und entschiedener von der alten Kirche lossagen, als dieser. Der Hauptunterschied im Dogma wurde die Lehre vom Abendmahl, das

Zwingli als ein mit Christus vereinigendes Gedächtnis betrachtete, während Luther zwar die katholische Lehre von der unmittelbaren Wandlung verwarf, aber in mystischer Auffassung, wie sie seiner Seelenstimmung entsprach, an dem Vorhandensein von Christi Leib festhielt. Zwinglis Lehre, gleich von Luther heftig angefochten, fand auch in Süddeutschland Billigung, namentlich in Straßburg und Ulm, und die herannahenden Gefahren machten eine Verständigung wünschenswert.

Die hervorragendste, ja einzige politische Kraft unter den protestantischen Fürsten war Landgraf Philipp von Hessen, obgleich er an Besitz und Macht nicht voran stand. Noch in voller Jugendfrische, den kleinen, aber starken Leib gestählt durch Jagd und ritterliche Uebungen, fröhlich, lebenslustig und auch die sinnlichen Freuden nicht verachtend, offen und leutselig, nahm er an den großen Vorgängen regsten Anteil. Aus freier und voller Ueberzeugung der Religion seiner Kindheit abtrünnig geworden, schrak Philipp nicht davor zurück, die kirchlichen Fragen selber zu studieren, und gab der neuen Lehre ihre erste Hochschule in Marburg. Er schlug die rein theologischen Fragen nicht allzu hoch an, faßte vielmehr mit weitem Blicke das Ganze der Reformation. Sicher, daß es zum Kampfe kommen würde, sah er ihm kühn entgegen und wollte rechtzeitige Rüstung. Daher war und blieb die Politik das rechte Fahrwasser des Landgrafen; oft überschwenglich in seinen Entwürfen, suchte er durch ganz Europa nach Unterstützung, und machte so die kirchliche Sache zu einer internationalen. Man darf wohl sagen, daß Philipp zuerst eine Ahnung von der welthistorischen Bedeutung der Reformation gehabt hat, und diesem Gedanken ordnete er auch seine Pflichten als Reichsstand gegen den Kaiser unter.

Um ein Kriegsbündnis mit den Schweizern zu erreichen, wozu der politische Kopf Zwinglis sehr bereit war, veranstaltete der Landgraf im Oktober 1529 in Marburg ein Gespräch zwischen diesem und Luther. Die inneren Gegensätze waren

zu groß, um ausgeglichen oder überbrückt zu werden, und es wurde keine Verständigung erzielt. Für die innere Bedeutung der Reformation war es kein Unglück, daß die Einigung fehlschlug, denn ihr eigenstes Wesen beruhte nicht auf einer neuen Dogmenfassung, sondern auf dem Rechte der freien Forschung und selbständigen Ueberzeugung, und dieses wahrten beide Streitende der Zukunft.

Philipp drang mit seinen kriegerischen Plänen nicht durch; vielleicht wäre damals noch möglich gewesen, die Schweiz wieder enger mit dem Reiche zu verknüpfen. Dort führte die Erbitterung der alten Kantone bald zum Kriege, in dem Zwingli bei Kappel sein Leben lassen mußte.

Anders ging es in Deutschland. Im Sommer 1530 versammelte Karl, der kurz zuvor in Bologna als letzter der Kaiser die Krone aus Papsteshand empfangen hatte, die deutschen Fürsten in Augsburg. Er hatte wohl die Absicht, einen Vergleich zu erzielen, aber die Dinge waren bereits darüber hinaus gediehen, wie sich sofort zeigte. Obgleich die von Melanchthon ausgearbeitete Augsburgische Konfession möglichst mild gehalten den Nachweis zu führen suchte, wie sehr der protestantische Glaube mit dem ersten Christentume übereinstimme, erneuerte der im Einklang mit der katholischen Mehrheit erlassene Reichsabschied das Wormser Edikt und traf Maßnahmen zu seiner Durchführung. Zugleich gab er dem Lieblingsgedanken Karls Ausdruck. Trotz aller Mißerfolge war die konziliare Idee nicht ganz abgestorben. Eine Zeit lang hatte sogar die Absicht bestanden, ein deutsches Nationalkonzil zu berufen. Sie scheiterte an dem entschiedenen Verbote des Kaisers, der darauf nicht eingehen konnte. Dagegen hoffte Karl stets auf ein allgemeines Konzil, das den Klagen gegen Rom abhelfen sollte. Jetzt bot eine solche Versammlung für ihn die einzige Aussicht, die Einheit der Kirche zu erhalten. Nur war von vornherein zweifelhaft, ob der Papst sich würde bewegen lassen, sie zu berufen.

Der Krieg schien gewiß und selbst Luther mußte seine Abneigung gegen ihn fahren lassen. Das Schmalkaldener Bündnis schloß die Protestanten zusammen, doch die allgemeine politische Lage nötigte Karl, seine Absichten zu vertagen und 1532 in dem Nürnberger Religionsfrieden die Prozesse gegen die Protestanten aufzugeben. So blieb es auch für die nächste Zeit. Der Aufruhr der Wiedertäufer, welche Münster zu ihrer Feste machten, das letzte Aufzucken des revolutionären Geistes, wurde gemeinsam von Fürsten beider Richtungen niedergeworfen. Selbst der unfruchtbare Versuch, durch Religionsgespräche eine Vereinbarung zu erzielen, wurde gemacht.

In diesen langen Friedensjahren machte das Protestantentum große Eroberungen. Durch die Unterstützung des rastlos thätigen Landgrafen Philipp gelang es 1534 dem Herzoge Ulrich von Württemberg, der einst seines Mißregimentes wegen vertrieben war, sein Land der österreichischen Besitznahme wieder zu entreißen. Da dort die neue Lehre eingeführt wurde, gewann sie nun in Süddeutschland, wo schon zahlreiche Städte sich zu ihr bekannten, das erste größere Fürstentum. Bald folgten Pfalz-Neuburg und Baden-Durlach, schließlich auch die Pfalz. Ueberaus wichtig war, daß der brandenburgische Kurfürst Joachim II., dessen Vater unerschütterlich an dem alten Glauben gehangen hatte, dem allgemeinen Begehren nachgab und zum äußern Zeichen feierlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfing. Aehnlich ging es in andern norddeutschen Fürstentümern; selbst in dem Erzbistum Magdeburg und dem Bistum Halberstadt ließ Erzbischof Albrecht notgedrungen, um Erleichterung seiner Schuldenlast zu erlangen, die kirchliche Veränderung zu. Den Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, den leidenschaftlichen Kämpen des Katholizismus, bekriegte der schmalkaldische Bund und verjagte ihn. So war das weite Gebiet von Preußen bis nach Westfalen fast ganz gewonnen, und auch dort und am Rhein bis nach Metz hin griff der Abfall von der alten Kirche um sich.

Schon baten auch die österreichischen Stände um die Zulassung evangelischer Prediger.

Karl, vollauf beschäftigt durch den Krieg gegen Frankreich und andre Unternehmungen, blieb zwar den Protestanten abgeneigt, doch vermochte er nichts Ernstliches gegen sie. Obgleich sie sich bewußt waren, daß das Schwert über ihrem Haupte schwebte, unterließen sie es, die oft schwierige Lage Karls auszunützen. Philipp von Hessen machte fortgesetzt große Entwürfe, bis ihn sittliche Verschuldung, die das Eingehen einer Doppelehe zur Folge hatte, in eine schiefe Lage brachte, und die sächsischen Kurfürsten waren, wie Luther selbst, durchaus für den Frieden, für gottergebenes Zuwarten.

Endlich erkannte Karl, daß es die höchste Zeit war, zu handeln, vor allem den Schmalkaldener Bund zu zersprengen, und auch das Papsttum begriff nunmehr, wo seine wichtigsten Interessen lagen. Der Kaiser schloß mit Frankreich Frieden; noch hielt er an sich und verschleierte seine letzten Absichten. So vermochte er erfolgreich einzugreifen an einer Stelle, wo für ihn die höchste Gefahr im Verzuge lag. Ging noch der Niederrhein verloren, dann war der Katholizismus in Deutschland dem Untergange geweiht, dann wurden auch die Niederlande unhaltbar, wo Karl stets mit aller Härte gegen die Neuerer einschreiten ließ. Schon hatte der Kaiser den von den Schmalkaldener Verbündeten abgewiesenen Herzog Wilhelm von Jülich-Kleve gezwungen, den bereits begonnenen Kirchenwechsel abzustellen. Bald sollten sich die Folgen zeigen. Denn der alte Erzbischof Hermann von Köln, eine durch und durch ehrliche Natur, hatte sich nach langen gewissenhaften Erwägungen entschlossen, sein Erzstift nach evangelischer Weise zu reformieren. Welche Wirkung hätte es gehabt, wenn einer der höchsten Kirchenfürsten ein solches Unternehmen ausführen konnte! War doch dann auch die Mehrheit des Kurfürstenkollegiums protestantisch, und wer hätte die andern Bischöfe zu hindern vermocht, das Beispiel nachzuahmen? Gegen Hermann waren

das Domkapitel und die Stadt Köln, während die Landstände meist zu ihm hielten. Die Protestanten erkannten nicht den furchtbaren Ernst der Lage; von ihnen ohne Unterstützung gelassen, fügte sich Hermann der päpstlichen Absetzung. Die alte römische Vollmacht über die deutschen Bischöfe war damit behauptet.

So verworren lagen die Dinge, daß der Kaiser selbst unter den protestantischen Fürsten Bundesgenossen fand, vor allen den Herzog Moritz von Sachsen. Ein bildschöner, feiner, hochgewachsener Mann, voll sinnlicher Genußsucht und von waghalsiger Tapferkeit, war der junge Fürst zugleich verschlossen und verschlagen. In ihm lebte die alte Feindschaft der Albertiner gegen die ernestinischen Vettern; seinen Oheim, den Kurfürsten Johann Friedrich, einen glaubenstreuen, aber kurzsichtigen und in seiner Beschränktheit starren Mann, übersah er weit. Moritz hatte mit dem Protestantismus eine Verstandesehe, und ihn aufzugeben, war er gewiß nie gewillt. Beruhte doch ein Teil seiner ehrgeizigen Pläne auf dessen Weiterbestande. Die eigentlich religiöse Sache ließ ihn jedoch gleichgültig, und wie er die Blutsverwandtschaft beiseite setzte, so auch die Glaubensverwandtschaft. Er legte sich den Krieg zurecht als vornehmlich gegen das verhaßte Kursachsen gerichtet, das ihm auch im Wege stand bei der beabsichtigten Erweiterung seiner Macht. Denn Kursachsen, wie Brandenburg begehrten die Schutzherrschaft über das evangelisch gewordene Stift Magdeburg, und sie wollte auch Moritz. Um diesen Preis war er für Karl zu haben; im Hintergrunde stand die Erwerbung der sächsischen Kurwürde.

Auf dem Reichstage zu Regensburg im Sommer 1546 zeigte endlich der Kaiser den Schmalkaldenern offen, was er wollte. Er verlangte Anheimstellung der Religionsstreitigkeiten an das Konzil, das der Papst endlich nach Trient berufen hatte, sie forderten dagegen ein deutsches Nationalkonzil und bis dahin den gegenwärtigen Stand. Karl lachte sie aus.

Noch war der Kaiser nicht genügend gerüstet, während die Verbündeten schnell ein stattliches Heer zusammenbringen konnten. Aber ihre Kriegsführung war kopflos; schließlich wich man aus Süddeutschland, die dortigen Glaubensgenossen dem Kaiser preisgebend. Im folgenden Frühjahr zog Karl selbst gegen Sachsen, schlug bei Mühlberg den überraschten Kurfürsten und nahm ihn gefangen; auch Philipp von Hessen mußte sich in seine Hände liefern. Die sächsische Kurwürde mit einem großen Teile des Gebietes wurde auf Moritz übertragen; den Ernestinern blieben nur Besitzungen in Thüringen.

Der Triumph Karls schien vollständig zu sein. Da jedoch ein großer Teil der protestantischen Fürsten sich mit ihm verbündet oder Neutralität bewahrt hatte, ließ sich die schonungslose Unterdrückung der neuen Lehre nicht ohne weiteres vornehmen. Der Kaiser hoffte zudem mit Hilfe des Konzils die Glaubensspaltung zu schlichten; bis dahin war er bereit, einige vermittelnde Formen zu gestatten. Er wollte zugleich die kaiserliche Gewalt neu aufrichten und er nahm für sie auch geistliche Rechte in Anspruch. Denn wenn er von dem Reichstage ein sogenanntes Interim beschließen ließ, das den Protestanten vorläufig einiges einräumte, schlug er denselben Weg ein, den die Reformation gewandelt war.

Durch seinen langen Aufenthalt auf der iberischen Halbinsel war Karl zum Spanier geworden; spanische Räte, übermütige spanische Truppen umgaben ihn, was die Protestanten als Verletzung der Wahlkapitulation ansahen. Längst hatte der anfängliche Wahn, er werde ein deutscher Herrscher sein, sich verflüchtigt; jetzt empfand man allenthalben seine Gewalt als eine fremde. Dagegen regte sich, was noch von deutschem Bewußtsein lebte, und bei den Protestanten doppelt stark. Von einer Stärkung der kaiserlichen Macht wollte unter solchen Umständen niemand etwas wissen, am wenigsten die Fürsten, die fürchten mußten, das spanische Wesen auch auf die Zukunft vererbt zu sehen, da Karl seinem Sohne Philipp die Thron-

folge nach Ferdinand verschaffen wollte. Moritz hatte zwar das eine Ziel erreicht, die Kurfürstenwürde für sich und das albertinische Geschlecht, doch das Erzstift Magdeburg nicht erhalten; die Hauptstadt verteidigte tapfer den evangelischen Glauben gegen ihn, der sie im kaiserlichen Auftrage belagerte. Die Protestanten fluchten ihm als Verräter, auf Karl konnte er sich nicht verlassen; in dieser Lage zwischen den beiden Parteien blieb das Errungene für ihn ungewiß, und die Aufrechterhaltung des evangelischen Wesens lag in seinem Interesse. Entschlossen, die Rollen zu wechseln, machte sich Moritz in geschickten Verhandlungen zum Führer der norddeutschen Protestanten, und um den Kaiser völlig zu fesseln, zog er ihm von neuem die Franzosen auf den Hals.

Gemeinsam mit seinen neuen Freunden schloß der Kurfürst den Vertrag zu Chambord ab, der dem Könige Heinrich II. die drei lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun überlieferte, die er als Reichsvikar einnehmen sollte und sofort auch besetzte. Mag man auch Entschuldigungsgründe aus der damaligen Lage hervorsuchen, dieses Abkommen war ein Frevel an Deutschland und zudem, wie sich zeigte, kaum nötig. Den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben, ist immer ein schlechtes Spiel, und Deutschland hat es schwer gebüßt.

Vor dem anrückenden Heere der Verbündeten mußte der überraschte Kaiser im Mai 1552 schleunigst aus Innsbruck flüchten. Gleichwohl gestand er auf dem Passauer Tage, wo ihn sein Bruder Ferdinand vertrat, nicht einen dauernden Frieden, sondern nur einen vorläufigen zu, bis ein Reichstag mit seinem Zuthun die endgültige Regelung bringen würde. Moritz mußte sich fügen und fand im folgenden Jahre seinen Tod bei Sievershausen im Kampfe gegen den wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach, dessen wüste Eroberungslust, die den Frieden unmöglich machte, er bändigen wollte. Moritz war der echte Vertreter des deutschen Fürstentums alten Schlages, das allein dem Vorteile nachjagte, nur daß er treulos und

genial in gleichem Maße die großen Verflechtungen auszunützen verstand. Ihn den Retter des Evangeliums zu nennen, ist zuviel des Lobes, denn alle bisherigen Erfolge Karls, die ohnehin schon im Schwinden waren, hätten zu dessen Unterdrückung nicht ausgereicht, und der Tausch mit den Ernestinern, den Moritz erzwungen hatte, lastete weiterhin schwer auf den Protestanten.

Der Kaiser, durch schwere Körperleiden gebrochen und enttäuscht in seinen Erwartungen, überließ, da er nicht gegen sein Gewissen die unumgänglichen Bewilligungen machen wollte, die Auseinandersetzung mit den Gegnern seinem Bruder Ferdinand, der schon 1531 zum römischen König gewählt worden war. Der Reichstag trat in Augsburg zusammen, und nach langen Beratungen und vielen Zwistigkeiten beendete ihn am 25. September 1555 der Reichsabschied, der berühmte Augsburger Religionsfrieden. Nicht mehr wurde eine endgültige Ordnung hinausgeschoben, sondern etwas Dauerndes, ein „fester, steter, unverbrüchlicher" Frieden geschaffen.

Die Stände, welche der „alten Religion anhängig" und die, welche „der Augsburgischen Konfession verwandt" sind, sicherten sich gegenseitig den ungekränkten Bestand des Glaubens und aller Rechte zu. Die den beiden Religionen nicht Angehörigen blieben von dem Friedensstande ausgeschlossen, indessen waren, ohne ausdrücklich genannt zu werden, die Bekenner der Schweizer Lehrmeinung einbegriffen. Den Reichsständen und der freien Ritterschaft wurde damit freigestellt, nach ihrem Ermessen den Glauben zu wählen und zu wechseln. Sie erhielten das „jus reformandi", wie man es nannte. Denn diese Bekenntnisfreiheit kam nicht allen Deutschen, sondern nur den Landesherren zu, und sie hatten das Recht, den kirchlichen Zustand in ihren Gebieten zu bestimmen. Der bekannte Satz: „Cujus regio, ejus religio" steht zwar nicht in der Urkunde, aber er trat thatsächlich in Geltung. Doch sollte den Unterthanen, die des Glaubens halber das Land

verlassen wollten, freier Abzug nach Verkauf ihrer Habe gestattet sein.

Während über diese Punkte ein Einvernehmen zu stande kam, drohte lange der Frieden an einer andern, allerdings für beide Parteien wichtigsten Frage zu scheitern. Wie sollte es fürderhin mit dem geistlichen Besitz gehalten werden? Daß der bereits eingezogene nicht wiederhergestellt werden konnte, sahen die Katholiken ein; die bis zum Passauer Vertrage säkularisierten Güter, die nicht Reichsunmittelbaren gehört hatten, verblieben den gegenwärtigen Inhabern. Endlich wurde der Knoten durchhauen mit dem sogenannten „geistlichen Vorbehalt". In dem Abschiede fand nämlich die Erklärung des Königs Ferdinand Aufnahme: da die beiden Religionsstände sich nicht hätten vergleichen können, so erlasse er kraft der ihm gewordenen kaiserlichen Vollmacht die Verordnung. Wenn ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein andrer Geistlicher von der alten Religion abtritt, so soll er sein Erzbistum, Bistum, Prälatur und andre Benefizien nebst ihrem Einkommen verlassen, ohne jedoch an seinen Ehren Schaden zu leiden, und den Kapiteln oder sonstigen Berechtigten ist zugelassen, eine andre der alten Religion verwandte Person zu wählen.

Die Protestanten hatten die Anerkennung ihrer Religion von Reichs wegen erreicht, und das war nichts Geringes. Ohne den Papst zu beachten, regelten Deutschland und dessen Fürsten ihre kirchlichen Verhältnisse; selbst von einem Konzile, mochte es allgemein oder national sein, nahm man Abstand. Das evangelische Bekenntnis widersprach der Kirche, deren Schutz vordem das vornehmlichste Recht und die erhabenste Pflicht des Reiches gewesen war. Die historische Entwickelung langer Jahrhunderte wurde nicht nur unterbrochen, sie wurde abgebrochen. Darin liegt die Bedeutung des Augsburger Friedens. In wenigen Jahrzehnten waren die bisherigen Grundbegriffe des Reiches gestürzt worden, obgleich es noch einen katholischen Kaiser gab, obgleich noch so manche große Fürsten dem alten Glauben

huldigten und die geistlichen Fürstentümer fast unversehrt dastanden. Nannte sich das Reich auch weiter das römische, die Vergangenheit, welche dieser Titel festhielt, war abgethan.

Den Protestanten genügten gleichwohl die Früchte ihres Sieges nicht. Sie hatten die völlige Freilassung der Religion begehrt, gemäß deren jeder Reichsangehörige sich zur Augsburgischen Konfession bekennen dürfe. Darauf ließen sich die Katholiken nicht ein, da sonst ihre Kirche in Deutschland nach kürzester Zeit zu Grunde gegangen wäre. So blieb die Freiheit der Religion auf die Obrigkeiten beschränkt. Einen Fortschritt der menschlichen Gesittung brachte nur der von beiden Seiten eingegangene Verzicht auf die früher üblichen furchtbaren Strafen gegen Andersgläubige. Nicht aus geistiger Läuterung, sondern aus der Notwendigkeit, die Glaubensverwandten in andern Ländern vor dem ärgsten zu bewahren, entsprang dieser erste Anfang einer religiösen Toleranz.

Die Katholiken errangen noch weitere Vorrechte. In vielen süddeutschen Reichsstädten war erst nach dem Siege Karls über die Schmalkaldener der katholische Kultus wiederhergestellt und reich ausgestattet worden. Hier wurde den protestantischen Mehrheiten und Obrigkeiten das Religionsrecht verwehrt; wo gegenwärtig beide Religionen in Gebrauch waren, mußten sie bestehen bleiben. Eine weit schwerere Einbuße brachte der geistliche Vorbehalt mit sich, der die Freiheit der Religion auf die weltlichen Stände beschränkte. Er schloß eine so starke Beeinträchtigung der Protestanten ein, daß zweifelhaft war, ob er nicht den Vorteil, einen dauernden Frieden erlangt zu haben, zu nichte machte. Wie hätten aber Ferdinand und die katholischen Stände ohne den äußersten Zwang anders handeln können, wenn sie nicht selbst Hand anlegen wollten, ihre Kirche im Reiche zu zerstören? Ohne den Vorbehalt wäre nichts übrig geblieben, als das ganze Friedenswerk in eine unsichere Zukunft zu vertagen oder gar wieder den Krieg anzufangen. Der sächsische Kurfürst August hat daher die Annahme des von

Ferdinand vorgeschlagenen Ausweges durchgesetzt, allerdings mit unehrlichem Hintergedanken, in der Meinung, der Vorbehalt verpflichte die Protestanten zu nichts, und so wie er dachten auch andre. Allerdings konnte jetzt mit größerem Rechte als vordem behauptet werden, nur die einhellig gefaßten Beschlüsse in kirchlichen Angelegenheiten hätten gesetzliche Kraft, und der Wortlaut besagte ausdrücklich, über den Vorbehalt sei keine Einigung erzielt worden. Gleichwohl ließ sich das kaiserliche Verordnungsrecht, besonders in zweifelhaften Fällen, nicht so unbedingt bestreiten. Zudem stand der Vorbehalt in dem Reichsabschiede, dessen Vorlesung die Protestanten beiwohnten, den sie mit unterzeichneten, und sie haben damals keine öffentliche Erklärung abgegeben, daß sie ihn als ungültig erachteten. Im Gegenteil, sie nahmen sogar selber in der gleichen Angelegenheit ihre Zuflucht zu der Befugnis des Kaisers, von sich aus Verfügungen zu treffen. Sie erwirkten von Ferdinand die sogenannte Deklaration, welche den Bewohnern geistlicher Gebiete, die sich bereits zur Augsburgischen Konfession bekannten, Schutz zusagte. Diese Erklärung kam jedoch weder in den Reichsabschied, noch wurde sie dem Kammergerichte übergeben, so daß später die Katholiken sogar ihr Vorhandensein bestritten.

Das Friedenswerk war demnach ein recht unvollkommenes, im Grunde nur ein Waffenstillstand, aufgenötigt durch das Ruhebedürfnis beider Parteien. So begreiflich es ist, daß die Katholiken alles aufboten, um den Bestand der Bistümer zu retten, so wenig war das historische Recht auf ihrer Seite. Denn diese Zwitterbildungen geistlich-weltlicher Art gehörten rechtmäßig keineswegs der katholischen Kirche allein, weder ihrem Ursprung noch ihrem Wesen nach. Die alten Kaiser hatten die Kirche nicht allein aus Frömmigkeit gefördert, sondern auch aus weltlichen Zwecken, um dem Reiche Stützen zu geben, und die ihr verliehenen Rechte und Besitzungen aus Reichsgut blieben dem Reiche pflichtig. Selbst als die Einsetzung der Bischöfe den Kaisern entwunden wurde, änderte

sich dieses Verhältnis nicht. Jetzt war das Reich zwiespältig geworden, ließ den Abfall von der Vergangenheit zu und erkannte die Neugläubigen an. Daher hätte es der Billigkeit entsprochen, sie auch in Bezug auf das geistliche Gut den römisch Gesinnten gleichzustellen.

Unglücklicherweise war die an sich natürlichste Auskunft unmöglich, dem Reiche selbst diesen seinen Besitz zuzuweisen. Dem katholischen Kaiser durften ihn die Protestanten nicht überlassen, und gegen eine solche Ausstattung der obersten Gewalt sprachen auch bei den Katholiken alle Ueberlieferungen der fürstlichen Politik. Andrerseits ließ sich voraussehen, daß die in ihrer Religion geänderten Bistümer auf die Dauer den evangelischen Fürstenhäusern zufallen würden, und dem wollten natürlich die Katholiken vorbeugen, nicht allein aus geistlichen, sondern auch aus sehr weltlichen Gedanken. Es war eine schlimme Hinterlassenschaft des Mittelalters, die nun den Nachkommen zum Zankapfel wurde.

Nicht allein die zweifelhafte Form des Vorbehaltes mußte in Zukunft zu Anfechtungen führen. Wenn auch im Augenblicke jede Partei einsah, sie könne die andre nicht überwinden, so hörte deswegen die Begierde danach nicht auf. Die Katholiken konnten ihre bisherige Alleinherrschaft nicht gleich nach der ersten Niederlage als für immer verloren aufgeben. Den Protestanten war mit dem geistlichen Vorbehalte die Möglichkeit, das Reich ganz zu gewinnen, für alle Zukunft gesetzlich verschlossen. Er schien ihnen zugleich eine Verleugnung des göttlichen Rechtes zu enthalten, von dem sie sich durchdrungen fühlten; viele unter ihnen sprachen unverhohlen aus, die katholische Kirche als Abgötterei dürfe gar nicht bestehen. Jetzt blieb ihr ein guter Teil des Reiches als unverletzliches und unantastbares Eigentum zugeschrieben, und zwar, obgleich in so vielen Bistümern die neue Lehre bereits ganz oder teilweise Eingang gefunden hatte. Nicht nur auf künftigen Erwerb sollte man verzichten, sondern auch auf schon vorhandene Anhänger. Und welche Un-

gerechtigkeiten ergaben sich! Wenn nun die ganze Bevölkerung, sogar das Domkapitel eines Bistums evangelisch wurden, wie es in einzelnen norddeutschen schon der Fall war, sollte dort gleichwohl von Rechts wegen ein katholischer Bischof bestehen, der nach dem Frieden das Recht hatte, seine Religion mit Gewalt durchzusetzen?

Der geistliche Vorbehalt, welches auch seine juristische Kraft sein mochte, widersprach dem geschichtlichen und dem natürlichen Rechte. Neuer Streit war unausbleiblich.

So wenig genügend war der erste große Friedensschluß, zwischen dessen Zeilen die Drachensaat blutigen Zwistes eingescharrt lag.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Die Persönlichkeit Luthers.

Der Kaiser überließ auch nach dem Abschluß des Friedens die Regierung Deutschlands seinem Bruder Ferdinand, dem er Anfang 1558 die Kaiserkrone übertrug, nachdem er bereits seinem Sohne Philipp die Niederlande und die außerdeutschen Reiche und Herrschaften abgetreten hatte. Schon nach wenigen Monaten ereilte ihn der Tod in dem spanischen Kloster San Yuste. Er starb als getreuer Sohn seiner Kirche, und der Schmerz über ihre Niederlage quälte ihn noch in seinen letzten Lebenstagen. Indem Karl den größten Teil seiner emsigen Thätigkeit politischen Plänen widmete, ließ er der deutschen Reformation Zeit und Raum zur Entfaltung, aber er hat auch durch seine unerschütterliche Anhänglichkeit den Katholizismus erhalten, soweit er sich in Deutschland behauptete. Daher mag Schuld und Verdienst nach beiden Seiten hin für gleich erachtet werden. Karl hinterließ in Deutschland nirgends ein liebevolles Angedenken, weil

er dort ein Fremdling blieb. Die ungeheueren Aufgaben, die ihm zugefallen waren, ließen sich nicht vereinen, aber Karl hätte keine vernachlässigen dürfen, ohne etwas von dem, was er durch Geburt und Schicksal war, daranzugeben. Der Kaiser hat nach besten Kräften zu regieren gesucht. Er war weder ein gewöhnlicher Mann, noch ein großer Geist; vielleicht würde auch ein Genie an seiner Stelle nicht besser gefahren sein.

Größeren Ruhm, als der Enkel von Kaisern und Königen, hat der Bergmannssohn hinterlassen, der alles, was er gewesen ist und für alle Zeiten sein wird, sich selbst verdankte. Allerdings, als Luther am 18. Februar 1546 in Eisleben dahinschied, da klagten um ihn wohl zahllose Freunde und Anhänger, aber sein Tod änderte nichts an der allgemeinen Lage. Den unglücklichen Krieg, der bald darauf ausbrach, hätte Luther weder verhindern, noch wenden können. Sein Werk war voll gethan, ein Werk von großartigster, welthistorischer Bedeutung.

Luther war und bleibt der deutsche Reformator, mögen auch die Zeiten in weiterem Fortschritt über die Ziele, welche er sich setzte, hinausgehen. Sein eigenster Geist ist es, den er der deutschen Reformation eingehaucht hat, ein in sich beschränkter, doch ein gewaltiger. Luther war die rechte Verkörperung des den Deutschen angeborenen Individualismus, des deutschen Wesens, wie es sich durch das Mittelalter hindurch gearbeitet hatte zu eigenem Sinn, wie es zurückgekehrt war zur ursprünglichen Anlage, nur daß diese in der Zwischenzeit sich bereichert und veredelt hatte. Es ist das Recht der Freiheit, das er forderte und eroberte. Nicht der politischen, sondern der inneren Freiheit, das Recht des selbstbewußten Mannes, seiner Ueberzeugung zu leben, sie vor aller Welt zu bekennen. Dennoch tritt daneben gleich die Gebundenheit, die Treue in Abhängigkeit, welche der Germane sich nach freier Wahl auferlegte. Dem Worte Gottes, wie er es in und aus der Bibel las, gab er seine ganze Seele gefangen. Da kennt er kein Weichen, kein Wanken, und wer nicht derselben Fahne zuschwört, für

den ist kein Platz in der Gefolgschaft seines Herrn Christus, dem sich alle Getreuen auf Leben und Tod weihen müssen.

Die Persönlichkeit Dr. Martin Luthers ist dem deutschen Volke in teuerster Erinnerung geblieben, und auch so mancher Katholik hat ihm Dank gewußt. Sein Bild lebt in aller Herzen. Der stattliche Leib, der erst in späteren Jahren größere Fülle gewann, trug straff aufgerichtet das Haupt mit festen Zügen und kräftigem Kinn; der geschwungene Mund machte den Redner kund, dem eine helle, wohllautende Stimme zu Gebote stand. Der mächtige Geist leuchtete aus den schwarzen, kräftig überwölbten Augen, vor deren funkelndem Feuer die Gegner erschraken.

Unerschöpfliche Arbeitskraft wohnte in diesem oft von Leiden heimgesuchten Körper, zugleich ein reiches Gemüt von unversiegbarer Frische. Denn obwohl Luther, wie jeder Deutsche, manche Stunde schwermütiger Gedrücktheit durchzukosten hatte, stets gewann das fröhliche Herz wieder die Oberhand. Dieses Gemüt war der Grundquell von Luthers Sein; von ihm bewegt, hat er sich emporgearbeitet zu dem Ergreifen der göttlichen Gnade, das ihn zum Reformator machte. Luther hat seinen Gott gesucht in der Angst der Seele, und als er ihn glaubte gefunden zu haben, konnte ihm nichts diese Gewißheit aus dem Busen reißen. Mit inniger Frömmigkeit, mit felsenfestem Vertrauen, wie das Kind zum Vater, auf dessen Liebe es in allem Gehorsam ein Anrecht fühlt, wie Person zu Person, wandte er sich an Gott. Gott konnte ihn nicht irren lassen, daher erfüllt er sich mit der Zuversicht, daß Gott in ihm wirke, daß er Gottes Wort und Willen verkündige und ausführe. So entstand allmählich in Luther ein Gefühl der Unfehlbarkeit in religiösen Dingen, aber es wurzelte in Demut und Hingabe. Aus ihm schöpfte er die Freudigkeit seines Thuns, denn der Gott, dem er diente, war ihm ein Gott der Güte und Gnade.

Luther ging vom Neuen Testamente aus, und so hoch er

die alten biblischen Geschichten schätzte und an den Propheten sein Herz stärkte, seine Gedankenwelt ist durchweht von dem milden Geiste des neuen Bundes. Die herbe Starrheit des Alten Testamentes, die so oft religiöse Vorstellungen in ihren Bann zwang, die einst den Husiten und bald den Calvinisten die Richtschnur des Lebens war, fand bei Luther, wie überhaupt bei den Deutschen, keine rechte Stätte.

In diesem inneren Drang lag ein Zug der alten Mystik und etwas von dem Luther eigenen poetischen Schwunge. Deswegen war er von Anfang an ein Gegner der nüchternen Erasmischen Theologie und stieß ihn die Zwinglische Auffassung vom Abendmahle ab; sein Glaube bedurfte des lebendigen, sinnlichen Symbols. Solch innerliches und doch thatkräftiges Versenken in das göttliche Geheimnis entsprach dem Charakter der Deutschen und ließ sie in Luther ihren Seelenverkündiger erkennen. Freilich, nicht allen war es gegeben, sich so hoch zu erheben, doch viele empfanden wenigstens ein verwandtes Regen.

Indem der innerlichste Seelenvorgang, Glauben und Buße, seine Gedanken erfüllte, gab er ihm eine gewisse Einseitigkeit. Luther sah in der Bibel nur die Bestätigung seiner Auffassung, und wer sie nicht ganz teilte, kam ihm in den Verdacht, die Schrift unwissentlich oder gar wissentlich falsch zu erklären. In dem Verteidigungskampfe spitzte er seine Sätze immer schärfer zu, trieb er leicht seine Behauptungen zu bedenklichen Folgerungen. Umgekehrt setzte er sich selber feste Grenzen. Er dachte zurückzulenken zu dem ersten Christentum und darüber keinen Schritt breit hinauszugehen. An dieser Ueberlieferung wollte er festhalten, überhaupt nicht neuern, sondern nur herstellen. In ihm waltete ein historischer Sinn, der ihn fern hielt von Aenderungen, die nicht unbedingt nötig waren. Mußte er trotzdem im Dogma weit ausholen, so gab er in äußerlichen Dingen gern nach. Ihn interessierte überhaupt nur das, was mit dem religiösen Begriff eng zusammenhing, daher sein Zurückhalten in politischen Dingen.

Vollständig konnte sich Luther nicht loslösen von den Vorstellungen, in denen die Welt sich bisher bewegt hatte. Der Teufel war ihm eine Wirklichkeit, gegen die er den Kampf aufnehmen mußte; auch an Dämonen und Hexerei glaubte er, und von der Scholastik hat er sich nicht so ganz befreit. Daß es feste Sätze des Glaubens geben müsse, daß eine theologische Fundierung notwendig sei, stand auch ihm fest. Zudem war die neue Kirche, deren Bildung unumgänglich wurde, sicher zu stellen, wenn sie gegen das Papsttum, den Hauptfeind, bestehen sollte. Das Vorwärtsdrängen anderer Geister erschreckte ihn, und in der Besorgnis, sie möchten die Seelen verwirren, warf er sich ihnen wie dem Papsttum mit der ganzen Wildheit eines altgermanischen Kriegers entgegen. In Derbheit, selbst Roheit seiner Worte konnte er sich manchmal nicht genug thun; die feurige Redegabe, die Neigung zu sinn- und augenfälligen Wendungen rissen den Erregten oft zu einem Tone fort, den selbst seine Bewunderer tadelten. Auch als er sich später der weltlichen Obrigkeit anbequemen mußte, verleugnete er nie die Wucht seiner Persönlichkeit, nicht aus Herrschbegierde, sondern weil er vor sich selber nicht anders konnte. Mancherlei Widerwärtigkeiten, die Widersprüche aus den Reihen derer, welche gleich ihm von Rom abgefallen waren und doch andere Meinungen aufstellten, spornten ihn zu steigender Leidenschaft. Es wurde schließlich schwer, mit Luther auszukommen und ruhig wichtige Dinge zu besprechen, er drückte alles nieder. Eine zarte, ängstliche Seele wie Melanchthon schwebte zuletzt bei aller innigen Freundschaft in steter Furcht vor ihm.

Duldsamkeit in unserem Sinne besaß demnach Luther nicht. Auf dem Satze von der Freiheit des Gewissens fußend, würdigte er nicht genügend, daß man von ihm aus auch zu anderen Schlüssen, als er sie zog, kommen konnte und daß seine Gegner sie für sich gleichfalls in Anspruch nehmen durften. Wenn er auch den Glauben nicht zwingen wollte, verweigerte er die Freiheit des Kultus. Aber von seiner persönlichen Ge-

wissensfreiheit ausgehend, erkämpfte er sie thatsächlich zugleich für andere.

Auch das ist gewiß, daß er seine anfänglichen Ideen nicht ausgeführt hat. Er gab eines der edelsten Stücke seiner Reformpläne preis, die Anteilnahme der Laien an der Kirche. Eine Gemeindeverfassung in dem ursprünglich beabsichtigten Sinne erfolgte nicht, so daß die Geistlichkeit im Verein mit der Regierung die gesamte kirchliche Leitung behielt. Der schwere Schaden dieser Unterlassung ist nicht ausgeblieben. Doch mag man zugeben, daß Zeit und Menschen noch nicht reif waren, und die unendlichen Schwierigkeiten, die sich ohnehin bei der Neuordnung der Kirche herausstellten, machten Luther besorgt; er begnügte sich mit dem Nötigsten und hielt die feste Führung von oben her für unentbehrlich.

Wer wollte demnach leugnen, daß auch dieser Mensch seine Schwächen hatte?

Die Fehler hervorragender Männer haben etwas Wohlthuendes, denn sie schlagen die Brücke hinüber zu den anderen geringeren Menschen und lassen diesen das Bewußtsein des gleichen Fleisches und Blutes. Und oft sind die Schwächen mit den Stärken so untrennbar verbunden, daß diese ohne jene nicht vollkommen wären. Daher soll man die Schattenseiten nicht verschleiern, sie gehen mit ihrem Träger zu Grabe und von ihm bleibt nur lebendig, was er Großes geleistet.

Man hat an Luther die Beschränkung auf die Theologie getadelt, wohl mit Unrecht. Sie ergab sich aus seinem Werdegange, weil er anfangs nur für sich dachte, und so hat er späterhin seine Sache als eine persönliche betrachtet; er wollte nur zusammenhalten, was sich ihm anschloß, mit ihm gleicher Meinung war. Erst dadurch kam er zu der vollen Entwickelung seiner Ideen, zur gänzlichen Lossagung von der katholischen Kirche. Denn alle bereits vor ihm vorhandenen Richtungen, die Mystik, die Humanistik, brauchten nicht zu einer dogmatischen Revolution zu führen. Gerade eine solche veranlaßt zu haben,

war die persönlichste Leistung des Wittenberger Theologen, und darin liegt ihre unbegrenzte Wirksamkeit. Nicht, daß die Minderung des Dogmenbestandes, das Abthun einiger und die Veränderung anderer Lehrsätze, über welche ohnehin die nicht katholischen Gruppen im Streite blieben, oder gerade die durch Luther gegebene Formulierung das Wesentliche war, denn die Reformation machte der unbeschränkten Weltherrschaft der Dogmen ein Ende, sondern alles Weitere hing daran, daß dem römisch-päpstlichen Systeme für die Dauer ein anderes entgegengesetzt wurde.

Luther wandte sich überhaupt mit wachsender Bestimmtheit gegen die althergebrachte Weltanschauung. Mit seinem warmen Gemüte vereinigte der Reformator eine praktische Verstandesgabe, einen sicheren, treffenden Blick für das menschliche Leben, der ihn befähigte, sich zu erheben über die künstlichen Scheidewände, welche das Mittelalter zwischen dem Menschen und der Natur errichtet hatte. Die Humanistik verlangte bereits das Recht, die Gaben der Natur zu genießen, zurück, Luther suchte Sittlichkeit und menschliche Freuden zu vereinen. Ganz im Gegensatz zu der alten Askese ließ er auch der Sinnlichkeit Raum, da sie Gott in den Menschen gepflanzt hätte, und es konnte ihm wohl zustoßen, daß er sie in seinem Eifer lebhafter verteidigte, als gut war. Im Grunde wollte er nur die rechte Harmonie zwischen dem irdischen und dem religiösen Dasein herstellen. Der Mensch sollte leben mit seinen Mitmenschen, ihnen dienen und nutzen, nicht sich von ihnen in Weltflucht zurückziehen. Das irdische Dasein, wenn es durchdrungen war vom Glauben und dessen segensreichen Wirkungen, besaß für ihn eigenen Wert, und wer seine Pflichten erfüllt, dient auch Gott. So hörte der Mensch auf, lediglich ein Inventarstück der Kirche zu sein; mit fröhlichem Sinne mag er diese Welt bewohnen, und ihr geben, was ihr gebührt.

Eine solche Auslegung des Erdenlebens kam der Neigung zum natürlichen Genuß entgegen, die in den letzten Jahrhun-

derten um sich gegriffen und zur Zersetzung des alten Glaubens beigetragen hatte. Luther verwarf sie nicht, er gab ihr nur die rechte Fassung. Er vereinigte überhaupt in sich alle die Regungen des Volkslebens, welche sich gegen die altkirchlichen Ideen aufgelehnt hatten.

Luther eroberte im Sturme das deutsche Volk, weil er zu ihm redete als echter Volksgenosse, aus ganzem Herzen und sein Herz jedem eröffnend. Er war durch und durch ein „ehrlicher" Deutscher. Die wunderbare Gabe, für alles das rechte Wort zu finden, der Reichtum an Bildern, die, weil dem Leben entlehnt, jedem verständlich waren, der Fluß der Worte, der seine Schriften zu Reden machte, erweckten das Gefühl, es müsse alles so sein, wie er es sagte. Kein Schriftsteller hat je die Deutschen so bis in die innersten Herzfalten ergriffen, und so wenig Luther Politiker war, gehört er dennoch zu den größten deutschen Publicisten. Er schrieb deutsch als Deutscher an die Deutschen, und so weckte er nationales Bewußtsein. Seine Bibelübersetzung, dieser herrlichste Schatz, den er den Nachkommen hinterließ als unerschöpfliche Quelle der Erquickung und des Trostes, seine Kirchenlieder blieben lebendig, als die andern Schriften vergessen wurden. Die Sprachform, die er wählte, wurde herrschend in der Litteratur. Luther hat zwar nicht die hochdeutsche Schriftsprache geschaffen, denn er fand sie bereits vor, aber er half ihr zum schnellen Siege über die andern Redeweisen.

Was Luther begonnen, haben Zwingli, Calvin und andre weitergeführt und verbreitet. Denn obgleich Zwingli selbständig zu ähnlichen Ansichten kam, so darf wohl behauptet werden, ohne Luther wäre seine Wirksamkeit eine beschränkte geblieben. Die von Deutschland ausgegangene Reformation setzte die ganze Welt in nicht mehr zu Ruhe kommende Bewegung. Doch was war es nun, was ihr diese unermeßliche Bedeutung gab?

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Die Bedeutung der Reformation.

Die Wirkung der Reformation läßt sich in einem Satze zusammenfassen: sie stürzte die universal-kirchliche Idee. Durch die dauernd behauptete Trennung eines großen Teiles der abendländischen Menschheit von der allgemeinen römischen Kirche und der in ihr enthaltenen Denkweise kam die Welt in neue Bahnen, entstand die neue Zeit. Denn mag man alle großen damaligen Erfindungen, die Entdeckung Amerikas und der indischen Seewege zusammenrechnen, sie wiegen nicht die Reformation auf, die ihnen erst den Verstand zur rechten Anregung frei machte.

Alles menschliche Denken war bisher in bestimmte Grenzen gewiesen und an unumstößliche Voraussetzungen gebunden. Von ihnen wurde jetzt ein großer Teil der europäischen Völker entbunden, und die Folgen davon erstreckten sich allmählich auch auf die übrigen.

Der Staat war im Mittelalter nur ein Notbehelf gewesen. Ihm kam nur zu, der Kirche zu dienen, ihre Lehren zu verteidigen und zu verbreiten, daneben die äußere Ordnung zu erhalten. Jetzt wird ihm ein selbständiges Recht zu teil, er nimmt sogar die Kirche unter seinen Schutz und seine Obhut. Der Staat bestimmt jetzt selbst sein Leben, er erhält eine Reihe von Aufgaben, die vordem die Kirche beanspruchte, mit seinen Pflichten wachsen Bewußtsein, Inhalt und Kraft. So entwickelte sich der moderne Staatsbegriff in seiner Vielseitigkeit, welche auch die sittlichen Zwecke umfaßt. Die Kirche verfolgte diese fortan zwar auch als Mitarbeiterin, doch nicht mehr als Gebieterin; entkleidet der Allgewalt, der politischen Macht, wurde

sie befreit von einer Last, welche sie zu Boden gedrückt hatte; auf ihren eigentlichen Beruf angewiesen, kam sie in die Lage, ihn reiner zu erfüllen. Der ideale Gehalt der Religion konnte durch die erstickenden Aeußerlichkeiten hindurchdringen.

Schon hatten die Völker angefangen, sich zu festen Nationalitäten zu bilden; der erstarkte Staat gab ihnen fortan den Rahmen, welcher die Ausbildung ihrer Eigentümlichkeiten und besonderen Gaben gestattete. Doch wurde die gemeinsame geistige Arbeit nicht gehindert, sie gestaltete sich nur vielseitiger und darum tiefer.

Denn den Hauptvorteil der großartigen Wendung trug die Wissenschaft davon. Nicht mehr unterworfen einem kirchlichen Systeme, verrichtete sie ihre Arbeit mit voraussetzungslosem, das reine Sein der Dinge suchendem Denken. Solange die Kirche der Forschung Schranken setzte, gab es nur ein Wissen, keine Wissenschaft. Die freie Forschung durfte kühn ihr Haupt erheben, und über sie kann nur spotten, wer ihrer nicht fähig ist oder sich vor ihr fürchtet. Wohl vermag sie auch Schaden anzurichten, aber soll die Sonne nicht mehr scheinen, weil sie manchmal die Fluren versengt?

Die Forschung sucht die Natur, den Menschen zu begreifen, wie er ist. Beide kommen zu ihrem vollen Wert, zu ihrer rechten Schätzung; der Mensch kann nicht mehr bloß nach kirchlichem Maße gemessen werden. So entsteht der von der Kirche losgelöste Humanitätsgedanke und mit ihm die Idee der freien, rein menschlichen Sittlichkeit. Erst durch sie wird die Toleranz geistig ergriffen und geläutert. Das Verlangen nach religiöser Duldung entsprang naturgemäß in den Minderheiten, die ihrer bedurften; indem nun allmählich klar wurde, daß keine der großen Religionsparteien die andre besiegen würde, blieb nichts übrig, als sich gegenseitig zu vertragen. Damals freilich war man noch weit von der höheren Erkenntnis entfernt.

Die ganze moderne Entwickelung lag demnach eingebettet in der *einen* Thatsache, in der Sprengung der alleinigen

kirchlichen Autorität. Nur langsam trat die Umwandlung hervor, und wir stehen noch mitten in ihr.

Hatte an diesen Folgen die ganze Welt teil, so bestimmte die Reformation noch besonders die deutsche Geschichte.

War sie nun allein die That Luthers oder auch die des Volkes? Es ist da vorerst zu prüfen, wie die einzelnen Stände sich zu ihr verhielten.

Bei den Geistlichen kam viel auf die Klasse an. Natürlich, die Höchstgestellten, die Bischöfe, auch die Domkapitel mußten lange Zeit zurückhalten; nur wo weltlicher Schutz sicher war, wie in Preußen, wagte man früh eine Entscheidung. Der Weltklerus stellte, wo es anging, sofort zahlreiche Glieder in den Dienst der Reformation, aus der gedrückten Landgeistlichkeit ging sogar viel leidenschaftliche Aufreizung hervor und ebenso aus dem Mönchstume. Auch dieses hing von den örtlichen Verhältnissen ab; wo sie günstig lagen, entleerten sich oft die Klöster vollständig.

Der Natur der Dinge nach gaben die Laien den Ausschlag. Nachdem der Aufstand der Bauern niedergeworfen war, mußten sie sich in der Religion nach dem Willen der Herren richten; ebenso stand es in den Gegenden, die ruhig geblieben waren. Der Bauer, wie er auch in seinem Herzen denken mochte, kam nicht viel in Frage; jedenfalls hat er sich nirgends für die alte Kirche erhoben. Vielmehr wurde, auch in protestantischen Landen, über seine Teilnahmlosigkeit, selbst trotzige Ablehnung gegen alles kirchliche Wesen geklagt.

Der Adel kam meist der Reformation bereitwilligst entgegen, und bei ihm nahm der Anschluß an sie stetig zu; in den landständischen Versammlungen ergriffen seine Vertreter fast allenthalben für die Umwandlung Partei.

Den festen Kern bot das Bürgertum, das sonst gar nicht revolutionär gestimmt war. In den Reichsstädten namentlich des Südens griff die neue Lehre gleich anfangs überaus schnell Platz und die Bürgerschaft drängte oft die zaghaften Obrig-

keiten vorwärts. Aehnlich ging es in den größeren Landesstädten, die noch nicht ganz unter die Hoheit ihrer Fürsten gebeugt waren.

Soweit das Volk in Betracht kam, wandte sich also der größte Teil gern und rasch der neuen Richtung zu. Gewiß gab es auch viele Widerstrebende, und es muß hervorgehoben werden, daß gerade unter den gelehrten Gebildeten, die vordem lebhaft die Entartung der Kirche getadelt hatten, manche vor dem ungeahnten Fortschritt der Umwälzung erschraken und zurückhielten. Auch harter Zwang wurde gelegentlich durch die protestantischen Mehrheiten geübt, aber selbst wenn man allen den Widerstand zusammenrechnet und noch so hoch in Ansatz bringt, ihm gegenüber bleibt unleugbar als weit überwiegende Gesamtsumme bestehen, daß die alte Kirche überraschend schnell zusammenbrach, daß namentlich eine Begeisterung oder gar ein freudiges Märtyrertum für sie selten zu treffen war. Wie war der ehemalige Feuereifer gegen die Ketzer geschwunden! Niemand fürchtete sich mehr, von Rom mit diesem einst verabscheuten Namen bezeichnet zu werden.

Auf katholischer Seite hat man das damals unumwunden zugestanden. Schrieb man auch gern den Neuerungssüchtigen unlautere Beweggründe zu, immer wieder entschuldigten sich die Anhänger der alten Kirche, wie die Furcht vor dem ihr abgeneigten Volke ihnen Zugeständnisse abnötige, entschiedenes Einschreiten verböte. Die Katholiken verkannten auch auf dem Augsburger Reichstage nicht, daß die Freilassung der Religion das Ende des päpstlich-römischen Glaubens bedeuten würde, und versagten sie deswegen. Sie legten damit und mit dem geistlichen Vorbehalte ein offenes Geständnis ab, wie schwach ihre Sache bestellt sei, wie sie nur durch Zwang erhalten werden könne, während die Freiheit den Gegnern den völligen Sieg gebracht hätte.

Diese unwiderstehliche Verbreitung der Reformation beweist, daß sie nicht von einzelnen gemacht worden ist. Sie

darf als eine That des Volkes bezeichnet werden und hätte es allein an ihm gelegen, sie hätte sich friedlich und einheitlich vollzogen. Doch ist ebenso gewiß, daß die Persönlichkeit Luthers dem Ganzen die besondere Ausgestaltung verlieh. Er gab dem allgemein Empfundenen Form und Wesen nach seiner Weise. Weil seiner Führerschaft von Anfang an gehorcht wurde, folgte man ihm auch im Einzelnen, und daher nahmen, soweit nicht besondere Verhältnisse dazwischenkamen, die Anhänger seine Lehren und Sätze an, die ihnen im Laufe der Jahre zur Ueberzeugung wurden. Ueber dogmatische Feinheiten denkt das Volk nicht nach; es überläßt sie den Männern, denen es sein Vertrauen schenkt.

Bei diesen mittleren Ständen konnte der Eigennutz keine sonderliche Rolle spielen, und selbst hätte er es gethan, so würde darin nur ein weiterer Beweis für den vollständigen Wechsel der Gesinnung liegen. Noch vor kurzem hielt man die Stiftung von Kirchen und Klöstern für höchst verdienstlich, und wer hätte wenige Jahrzehnte vordem gewagt, Stätten des Kultus aufzuheben und zu zerstören? Gerade die gutgestellten, größeren Bürger, bei denen wirtschaftliche Beweggründe nicht in Frage kamen, schlossen sich meist am schnellsten der Reformation an.

Es wäre thöricht, zu bestreiten, daß in den späteren Jahrzehnten manche Fürsten die Einziehung geistlichen Gutes mit Behagen vornahmen. Ein bedeutender Teil fiel jedoch nicht den fürstlichen Kassen zu, sondern wurde verwandt für Zwecke der Kirche, der Schule, der Armenpflege und ähnliche Aufgaben.

Auch sonst brachte die Reformation wirtschaftlichen Gewinn. Den Abfluß des Geldes nach Rom hatte man schon in den katholischen Zeiten hindern wollen. Was von den Klosterbesitzungen verkauft wurde, gereichte zur Vermehrung ländlicher Arbeit; viele kleinere Leute erwarben Güter, so daß die Verwertung des Bodens zunahm. Der mittlere Besitz mehrte sich.

Daß es auch recht gewinnbringend sein konnte, bei der alten Kirche zu bleiben, sah man an den bayerischen Wittelsbachern, welche ihre Staatswirtschaft gemäß den ihnen vom Papste zugewiesenen Erträgnissen kirchlichen Gutes einrichteten, und fortwährend zahlreiche Prinzen in Bistümern versorgten. Zu Anfang ließ sich der künftige finanzielle Vorteil noch gar nicht übersehen, und damals war der Anschluß an Luther auch für die Fürsten ein solches Wagnis, daß man ihm tiefere Gründe beimessen muß. Die ältere Generation hatte reichlich genug Ueberzeugung und Glaubensmut zu bewähren. —

Der Beitritt der Fürsten gab der Reformation nicht nur festen Halt, sondern bestimmte auch ihre Ausbildung, indem die gesamte kirchliche Sache an die Territorien kam. Es entstanden die Landeskirchen, beruhend auf dem von den Landesherren in Anspruch genommenen bischöflichen Rechte, da die Jurisdiktion der katholischen Kirchenoberen abgeschüttelt wurde.

In den protestantischen Ländern gab es viel Unfertiges. Nachdem die erste Begeisterung sich gelegt hatte, blieben vielfach nur Trümmer übrig und Unerfreuliches kam zum Vorschein. Das Volk wurde zuchtlos oder gleichgültig, viele von den gebliebenen Geistlichen waren bei ihrer geringen Bildung unfähig, sich einzurichten, bessere schwer zu haben und auch diese bedurften erst der Schulung. Da der geistliche Stand und die bisherige Wissenschaft in Mißachtung geraten waren, nahm das Universitätsstudium plötzlich stark ab. So verging geraume Zeit, ehe der neue Gottesdienst allenthalben in würdiger Weise gehalten werden konnte. Aus den protestantischen Kreisen selbst ertönten über diese Mißstände laute Klagen, welche freilich, wie vordem die über die alte Kirche, am besten beweisen, wie ernstlich man ihre Abstellung ersehnte, und jetzt konnte wenigstens Hand angelegt werden.

Das Muster gab Sachsen. Statt des allgemeinen Priestertums und der Mitwirkung der Laien, wie Luther ursprünglich gefordert hatte, wurde das geistliche Amt unter die Aufsicht

des Staates gestellt. Er übte sie aus durch ein vom Fürsten eingesetztes Konsistorium, unter dem die auch von oben ernannten Superintendenten standen, die den einzelnen Pfarrern, deren Ernennung oder Bestätigung ebenfalls dem Fürsten zukam, übergeordnet waren. Visitationen sorgten für die ordentliche und richtige Erfüllung der Pflichten. Der Religionsunterricht, für den Luther selbst seine Katechismen schrieb, nahm auch in den Volksschulen, um deren Errichtung er eifrig das Wort einlegte, eine hervorragende Stelle ein. Die Folge dieser Verhältnisse war eine ungemeine Stärkung der landesfürstlichen Gewalt. Selbst die katholischen Staaten blieben dabei nicht zurück, denn bei ihnen erlangte die Regierung gleichfalls einen starken Einfluß auf die Kirche, wenigstens für Aufsicht und Verwaltung.

Politisch setzte demnach die Reformation den bereits begonnenen Prozeß fort, die Auflösung des Reiches in selbständige Territorien und deren Kräftigung. Die Beschlüsse, welche auf dem Augsburger Reichstage über Landfrieden und Kreisordnung, wie über das Kammergericht gefaßt wurden, waren wie vordem darauf gerichtet, die Thätigkeiten der Reichsregierung in die Stände zu legen.

Jetzt zerfiel das Reich noch in zwei religiöse Parteien unter der Führung der Fürsten. War schon bei den Katholiken wenig Neigung vorhanden, die kaiserliche Macht und mit ihr die Reichseinheit zu stärken, so arbeiteten die Protestanten mit allen Mitteln dagegen. Deckten sich früher noch einigermaßen Kaiser und Reich, jetzt wurde der Kaiser zu einem Mitglied der katholischen Partei. Der politische Zustand des Reiches war vollkommen trostlos und hoffnungslos geworden. Das einheitliche nationale Gefühl, wie es zu Anfang des Jahrhunderts bestanden hatte, ging darüber vollständig in die Brüche. Die Unsicherheit der ganzen Lage, die schwache Bürgschaft, welche der Religionsfrieden für die Erhaltung des Friedens bot, vermehrten die allgemeine Unbehaglichkeit.

Unleugbar war demnach die Reformation der Einheit des Reiches höchst nachteilig. Einigen Ersatz bot sie durch die Einbürgerung der neuhochdeutschen Sprache in das Schrifttum, welche ein geistiges Band um die getrennten Glieder schloß. Wie die gleiche Schriftsprache Süd und Nord einander näherte, so kamen diese auch in engere Beziehung, soweit die protestantischen Interessen ihnen gemeinsam waren. Dieser Vorschub nach Süddeutschland hatte großen Wert; wäre es ausschließlich katholisch geblieben, hätte sich Deutschland vollends in zwei feindliche Hälften gespalten.

Unwillkürlich wendet sich bei solchem Ergebnis der Blick zurück auf den Mann, der dafür am ehesten haftbar zu sein scheint, auf den Kaiser. Wie oft haben Geschichtsforscher die Wahl von 1519 als das größte Unglück bezeichnet, das Deutschland je zugestoßen sei! Hätte Karl die Deutschen und seine Zeit verstanden, würden dann nicht die Geschicke unsres Vaterlandes einen andern Lauf genommen haben? An die Spitze der nationalen Bewegung tretend, konnte er Deutschland von Rom lostrennen und das Königtum zum starken Mittelpunkt eines neu geeinigten Reiches erheben!

Möglich, daß Karl vermocht hätte, die deutschen Fürsten allesamt mit sich fortzureißen. Doch ist fraglich, ob bei allem glücklichen Gelingen der Ausgang dem auf anderm Wege erreichten gleichwertig gewesen wäre. Zur Zeit des Wormser Reichstages loderte zwar Deutschland von Zorn gegen Rom, aber eine gründliche Veränderung der Religion lag noch nicht im allgemeinen Verständnis und Begehren. Wurde damals die Reformation Reichssache, allem Vermuten nach wäre sie eine äußerliche der Verwaltung und Stellenbesetzung geblieben, etwa im Sinne der ehemaligen konziliaren Idee. Erst durch das allmähliche Ausreifen in kleineren Kreisen ergab sich eine so große Umgestaltung.

Karl konnte kaum anders handeln, als er gethan hat, selbst wenn er keine feste kirchliche Ueberzeugung mitgebracht

hätte, denn auch die Größten der Erde stehen unter dem Zwange ihrer Verhältnisse. Spanien und dessen Herrschaft über Unteritalien schrieben ihm den unausweichlichen Weg vor.

Doch wie, wenn die Deutschen einen andern König aus ihrer Mitte wählten? Keiner der damaligen Fürsten macht den Eindruck, daß er einem so gewaltigen Unternehmen gewachsen war, am wenigsten der ewig bedächtige Friedrich der Weise von Sachsen. Mit den Zielen konnte indessen der Mann wachsen. Da wäre gleich Karl mit seinen habsburgischen Ländern ein schwer überwindliches Hindernis gewesen. Aber hätte nicht ein stattlicher Held vermocht, mit Hilfe des Volkes die Verfassung samt der Kirche über den Haufen zu werfen und ein neues Reich zu gründen? Das Ende von Sickingens Zug und der Verlauf des Bauernkrieges machen nicht den Eindruck, daß die Volkskräfte zu so großem Unternehmen ausreichten. Der Gegensatz der Stände war zu stark, als daß selbst ein volkstümlicher König ihn hätte heben können; die Kirche, die Fürsten, selbst das große Bürgertum wären einem mit der Revolution gehenden Herrscher entgegengetreten. Dieses zerklüftete Reich bot einem Könige, der die Kirchenreform mit Gewalt durchdrücken wollte, keine ausreichenden Handhaben und die politischen und sozialen Schwierigkeiten hätten alsbald die nationale und kirchliche Begeisterung erstickt. Diese Verhältnisse mußten den genialsten Herrscher zu Boden ziehen. Die mächtige Beute der Bistümer hätten die Fürsten gleich anfangs gewiß nicht dem Reiche gelassen.

Die großen Entwickelungen erfolgen immer im geschichtlichen Zusammenhange und lassen sich aus ihm nicht herausreißen. Man mag beklagen, daß es nicht anders ging, aber vergangene Zeiten sind nicht mehr nach unsern Wünschen zu gestalten.

Soweit die allgemeine Volksstimmung wirken konnte, hat sie es gethan. Dagegen unterblieb die Reform des Reiches und die der sozialen Zustände, welche nur von gewissen Teilen

des Volkes gefordert wurden. An sich standen diese Bestrebungen mit der kirchlichen Reform nur deshalb im Zusammenhange, weil die alte Kirche so viel Weltliches hatte und der allgemeine Sündenbock war. Die kirchliche Aenderung ging jedoch über das Mittelalter hinaus, während die Revolutionen es erhalten oder in seinem früheren Wesen zurückrufen wollten. Die wirtschaftlich-politische Wandlung der beiden letzten Jahrhunderte erwies sich als die kräftigere, der Zeiger der Uhr war nicht mehr zurückzudrehen.

So oft eine große Idee auftaucht, wird sie als die allgemeine Rettung begrüßt. So war es im Mittelalter mit der Kirche, an seinem Ende mit der Kirchenreform. Die neuen Ideen begeistern und enttäuschen nachher, weil man von ihnen mehr erwartet, als gerecht ist. Das Leben in seiner Fülle läßt sich nicht von einer Bewegung einheitlich fassen und in der Geschichte wird nichts auf einmal erreicht.

Uebersicht der wichtigsten Ereignisse

in ihrer zeitlichen Folge.

Meine Darstellung ist hauptsächlich nach allgemeinen Gesichtspunkten gegliedert, um die mannigfachen Seiten der Entwickelung und ihr Ineinandergreifen deutlich hervortreten zu lassen. Da ich eine den Leser störende und ermüdende Anhäufung von Thatsachen und Jahreszahlen möglichst vermeiden wollte, hielt ich es für besser, die wichtigsten Daten in einem Anhange aneinander zu reihen. Dadurch wird die Erzählung entlastet, die chronologische Folge der Geschehnisse am klarsten veranschaulicht und eine bequeme Uebersicht des rein Sachlichen gegeben. Manche bekannte Einzelheit konnte im Texte übergangen werden, um hier eine kurze Erwähnung zu finden. Wer die Jahreszahlen nicht recht im Gedächtnisse hat, vermag sich so rasch über sie zu unterrichten. Natürlich habe ich mich auf die notwendigsten Angaben beschränkt. Außerdem erleichtert das dem zweiten Bande beigefügte Namen- und Sachregister den Ueberblick.

		Seite
481—511.	Der Merowinger Chlodwig gründet das Frankenreich durch die Siege 486 über den römischen Feldherrn Syagrius, 496 über die Alamannen, 507 über die Westgoten. 496 tritt er zum katholischen Christentum über. Seine Söhne unterwerfen die Burgunder, Thüringer, Alamannen und Bayern.	12-16.
687.	Pippin der Mittlere sichert durch die Schlacht bei Testri sich und dem karolingischen Geschlechte die Würde des Majordomus im ganzen Frankenreiche.	16.

		Seite
715–741.	Karl Martell, Neuordner des Reiches; besiegt 732 die Araber.	16.
751.	Pippin, Karls Sohn, nimmt die Königswürde an.	16.
755.	St. Bonifatius wird in Friesland erschlagen.	18.
768–814.	**Karl der Große.**	17-20. 24. 28-29.
772–803.	Kriege gegen die Sachsen.	17. 44.
774.	Unterwerfung des langobardischen Reiches.	19.
788.	Einverleibung von Bayern nach Absetzung des Herzogs Thassilo.	17. 42.
791–796.	Besiegung der Awaren, Ausdehnung des Reiches nach Osten und Norden.	17. 43.
800.	Kaiserkrönung durch Papst Leo III.	19. 53.
814–840.	Ludwig der Fromme.	19-20.
843.	Teilungsvertrag zu Verdun. In Ostfranken Ludwig der Deutsche bis 876, in Westfranken Karl der Kahle bis 877, in der Mitte und in Italien Kaiser Lothar († 855) und seine Söhne bis 875.	20-21.
858–867.	Papst Nicolaus I.	22.
870.	Teilungsvertrag zu Meersen zwischen Ludwig und Karl.	20.
872–882.	Papst Johann VIII.	23.
880.	Vertrag zu Ribemont setzt die Grenzen zwischen Ost- und Westfranken fest.	20. 39.
885.	Kaiser Karl III. (der Dicke), Sohn Ludwigs des Deutschen, vereinigt nochmals das gesamte Reich.	21.
887–899.	König Arnolf von Kärnten, Kaiser seit 896.	21. 28.
891.	Arnolf besiegt die Normannen.	28.
	Ende des großmährischen Reiches. Auftreten der Ungarn.	28-29.
900–911.	König Ludwig das Kind, der letzte Karolinger in Ostfranken. Entstehung der Herzogtümer.	21. 29-30.
911–918.	König Konrad I. von Franken; Trennung Lothringens.	30-31. 40.
919–1024.	**Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause.**	
919–936.	Heinrich I.	31-34. 45. 62.
925.	Anschluß Lothringens.	31. 39-41.

		Seite
1048.	Oberlothringen erhält Graf Gerhard, der Stammvater der Herzöge von Lothringen (bis 1735).	—
1056—1106.	Heinrich IV.	67-68. 80-81.
1059.	Papst Nicolaus II. erläßt das Wahldekret und belehnt die Normannen mit Unteritalien. Soziale Revolution in den oberitalischen Städten.	79-80.
1062.	Entführung Heinrichs in Kaiserswerth durch Erzbischof Anno von Köln.	68.
1070.	Welf erhält das Herzogtum Bayern.	—
1073—1075.	Aufstand in Sachsen.	68.
1073—1085.	Papst Gregor VII.	74-80.
1076.	Absetzung Gregors.	80.
1077.	Buße in Kanossa. Rudolf von Schwaben wird Gegenkönig († 1080).	80.
1079.	Friedrich von Staufen erhält das Herzogtum Schwaben.	—
1081.	Gegenkönig Hermann von Luxemburg († 1088).	—
1084.	Kaiserkrönung durch den Gegenpapst Clemens III.	80.
1090—1097.	Heinrich IV. in Italien, zuletzt ganz machtlos. Abfall seines Sohnes Konrad († 1101).	81.
1095.	Papst Urban II. ruft in Piacenza und Clermont zu den Kreuzzügen auf. 1099 Eroberung Jerusalems.	83.
1106—1125.	Heinrich V.	81. 84.
1111.	Kaiserkrönung durch Papst Paschalis II., der mit Gewalt gezwungen das Investiturrecht bestätigt.	81.
1115.	Heinrich besiegt am Welfesholze durch Herzog Lothar von Sachsen, den Führer der päpstlichen Partei.	—
1122.	Konkordat zu Worms über die Bischofswahlen; Papst Calixtus II.	81-82.
1125—1137.	Lothar von Sachsen.	84. 87. 90.
	Kampf mit den staufischen Brüdern, den Herzögen Friedrich und Konrad.	—
1133.	Kaiserkrönung durch Papst Innocenz II.; dessen Gegner Papst Anaclet II.	87.
1134.	Albrecht der Bär erhält die Nordmark.	—

		Seite
1136.	Konrad der Große, Markgraf der Lausitz, begründet die Bedeutung des Hauses Wettin.	—
	Die Orden der Cistercienser und der Prämonstratenser durch Bernhard von Clairveaux und Norbert begründet.	—
1138–1254.	**Könige und Kaiser aus dem staufischen Hause.**	87-103.
1138—1152.	Konrad III.	87-88.90.102.
	Kämpfe mit den Welfen; Heinrich der Löwe erhält das Herzogtum Sachsen und gibt Bayern auf.	—
1147—1149.	Kreuzzug.	—
1152—1190.	Friedrich I. der Rotbart.	88-95.
1155.	Kaiserkrönung durch Papst Hadrian IV.	—
1156.	Heinrich der Löwe erhält Bayern zurück, von dem die Ostmark als Herzogtum Oesterreich abgetrennt wird.	88.
1158—1162.	Friedrich bezwingt Mailand und Oberitalien	90.
1159—1181.	Papst Alexander III.; gegen ihn kaiserliche Gegenpäpste.	92-93.
1163.	Schlesien, zu Polen gehörig, unter eigenen Herzögen.	—
1167.	Friedrichs Sieg über den Papst durch den Ausbruch der Pest vor Rom vereitelt. Aufstand der lombardischen Städte.	—
1176.	Friedrich bei Legnano von den Mailändern besiegt.	93.
1177.	Friede zu Venedig mit Papst Alexander III.	93.
1180.	Sturz Heinrichs des Löwen. Zerlegung des Herzogtumes Sachsen; der östliche Teil kommt an die Anhaltiner, der westliche (Westfalen) an Köln. Lübeck wird Reichsstadt. Das Herzogtum Bayern fällt an die Wittelsbacher, abgetrennt wird das Herzogtum Steiermark, das bald mit dem Herzogtume Oesterreich vereinigt wird. Die Welfen behalten ihre Eigengüter in Sachsen, Braunschweig und Lüneburg.	93-94.
1181.	Friedrich belehnt die Herzöge von Pommern.	131.
1183.	Friede zu Konstanz mit den lombardischen Städten.	93.
1184.	Großer Reichstag zu Mainz	—

		Seite
1186.	Heinrich VI. heiratet Konstanze, die Erbin von Neapel und Sicilien.	94-95.
1190.	Friedrich stirbt auf dem Kreuzzuge in Kleinasien.	95.
1190—1197.	Heinrich VI.	94-95. 97-99.
1191.	Kaiserkrönung.	—
1192—1194.	König Richard Löwenherz von England Gefangener des Kaisers.	—
1194.	Eroberung von Neapel und Sicilien.	95.
1196.	Heinrichs Sohn Friedrich (geboren 1194) als Nachfolger anerkannt.	95.
1198.	Der Deutsche Orden als Ritterorden bestätigt.	107. 132.
1198—1216.	Papst Innocenz III.	98.
1198.	Doppelwahl.	95-97.
1198—1208.	Philipp von Schwaben. Die Lieder Walthers von der Vogelweide.	97-98. 110. 127.
	Wolfram von Eschenbach († um 1220).	110.
1198—1215.	Otto IV.; nach Philipps Ermordung allgemein anerkannt, 1209 von Innocenz zum Kaiser gekrönt, 1211 gebannt, † 1218.	97-98.
1198.	Böhmen wird Königtum.	134.
1201.	Gründung von Riga; der Orden der Schwertritter.	131-132.
1212—1250.	Friedrich II.	95-102.
1214.	Otto IV. im Bunde mit dem englischen König Johann durch Philipp II. August von Frankreich bei Bouvines besiegt.	—
1214.	Die Wittelsbacher erhalten die Rheinpfalz.	—
1216—1223.	Die Bettelmönchsorden der Dominicaner und Franziscaner (Minoriten) vom Papste bestätigt.	126.
1220.	Friedrichs Kaiserkrönung; Ordnung des Königreiches Neapel.	99-100.
1227.	Sieg der niedersächsischen Fürsten bei Bornhöved über König Waldemar von Dänemark.	131. 190.
1228—1229.	Friedrichs Kreuzzug.	—
1230 (um).	Der Sachsenspiegel.	127.
1231—1283.	Der Deutsche Orden erobert Preußen.	132-133.
1233.	Der Ketzerrichter Konrad von Marburg erschlagen.	115.
1235.	Friedrich in Deutschland. Sturz seines aufrühreriſchen Sohnes, des Königs Heinrich.	

		Seite
	Landfriede von Mainz. Braunschweig wird Herzogtum.	99.
1237..	Vereinigung des Schwertordens mit dem Deutschen Orden.	132.
1237—1250.	Friedrich im Kampfe mit den oberitalischen Städten und den Päpsten.	99-102.
1241.	Niederlage der Mongolen bei Liegnitz.	—
1244.	Jerusalem wieder von den Mohammedanern erobert.	—
1245.	Konzil zu Lyon; Friedrich durch Papst Innocenz IV. abgesetzt.	102.
1246.	Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich †. König Ottokar von Böhmen gewinnt allmählich Oesterreich und Steiermark, Kärnten und Krain.	134-135.
1247.	Gegenkönig Heinrich (Raspe) †; Streit um die Landgrafschaft Thüringen.	102.
1247—1256.	Gegenkönig Wilhelm von Holland.	102. 123.
1250—1254.	Konrad IV.	102.
1254.	Rheinischer Bund, von den Städten begründet.	123.
1255.	Trennung der Pfalz von Bayern.	—
1257.	Doppelwahl: Richard von Cornwallis († 1272) und Alfons von Kastilien.	102.
1263.	Thüringen kommt an die Wettiner, die Landgrafschaft Hessen an Heinrich von Brabant.	—
1266.	Karl von Anjou, von den Päpsten Urban IV. und Clemens IV. berufen, erobert Neapel nach dem Falle des Königs Manfred, des unehelichen Sohnes Friedrichs II.	102.
1268.	Konradin bei Tagliacozzo besiegt und in Neapel hingerichtet.	102.
	Zerstückelung der staufischen Erbschaft.	—
1273—1437.	**Wahlkönige aus verschiedenen Häusern.**	
1273—1291.	Rudolf von Habsburg.	135-140.
1278.	Schlacht bei Dürrnkrut, Ottokar von Böhmen †.	139.
1282.	Belehnung der Habsburger mit den österreichischen Landen.	139-140.
1291.	Ende der christlichen Herrschaft im Heiligen Lande.	—
1291.	Bund von Uri, Schwyz und Nidwalden.	184.

		Seite
1292—1298.	**Adolf** (von Nassau), fällt bei Göllheim gegen Herzog Albrecht von Oesterreich.	140.
1294—1303.	Papst Bonifacius VIII.	144.
1298—1308.	**Albrecht** I. (von Oesterreich), ermordet von seinem Neffen Johann von Schwaben.	140. 144.
1305—1314.	Papst Clemens V.	144-145.
1305—1376.	Sitz des Papsttums in Frankreich (Avignon).	144. 151.
1306.	Das böhmische Königshaus der Przemisliden erlischt im Mannesstamme mit Wenzel III.	—
1308—1313.	**Heinrich** VII. (von Luxemburg).	144-145. 175.
1310.	Heinrichs Sohn Johann wird König von Böhmen.	145.
1312.	Kaiserkrönung in Rom durch päpstliche Legaten.	145.
1314.	Doppelwahl.	145.
1314—1347.	**Ludwig** IV. (der Bayer).	145-150.
1314—1330.	**Friedrich** III. **der Schöne** (von Oesterreich).	145.
1315.	Die Schweizer besiegen am Morgarten Herzog Leopold von Oesterreich.	—
1316—1334.	Papst Johann XXII.	146-149.
1322.	Ludwig besiegt und fängt den König Friedrich bei Mühldorf.	145.
1323	Uebertragung der durch das Aussterben der Anhaltiner erledigten Mark Brandenburg an die Wittelsbacher.	149.
1323.	Beginn des Streites mit Papst Johann XXII. Die Minoriten; Marsilius von Padua (Defensor pacis).	147-148.
1327—1330.	Ludwig in Italien.	148-149.
1328.	Kaiserkrönung in Rom.	148.
1329.	Ordnung der wittelsbachischen Familienverhältnisse durch den Hausvertrag von Pavia.	—
1334—1342.	Papst Benedict XII.	149.
1335.	Kärnten fällt an Oesterreich.	—
1338.	Kurverein von Rense.	149.
1342.	Tirol kommt an Bayern durch die Ehe des Markgrafen Ludwig mit Margarete Maultasch (bis 1363), desgleichen Holland, Seeland, Friesland und Hennegau durch Erbschaft (bis 1433).	149.
1342—1352	Papst Clemens VI.	150.

		Seite
1388—1389.	Großer Städtekrieg, beendet durch den Landfrieden von Eger. Graf Eberhard der Greiner von Württemberg siegt 1388 bei Döffingen über die Städte.	177.
1395.	Galeazzo Visconti durch Wenzel zum Herzoge von Mailand erhoben.	183.
1397.	Union der drei skandinavischen Reiche zu Kalmar.	—
1400.	Absetzung Wenzels durch die rheinischen Kurfürsten.	177.
1400—1410.	Ruprecht (von der Pfalz).	157-158. 177 bis 178.
1401—1402.	Feldzug Ruprechts gegen Mailand.	177. 183.
1409.	Konzil zu Pisa, setzt die Päpste Benedict XIII. (Avignon) und Gregor XII. (Rom) ab, wählt Alexander V.	158. 160.
1409.	Gründung der Universität Leipzig nach dem Auszuge der Deutschen aus Prag.	160. 264.
1410.	Der Deutsche Orden bei Tannenberg von Polen besiegt.	188.
1410.	Jost von Mähren († 1411) und Sigmund gewählt.	178.
1410—1437.	Sigmund (zugleich König von Ungarn).	158-169. 177 bis 183.
1411.	Sigmund ernennt den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg zum Verweser der Mark Brandenburg; Friedrich wird 1415 Kurfürst, 1417 belehnt (bis 1440).	178. 202.
1414—1418.	Konzil zu Konstanz.	158-162.
1415.	Papst Johann XXIII. abgesetzt.	158-159.
1415.	Johannes Hus verbrannt.	160-161.
1417.	Papst Martin V. gewählt (bis 1431).	159.
1420—1431.	Hussitenkriege (1420 Kampf um Prag, 1421 Flucht von Saaz, 1422 Sigmund bei Deutsch-Brod geschlagen, Zizka † 1424, 1426 Schlacht bei Aussig, 1427 Flucht von Mies-Tachau, 1431 Flucht von Taus).	162-167. 212 bis 213.
1422.	Reichstag zu Nürnberg; Kriegsmatrikel	214.
1423.	Das Kurfürstentum Sachsen-Wittenberg wird an den Wettiner Friedrich den Streitbaren von Thüringen-Meißen übertragen.	203.
1427.	Reichstag zu Frankfurt; gemeiner Pfennig.	214.
1431—1449.	Das Konzil zu Basel.	167-170.
1433.	Die Prager Kompaktaten.	167.

		Seite
1433	Sigmunds Kaiserkrönung in Rom durch Papst Eugen IV.	183.
1434.	Die Taboriten bei Lipan (Böhmisch-Brod) besiegt.	167.
1436.	Sigmund auf dem Iglauer Landtage als König von Böhmen anerkannt.	167.
1437.	Eugen IV. verlegt das Baseler Konzil nach Ferrara; wird suspendiert.	168.
1438—1740.	**Die Kaiserwürde stetig bei den Habsburgern.**	
1438—1439.	Albrecht II.	179.
1438.	Neutralitätserklärung der Kurfürsten.	169.
1439.	Eugen IV. abgesetzt; Felix V.	168-169.
1440—1493.	Friedrich IV., als Kaiser seit der Krönung 1452 Friedrich III.	169. 180-183.
1440—1470	Friedrich II. Kurfürst von Brandenburg.	202.
1440—1486.	Albrecht Achilles, sein Bruder, in den fränkischen Fürstentümern, seit 1470 auch Kurfürst von Brandenburg.	202-203.
1448.	Konkordat zu Wien mit Papst Nicolaus V.	170.
1449—1476.	Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz.	199-200.
1450.	Johann Guttenberg († 1467); der Bücherdruck	269-270.
1453.	Eroberung von Konstantinopel durch die Türken.	174.
1453.	Oesterreich wird Erzherzogtum.	—
1457.	Ladislaus Posthumus, der Sohn Albrechts II., König von Ungarn und Böhmen †.	179. 188.
1458—1464.	Papst Pius II. (Aeneas Silvius).	174. 266.
1458—1471.	Georg Podiebrad König von Böhmen.	189.
1458—1490.	Matthias Corvinus König von Ungarn.	189.
1460.	König Christian von Dänemark zum Herzoge von Schleswig-Holstein gewählt.	189.
1466.	Friede zu Thorn. Das Ordensland Preußen kommt unter polnische Lehnshoheit; Abtretung des Weichsellandes.	188.
1474.	Karl der Kühne von Burgund belagert Neuß.	211.
1476.	Schlachten von Granson und Murten	187.
1477.	Karl der Kühne fällt bei Nancy. Seine Tochter Maria († 1482) heiratet Maximilian von Oesterreich.	187.
1483.	Luthers Geburt.	279.

		Seite
1485.	Teilung Sachſens unter die Erneſtiner und Albertiner.	203.
1486.	Wahl Maximilians zum Könige.	181.
1486.	Trennung der Zollern in die brandenburgiſche und fränkiſche Linie (Ansbach-Baireuth bis 1791).	203.
1486—1525.	Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen.	284. 286.
1490.	Wladislaw, König von Böhmen, wird auch König von Ungarn; 1491 Erbfolgevertrag mit Oeſterreich.	189.
1492.	Entdeckung von Amerika.	—
1493—1519.	Maximilian I.	181-189. 216 bis 227.
1494.	Sebaſtian Brants „Narrenſchiff".	257.
1495.	Württemberg wird Herzogtum.	—
1495.	Reichstag zu Worms. Ewiger Landfriede, Reichskammergericht, gemeiner Pfennig.	216-223.
1496—1517.	Kriege Maximilians in Italien und gegen Frankreich.	183. 187.
1496.	Ehe Philipps, des Sohnes von Maximilian und Maria, mit Johanna von Spanien.	187.
1499.	Maximilian entbindet im Frieden von Baſel die Schweizer Eidgenoſſenſchaft von Reichsſteuer und Reichsgericht.	184.
1500.	Reichstag zu Augsburg; Einſetzung des Reichsregimentes in Nürnberg	223.
1502.	Gründung der Univerſität Wittenberg durch Friedrich den Weiſen.	264.
1504.	Vereinigung der bayeriſchen Länder durch Herzog Albrecht IV.	201.
1506.	Gründung der Univerſität Frankfurt a. O. durch Kurfürſt Joachim I.	264.
1508.	Maximilian nimmt den Titel „erwählter römiſcher Kaiſer" an.	—
1508.	Konrad Celtis †.	272.
1509.	Erasmus' „Encomium Moriae"; „Enchiridion militis Christiani".	271-272.
1510.	Reuchlins Streit mit den Kölnern.	274.
1512.	Reichstag zu Köln. Abſchluß der Reichsreform.	225.
1513—1521.	Papſt Leo X.	286.
1515.	Franz I. von Frankreich erobert Mailand durch die Schlacht von Marignano.	285.
1515.	Epistolae virorum obscurorum.	274.

		Seite
1517.	Oktober 31. Luther schlägt seine Thesen an.	280.
1518—1567.	Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen.	299-300. 302.
1518.	Reichstag in Augsburg.	—
1519.	Herzog Ulrich von Württemberg durch den schwäbischen Bund vertrieben.	301.
1519.	Disputation in Leipzig.	281.
1519—1558.	**Karl V.**	283-306. 311. 326.
1520.	Luthers drei Hauptschriften. Verbrennung der Bannbulle.	281-283.
1521.	Reichstag zu Worms.	283. 286.
1521—1525.	Krieg gegen Franz I. von Frankreich, der 1525 bei Pavia geschlagen und gefangen wird. Friede von Madrid.	287. 294.
1523.	Tod Sickingens und Huttens.	287.
1523—1534.	Papst Clemens VII.	294.
1524.	Katholischer Bund zu Regensburg.	294.
1525.	Der Bauernkrieg.	288-292.
1525—1532.	Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen.	297.
1525.	Preußen wird weltliches Herzogtum unter Albrecht von Brandenburg.	295-296.
1526.	Evangelischer Bund in Gotha (Torgau).	294.
1526.	Erster Reichstag zu Speier.	294.
1526.	König Ludwig von Ungarn fällt bei Mohacz gegen die Türken.	295.
	Ferdinand wird König von Ungarn und Böhmen.	295.
1527—1529.	Krieg gegen Franz I., beendet durch den Frieden zu Cambrai.	294.
1527.	Erstürmung Roms durch die kaiserlichen Truppen.	294.
1527.	Gründung der Universität Marburg.	299.
1528.	† Albrecht Dürer, 1529 Peter Vischer.	261.
1529.	Zweiter Reichstag zu Speier. Protestation. Luther und Zwingli in Marburg.	297-298. 299 bis 300.
1529.	Belagerung Wiens durch die Türken.	295.
1530.	Reichstag zu Augsburg. Augsburger Konfession.	300.
1531.	Ferdinand als römischer König gewählt.	306.
1531.	Schmalkaldischer Bund.	301.
1531.	Zwingli fällt bei Kappel.	300.
1532.	Religionsfriede zu Nürnberg.	301.
1532—1547.	Johann Friedrich Kurfürst von Sachsen.	302.

		Seite
1534.	Wiedereinſetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg.	301.
1534.	Vollſtändige Ausgabe der Bibelüberſetzung Luthers.	318.
1535.	Die Wiedertäufer in Münſter.	301.
1535.	Karls Zug gegen Tunis.	—
1536—1544.	Krieg gegen Franz I.; Friede zu Crespy.	302.
1539.	Reformation in der Mark Brandenburg durch Kurfürſt Joachim II.	301.
1543.	Hans Holbein †.	—
1544.	Gründung der Univerſität Königsberg.	—
1545.	Erſte Eröffnung des Konzils zu Trient; Papſt Paul III. 1534—1549.	303.
1546.	Februar 18. Luther †.	312.
1546—1547.	Schmalkaldiſcher Krieg.	303-304.
1547.	Schlacht bei Mühlberg. Moritz wird Kurfürſt von Sachſen. Das Interim.	304.
1552.	Bündnis mit König Heinrich II. von Frankreich. Moritz gegen Karl V. Paſſauer Vertrag.	305.
1553.	Moritz fällt bei Sievershauſen gegen Markgraf Albrecht Alcibiades von Kulmbach.	305.
1555.	Augsburger Religionsfriede.	306-311.
1558.	September 21. † Karl V.	311.







